

Heimatbrief Nr. 26 für den Kreis Braunsberg Sommer 2012

Inhaltsverzeichnis

Jahreshaupttreffen der Kreisgemeinschaft 2012	3
Bericht des Kreisvertreters seit dem Kreistreffen	6
Das letzte Jahreshaupttreffen der Kreisgemeinschaft	9
Grußworte Roswitha Möller, Vorsitzende des BdV, Münster	11
Festvortrag von Herbert Monkowski	18
Rund um Braunsberg von Peter Goldberg	34
Deutschlandtreffen der Ostpreußen am 28.-29. Mai 2011 in Erfurt	36
Familienglück von Charlotte Glanert	47
Leidiges Thema: Straßenumbenennungen	48
Die Fähre von Agnes Miegel	50
Und immer noch einmal das alte Thema: Woher komme ich?	
Wer bin ich?	60
Als Kind alleine mit der Haffuferbahn nach Braunsberg (Gina Boerder)	64
GESCHICHTE	
Braunsberg im Wandel der Jahrhunderte II, von Franz Buchholz	67
Wo sind sie geblieben? Ja, was ist aus unseren jüdischen Mitbürgern geworden?	92
Flucht aus Ostpreußen (Dr. Gerhard Hohmann)	97
Der Krieg, sein Ende und was dann? Teil 2 (Heinz Pfeiffer)	108
Nicht vergessen! (Alois Huhn)	124
Späte Erinnerungen von Inge und Horst Wieshoff	129
UNSERE LEBENDEN - Jubelhochzeit und Geburtstage	139
Da komm ich her von Hannelore Patzelt-Hennig	141
Erinnerungen, unbekannter Verfasser	142
Brief an eine geliebte Stadt - Wormditt (Renate Kienberger)	144
Jeder Deutsche ein Schwimmer, jeder Schwimmer ein Retter	147
In der Schule (Günther Losch, wie auch das Vorige)	148

Mein Schulweg (Siegfried Wiechert)	150
Fotos vom Kriegsende	157
Die ermländische Familie Klingenberg (Werner Lange)	161
NACHRUFE – UNSERE TOTEN	176
Zum Tod unseres früheren Kreisvertreters Gerhard Steffen	176
Weitere Nachrufe	185
„Im Alter“ von Ernst Wiechert	187
EREIGNISSE AUS BRAUNSBURG UND UMGEBUNG UND MIT BRAUNSBURGERN	190
Partnerschaft: Lichtenau/Westfalen – Lichtenau/Ermland	190
An der Passarge oberhalb Braunsbergs ist das größte Biberschutzbereich Europas	193
Warum nicht einmal eine Spritztour in die Heimat?	196
Kritik am Vortrag von Helmut Stange im letzten Heimatbrief	197
Die coolste Oma der Welt ist eine Braunsbergerin!	198
Ostdeutscher Markttag in Bonn im September	199
Eine Reise nach Ellingen von Braunsbergern aus NRW	202
WAS IN KEINE DER BISHERIGEN RUBRIKEN PASST	204
Wecklitz-Mühlenteich (Leserbrief)	204
Anfrage wegen Magirus-Feuerwehrauto 1937 Wormditt	205
Und noch ein paar zugesandte Fotos	206
Das Bildarchiv Ostpreußen im Internet (Bettina Müller)	209
Was der Redakteur noch sagen möchte	212
Impressum	212
Buchempfehlungen	213
Eine kleine hübsche Fälschung von Helmut Stange	214
WALLFAHRTEN UND TREFFEN	216
VERANSTALTUNGEN, SAMMLUNGEN, WERBUNG	218

Die Kreisgemeinschaft Braunsberg (Ostpreußen) e. V. dankt allen Landsleuten, die die Erstellung des Heimatbriefs ermöglicht haben, und hofft weiter auf ihre Treue zur Heimat.

Bitte denken Sie daran, damit die Brücke zur Heimat nicht abbricht!

Die Arbeit der Kreisgemeinschaft kann nur durch Ihre Spende am Leben erhalten bleiben.

Kontoänderung

Da die Gebühren bei der Sparkasse Münsterland Ost, bei der wir bisher unsere Konten geführt haben, zu hoch waren (jede Buchung kostet dort 40 Cent), haben wir die Bank gewechselt. Nunmehr also:

Kto. 176462710 (Volksbank Schermbeck), BLZ 400 693 63

Wir bitten, bei Überweisungen die Kontoänderungen zu berücksichtigen! Allerdings werden wir vorläufig das bisherige Konto parallel beibehalten.

Jahreshaupttreffen der Kreisgemeinschaft Braunsberg (Ostpreußen) e.V. 22. – 23. September 2012

In der Johanniter – Akademie
Weißenburgstraße 60 – 64, 48151 Münster

Sonnabend - 22. September 2012

15.00 Uhr Mitgliederversammlung
Totengedenken
Rechenschaftsbericht des Kreisvertreters
Manfred Ruhnau
Kassenbericht der Schatzmeisterin

Gertrud Arendt
Bericht der Kassenprüfer
Aussprache zu den Berichten
Entlastung des Vorstandes
Verschiedenes

Anschließend Begegnung der Landsleute aus den
Städten und Dörfern des Kreises

18.00 Uhr gemeinsames Abendessen in der Kantine

19.00 Uhr Geselliges Beisammensein

Sonntag – 23. September 2012

8.30 Uhr Katholischer Gottesdienst
in der Heilig-Geist-Kirche, Metzger Straße

Zelebrant: Konsistorialrat Dr. Claus Fischer

Unsere evangelischen Landsleute sind ebenfalls dazu herzlich
eingeladen.

10.30 Uhr „Festliche Stunde“

im Saal neben der Rezeption
Festvortrag: Frau Roswitha Möller

Leitwort: „Erbe erhalten – Zukunft gestalten“

Empfang durch unsere Patenstadt Münster

14.00 Uhr Der Vorstand gibt Auskunft über
Vorhaben und weitere Arbeit
der Kreisgemeinschaft Braunsberg e. V.

Anschließend geselliges Beisammensein
bei Kaffee und Kuchen und Zeit für Gespräche.

**Wir bitten um zahlreiches Erscheinen! Sie werden sehen,
wie schön es im Kreise der Braunsberger ist!**

Unser Jahreshaupttreffen vom 22.-23. September 2012

Bitte melden Sie sich für Ihre Hotelzimmer-Reservierung direkt bei der

**Johanniter-Akademie Frau Schwarze Telefon: 0251 - 97 23 0 - 145
Telefax: 0251 - 7966 42 e-mail: info@juh-akademie.de**

Preis für Doppelzimmer mit Frühstücksbüfett 89,00 Euro Einzelzimmer
mit Frühstücksbüfett 62,00 Euro

Tagesgäste am Sonntag, 23. September, die am Mittagessen teilnehmen möchten, melden sich bitte ebenfalls bei Frau Schwarze.

Anreise zur Johanniter-Akademie

So kommen Sie mit dem Bus vom Hauptbahnhof zur Johanniter-Akademie:

Fahren Sie mit Linie 2 (ab Haltestellenbereich C 2) Richtung ClemensHospital bis zur Haltestelle Heilig-Geist-Kirche. Von dieser Haltestelle aus überqueren Sie die Grünfläche und gehen gegenüberliegend auf die Weißenburgstraße zu. Im zweiten Gebäude ist die Rezeption der Johanniter-Akademie Münster.

Und so mit dem Auto:

Über die A 1/A43 bis Autobahnkreuz Münster-Süd - auf A43/113 51 Richtung Stadtmitte. Fahren Sie auf der B 51 (Umgehungsstraße) in Richtung Bielefeld. - Erste Ausfahrt Richtung Münster-Hiltrup/Zentrum, B 54. An der Ampel links auf die Hammer Straße in Richtung Zentrum. An der zweiten Ampel in Höhe des Autowaschcenters Mr. Wash links in die Metzger Straße, dann an der großen Heilig-Geist-Kirche vorbei (die ist links) und nach ca. 300 m hinter der Fußgängerampel rechts in die Weißenburgstraße einbiegen.

Kommen Sie aus Ostwestfalen, fahren Sie über die B 51 (Umgehungsstraße) bis zur Ausfahrt Richtung Hiltrup/Zentrum, B 54. Dann wie vor.

Bericht des Kreisvertreters seit dem Kreistreffen am 24. / 25. Sept. 2011 in der Johanniter Akademie in Münster.

Michael Preuschoff und ich flogen am 28.9.2011 von Köln/Bonn nach Danzig. Weiter Fahrt mit Leihwagen nach Braunsberg.

Wir wohnten diesmal bei den Katharinenschwestern. Am 29.9.2011 hatten wir uns eingeladen beim Bürgermeister in Wormditt zum Frühstück. Zugleich war eine Delegation aus Bleicherode da, um den Partnerschaftsvertrag mit Wormditt zu verlängern.

Michael Preuschoff, André Schmeier und ich wollten uns um die Steintafeln der im 1. Weltkrieg gefallenen Soldaten kümmern, die sich rechts und links am Eingang des Rathauses in Wormditt befinden. Grundsätzlich schien man erfreut darüber, dass wir uns einsetzen. Nach Information bei der polnischen Denkmalschutzbehörde ist nur eine Restaurierung, kein Austausch möglich. Man versprach uns, Angebote einzuholen, um die Kosten zu ermitteln, die auf uns zukommen, leider ist nichts geschehen. Wir haben Fotos gemacht.

Dann Weiterfahrt nach Allenstein zum Hotel Warminski, um an dem kommunalpolitischen Kongress teilzunehmen. Thema war „20 Jahre deutsch-polnischer Vertrag“. Es waren mehrere Kreisvertreter, der Sprecher der Landsmannschaft Stephan Grigat anwesend, die Leitung hatte Gottfried Hufenbach, der Kreisvertreter Alleinstein und stellvertretender Sprecher der Landsmannschaft. Einige Bürgermeister und Landräte waren dabei, aber aus Braunsberg keiner.

Es gab interessante Vorträge von polnischen und deutschen Professoren an beiden Tagen.

Herbert Monkowski, Kreisvertreter Allenstein Land, fuhr mit uns zu der Steinallee nach Wutrien, wenige Kilometer von Allenstein, worüber er bei unserem Kreistreffen den Vortrag mit Bildern berichtet hatte. Siehe sein Vortrag.

Von Wutrien ging's nach Braunsberg zurück, dort zunächst

Besuch der Deutschen Minderheit am 3. 10. 2011, um die Bruderhilfe der Landsmannschaft Ostpreußen zu überbringen.

Am 4. 10. 2011 Besuch beim Bürgermeister Mrozinski, beim Probst Galica und dem neuen Landrat Koslowski. Der Landrat war offensichtlich sehr erfreut, uns kennen zu lernen.

Auf der Rückfahrt haben wir in Danzig übernachtet, weil wir am 5.10.2011 schon um 5.00 Uhr am Flughafen sein mussten, denn der Rückflug nach Köln/Bonn war damals bereits um 6.00 Uhr.

Leider konnte ich nicht an der Ostpreußischen Landesvertretung 4. - 6.11.2011 in Bad Pyrmont teilnehmen, da ich zu diesem Termin im Krankenhaus zur Untersuchung war.

Der Weihnachtsbrief kam rechtzeitig vor Weihnachten zum Versand. Einige Briefe kamen wie immer zurück, bedingt durch Tod oder Umzug. Im Weihnachtsbrief war auch die Anmeldung zum 9. Begegnungstreffen in Braunsberg. Die ersten Anmeldungen kamen bald.

Am Samstag, 26.11.11 besuchten wir den Gottesdienst des diamantenen Hochzeitspaares Gertrud und Hugo Fehlau in Düren. Weiterfahrt nach Mülheim / Ruhr in den Handelshof, um die Braunsberger bei der Adventsfeier zu besuchen. Hildegard Lemmer hatte eingeladen, der Besuch war recht gut.

Am 17.12.2011 Einladung zusammen mit meiner Frau bei Michael Preuschoff, der siebzig Jahre alt geworden ist.

Vom 1. - 5. 02. 2012 fand in der Münsterlandhalle anlässlich der Messe Frühling-Blumen-Freizeit das Treffen der 10 Partnerstädte Münsters statt, zu dem auch Braunsberg angemeldet war. Wir besuchten die Ausstellung. Leider hat Braunsberg kurzfristig abgesagt. Alle Partnerstädte konnten sich darstellen, schade dass Braunsberg nicht dabei war.

Am 19. März 2012 erhalte ich die Nachricht, dass unser Ehrenvorsitzende Gerhard Steffen am 18. März 2012 verstorben ist. Mit meiner Frau nahm ich an der Tauerfeier am 28.3.12 um 19.00 Uhr in Oberursel teil, um über die Tätigkeiten des Vaters zu berichten. Die ganze Familie und die Kirchengemeinde waren

anwesend.

Am nächsten Tage wurde der Leichnam im Zinksarg nach Braunsberg gebracht. Das Requiem in der Katharinenkirche am 4. April 2012 wurde von beiden Erzbischöfen Dr. Edmund Piszcz und (seinem Nachfolger) Dr. Adalbert Ziemba und fünf weiteren Priestern der Diözese Ermland gestaltet. Erzbischof Dr. Piszcz hat den Nachruf in deutscher Sprache vorgetragen. Viele Trauergäste aus Braunsberg, Bürgermeister, Landrat und Ratsmitglieder, die Feuerwehr und ganze Familie Steffen, Michael Preuschoff und ich und Mitglieder der Minderheiten aus Braunsberg und Allenstein waren anwesend.

Anschließend wurde der Sarg im Auto nach Pettelkau gefahren, wo die große Trauergemeinde Abschied von Gerhard Steffen nahm.

Gerhard Steffen wurde in der Gruft in der Kirche zu Pettelkau beigesetzt. Erzbischof Dr. Edmund Piszcz gab ihm den letzten Segen. Eine würdevolle Trauerfeier.

Vom 10. - 17. April 2012 flogen Michael Preuschoff und ich nach Danzig, von dort weiter mit Leihwagen nach Frauenburg. Offizieller Besuch bei der Stadtverwaltung, um die letzten Vorbereitungen für das 9. Begegnungstreffen vom 24. 6. - 3. 7. 2012 in Braunsberg zu treffen. Ein Bus wird dieses Jahr nach Braunsberg fahren. Ein Teil der Mitreisenden wohnt in Braunsberg, ein Teil in Frauenburg. Wir werden am 29. 6. 12 am Stadtfest teilnehmen. Den deutschen Anteil am kulturellen Programm wird die deutsche Minderheit aus Allenstein für uns gestalten. Um 16.30 Uhr wird der Gottesdienst in der Katharinenkirche stattfinden, den Domherr André Schmeier und Probst Tadeusz Rudzinski aus Pettelkau gestalten werden.

Das vorgesehene Programm wird stattfinden, so dass alle Mitfahrer hoffentlich zufrieden sein werden.

Bis zum nächsten Treffen am 22. / 23. September 2012 in Münster verbleibe ich

Ihr / Euer Manfred Ruhnau, Kreisvertreter

Das letzte Jahreshaupttreffen der Kreisgemeinschaft war vom 24. – 25. September 2011

wieder in der Johanniter – Akademie in Münster

Hier ein kurzer Bericht:

Das Treffen begann mit der Mitgliederversammlung der Kreisgemeinschaft am Samstag um 15.00 Uhr mit dem Rechenschaftsbericht des Kreisvertreters.

Zum Gottesdienst am Sonntag um 8.30 Uhr waren wir wieder Gäste der nahen Heilig-Geist-Gemeinde und Gäste der katholischen Gemeinde waren auch wieder die evangelischen Braunschweiger. Den Gottesdienst zelebrierte wieder - wie auch in den vergangenen Jahren - Konsistorialrat Dr. Klaus Fischer. In seiner Predigt ging er vom Evangelium von den zwei Söhnen aus, von denen der eine nach seinem „Nein“, im Weinberg zu arbeiten, schließlich doch hinging und die Arbeit machte. Ja, waren nicht auch wir zunächst solche „Neinsager“, die nach Flucht und Vertreibung nichts mit den heutigen Bewohnern zu tun haben wollten? Doch irgendwann kam dann die Vergangenheit in anderer Weise hervor – und wir haben dann doch den Frieden geschlossen mit unseren Nachfolgern in der Heimat.

Bei der Festlichen Stunde um 10.30 Uhr in einem Saal der Johanniter-Akademie – es waren etwa 60 Landsleute und Freunde gekommen – konnte der Kreisvertreter die Bürgermeisterin Frau Welke in Vertretung des Oberbürgermeisters Makus Lewe, Frau Rietkötter als Vertreterin der Stadt Münster, die Vorsitzende des Bundes der Vertriebenen Münster, Frau Roswitha Möller, Herrn Plehn von der Kreisgemeinschaft der Rößeler und natürlich auch den Festredner Herrn Monkowski begrüßen, der auch der Kreisvertreter Allenstein-Land ist, begrüßen.

In den Begrüßungsworten sagte Frau Welke, dass die Erinnerung an die Heimat einfach lebenswichtig sei, die Heimat gibt nun einmal Identität und Unverwechselbarkeit. Und unsere Aufgabe ist immer noch, auf vergangenes Unrecht aufmerksam zu machen und von daher die Motivation für eine bessere Zukunft

zu erhalten. In diesem Sinn bedauerte Frau Möller, dass wir nun einmal nichts an der Geschichte ändern können, so wie sie nun einmal geschehen ist, doch immerhin können wir die Wahrheit sagen.

Im Festvortrag erzählte Herbert Monkowski von seiner Aktion, die Schlacht bei Tannenberg 1410 zwischen dem deutschen Orden und einem polnisch-litauischen Heer endlich einmal - nach 500 Jahren - aufzuarbeiten. Es gelang ihm, dazu den Hochmeister Dr. Bruno Platter des Deutschen Ordens, dessen Sitz heute in Wien ist, nach Allenstein einzuladen. Und es ging auch diesmal alles friedlich aus! Sie werden den spannenden und fundierten Vortrag im nächsten Heimatbrief finden.

Wie immer stiftete unsere Patenstadt Münster die Blumen und die Musik – diesmal wenigstens „einen Klavierspieler“.

Das Treffen im kommenden Jahr wird wieder am vierten Wochenende im September sein, also am 22. und 23. September 2012, und zwar wieder in der Johanniter-Akademie Münster.



Fischerboote auf dem Haff

Begrüßungsworte der Vorsitzenden des BdV, Münster, Frau Roswitha Möller

Sehr geehrte Festgäste,
liebe Braunsberger!

Ich bedanke mich ganz herzlich für Ihre Einladung, heute am Tag der Heimat zu Ihnen sprechen zu dürfen und erinnere mich gerne an die zahlreichen Veranstaltungen, an denen ich schon bei Ihnen teilnehmen durfte.

„Wahrheit und Dialog – Schlüssel zur Verständigung“

Ich möchte einmal mit meinem eigenen Erleben anfangen.

Ein Freund von mir, geboren in der Grafschaft Glatz in Schlesien, fasste in diesem Jahr (Anm.: 2011) einen denkwürdigen Entschluss. Sein Vater hatte vor einigen Jahren gesagt: „Wenn Schlesien wieder frei werden sollte, dann gehe ich zu Fuß nach Hause“. Sein Vater hat es nicht erlebt und wir haben es auch nicht erlebt. Aber mein Freund hat es als das Vermächtnis seines Vaters genommen und wollte den Wunsch seiner Vaters erfüllen und zu Fuß in seine Heimat gehen. Er traf natürlich auf Unglauben und Belustigung seiner Umwelt. Wie kann man so einen „verrückten“ Gedanken auch nur denken?

Nun gut: er hat es wahr gemacht. Er ist am 14. Juli in seinem Wohnort in Beckum losgelaufen und am 31. August in Bad Altheide in der Grafschaft Glatz angekommen.

Diese Leistung körperlicher Art hat allen, die davon hörten, großen Respekt abgerungen.

Warum ich Ihnen diese Geschichte erzähle. Es hat mich beeindruckt und erfüllt mich mit großem Respekt, wie ein Mensch, der mit fünf Jahren seine Heimat verlassen musste und kaum noch Erinnerungen an sein Heimatdorf hat, so viel Heimatliebe und Elternliebe entwickeln kann, dass er den Mut und die Kraft aufbringt, in 8 Wochen 800 km zu laufen, um seinem Vater praktisch den letzten Willen zu erfüllen.

Auf seinem Weg konnte er viele Gespräche führen, Gespräche auch mit Menschen, die heute in seiner Heimat und auch in unserer Heimat leben und die genau wissen, dass vor dem Krieg Deutsche dort gelebt hatten in ihren Häusern und auf ihrem Grund und Boden. Polen, mit denen er gesprochen hatte, war das durchaus klar und bis auf ganz wenige Ausnahmen wurde das auch nicht geleugnet.

„Wahrheit und Dialog – Schlüssel zur Verständigung“, das hat mein Freund erlebt! Zur Wahrheit gehören immer zwei: erst durch die gegenseitige Wahrnehmung und den Dialog kann man zum anderen vordringen und sein Gegenüber so sehen, wie er wirklich ist.

So hat mein Freund erlebt, dass ein Pole sein Haus auf dem Grundstück seines Vaters gebaut hat. Wie kann er darauf reagieren? So wie das Staatsrecht derzeit aussieht, hat er weder vor deutschen noch vor polnischen noch vor internationalen Gerichten eine Chance, sein Eigentum einzuklagen. Er hat für sich entschieden: Es möge so bleiben, wie es ist. Im friedlichen freundlichen Austausch erzählt er die Geschichte seiner Familie und hört die Lebensgeschichte seines Gegenübers. Beide können an der derzeitigen Situation nichts ändern, aber – sie können sich die Wahrheit sagen.

In diesem Jahr jährt sich zum 20. Mal der Deutsch-polnische Nachbarschaftsvertrag. Mit dem Abschluss des „Vertrages über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Polen“ am 17. Juni 1991 wurde die Erwartung verbunden, auf der Grundlage von Offenheit und Ehrlichkeit im Dialog zu einer weitgehenden Annäherung und Lösung noch bestehender Probleme zu gelangen.

Heute sind Deutschland und Polen längst Partner in der Europäischen Union. Die politischen Kontakte zwischen den beiden Staaten gestalten sich sehr eng und sind – trotz gelegentlicher Verstimmungen – in der Regel konstruktiv.

Ist die Absicht des Vertrages von 1991 rundum verwirklicht worden oder gibt es noch offenen Punkte oder Probleme, etwa hinsichtlich der deutschen Volksgruppe in Polen und der Pflege der deutschen Kulturgüter?

Als ich im Mai anlässlich eines Paten- und Partnerschaftstreffens zwischen ungarischen, tschechischen und deutschen Gemeinden in dem oberschlesischen Ort Kreuzenort, Kreis Ratibor war, traf ich auf den deutschen Konsul Peter Eck, der mir etwas zur Arbeit des deutschen Konsulats für die Deutschen in Polen berichten konnte.

Die Aufgabe des deutschen Konsulats in Oppeln ist z. B. die Förderung und Unterstützung der deutschen Minderheit, z. B. was Kultur- und Bildungsprojekte angeht, das waren in diesem Jahr 446 000 €, die hauptsächlich in Projekte zur Förderung der deutschen Sprache gehen.

Eine weitere Erfahrung, was das Erlernen der deutschen Sprache anbelangt, habe ich gemacht.

Als ich nämlich am 31. August mit meinem Wanderfreund in Schlesien in der Grafschaft Glatz ankam, tagten dort in Bad Altheide gerade an drei Tagen polnische Senioren, finanziert mit Geldern der EU. U. a. wurde über ein sinnreiches und erfülltes Leben im Alter referiert und mit tätigen Beispielen unterstützt. Als wir zwei deutschen Rentner mit unseren Rucksäcken auftauchten, wurde gleich der Sport als sinnvolle Altersbeschäftigung mit einbezogen und wir wurden gefragt, womit sich denn die deutschen Senioren in ihrem Alter beschäftigen.

Mit Interesse hörte ich dann, dass u. a. den polnischen Senioren Deutsch-Kurse, gefördert mit EU-Mitteln, angeboten werden.

Ich weiß nichts von gleichen oder ähnlichen Projekten in Deutschland.

Worauf man in diesem Jahr auch unbedingt eingehen muss, ist die 50jährige Geschichte des Mauerbaus. Als wir durch Thü-

ringen, Sachsen-Anhalt und Sachsen wanderten, hatten wir reichlich Gelegenheit, mit den Menschen zu sprechen, wie sie dieses weltgeschichtliche Ereignis erlebt hatten.

Die Abriegelung West-Berlins und die verstärkte Befestigung der innerdeutschen Grenze am 13. August 1961 waren für alle Deutschen eine Zäsur in der Nachkriegsgeschichte.

Es scheint immer noch nicht geklärt, ob die Initiative hierzu von Moskau oder Ost-Berlin ausging. Das müssen Historiker und Archivare klären. Für die vielen Mauer-Toten bleibt es sich gleich, auf wessen Verantwortung ihr Tod bei ungezählten Fluchtversuchen ging. Im Grunde war jede gelungene oder zu oft gescheiterte Flucht ein Bekenntnis zur deutschen Einheit und vor allem zu einem in Freiheit geeinten Deutschland.

Wenn es immer noch manche Personen gibt – vor allem Vertreter einer Partei, die in etliche Landtagen und einigen Regierungen mitwirkt –, die das relativieren und im Nachhinein zu einer souveränen „Grenzsicherungsmaßnahme“ umzudeuten versuchen, ist das besorgniserregend.

Auch der Umgang mit Flucht und Vertreibung scheint, je weiter die Ereignisse zurückliegen, mehr und mehr in Vergessenheit zu gelangen. Ich kann dazu aus meiner eigenen Erfahrung als Lehrerin berichten, dass sich bei uns die Geschichtsberichte schwerpunktmäßig auf die Hitler- und Kriegszeit beschränkten und die Folgen für die Menschen im Osten des Reiches stiefmütterlich behandelt wurden.

Allerdings muss man zugestehen, dass in den letzten Jahren Spielfilme im Fernsehen die Nachkriegsgeschichte und besonders das Schicksal der Ostvertriebenen plastisch und weitgehend realistisch darstellen.

Auch die Kulturfilme über Ostpreußen und Pommern z. B. können den Menschen im Westen die Schönheit und den Reichtum und die kulturelle Vielfalt deutlich machen, die wir alle verloren haben. Es ist ein Verlust, der die Deutschen traumatisiert hat, der natürlich besonders die Vertriebenen betrifft und – ich möch-

te behaupten – fast schlimmer noch: All diejenigen, die die Mitschuld am Krieg und dessen Folgen leugnen und das Leid der Heimatvertriebenen mitleidlos und mit Häme betrachten. Denn so ein Verhalten ist nicht natürlich und gesund – das ist krank!

Ich bin sehr froh, dass ich Ihnen in diesem Zusammenhang das Buch des Herausgebers Prof. Dr. Paul Leidinger vorstellen kann, das in diesen Tagen herausgekommen ist: „Deutsche Ostflüchtlinge und Ostvertriebene in Westfalen und Lippe nach 1945“.

Einen weiteren Autor aus dem Kreis Warendorf möchte ich nicht vergessen: Eduard Füller mit seinem Buch „Kriegsheimat“.

Und nicht zuletzt möchte ich noch meinen väterlichen Freund Wilhelm Reiberg erwähnen, der es – zusammen mit seinem Bruder – in Ahlen geschafft hat, der Flüchtlingsfrau ein Denkmal zu setzen. Wilhelm Reiberg steht für viele andere, Einheimische und Vertriebene, die diese Seite deutschen Schicksals nicht vergessen haben und sich in tätiger Liebe für sie einsetzen.

Für die deutschen Heimatvertriebenen und Flüchtlinge setzt sich natürlich die Präsidentin des Bundes der Vertriebenen Erika Steinbach ein. Ich erinnere an die Aufgaben des Zentrums gegen Vertreibungen, das schon im Jahr 2000 u. a. verschiedene gut besuchte Ausstellungen auf den Weg gebracht hatte: 1. „Erzwungene Wege“ 2. „Die Gerufenen“, die 3. wird sein „Angeworben“.

Sicherlich wissen Sie besser als ich, wie Ihre Heimatarbeit hier in Münster aussieht, welche Verbindungen Ihre Landsmannschaften zur Heimat haben und welche Kontakte Sie persönlich pflegen.

Allerdings macht mir die mangelnde Information der Jugend und das Unwissen zur Geschichte des historischen Ostdeutschlands oder der zum Teil 800 Jahre alten Siedlungsgebiete der Deutschen in ganz Ostmittel- und Südosteuropa Sorgen, die nicht etwa auf kriegerische Weise eingenommen wurden. Wer das nicht weiß, möge sich die Ausstellung „Die Gerufenen“ der

Stiftung „Zentrum gegen Vertreibungen“ ansehen.

Erst seit einigen Jahren haben sich einige Bundesländer, wie Baden-Württemberg, Hessen, Niedersachsen und NRW, der Aufgabe gestellt, Schulen zu verpflichten, das Thema „Flucht und Vertreibung“ in ihren Lehrplan aufzunehmen. Dazu gibt es Handreichungen für Lehrer, die allerdings von der Landesregierung angefordert werden müssen.

Bereits vor Jahren haben sich Staaten wie die Slowakei oder Ungarn offen zu dem begangenen Vertreibungsunrecht bekannt. Rumänien und Estland haben die Um- bzw. Aussiedler zur Rückkehr aufgefordert. In diesen Staaten, aber auch in Polen und der Tschechei gibt es manche von jungen Menschen, aber auch von angesehenen Wissenschaftlern getragene Initiative, sich offen mit der Vertreibung der Deutschen und mit der jahrhundertealten deutschen Geschichte der Vertreibungsgebiete auseinander zu setzen. Ihre Arbeit ist mühselig und wird öfter angefeindet, aber es ist der richtige Weg, durch Wahrheit zu ehrlicher Verständigung zu kommen. Oft sind die Vertriebenen die Einzigen, die sie ermutigen und sich für ihre Arbeit interessieren.

Und zum Schluss meiner Überlegungen möchte ich die deutschen Spätaussiedler nicht vergessen. Die Deutschen aus Russland bedürfen nach wie vor unserer Solidarität, weil sie in Kollektivhaftung für die Vergehen in der Zeit der Nationalsozialisten genommen wurden und die Deportationsgebiete verlassen wollten, in die ihre Familien in den 1940er Jahre verschleppt worden sind und wo sie über Jahrzehnte Diskriminierungen ausgesetzt waren. Auch daran sollte siebzig Jahre nach ihrer von Stalin verfügten Deportation erinnert werden.

Und zum allerletzten Schluss möchte ich noch den Antrag zur Charta der Deutschen Heimatvertriebenen im Deutschen Bundestag ansprechen. Im vergangenen Dezember wurde mit den Stimmen der Koalitionsfraktionen ein Antrag eingebracht, das deutsche Parlament möge anlässlich des 60. Jahrestages der Unterzeichnung der Charta der deutschen Heimatvertriebenen dieser gedenken. Die Charta aus dem Jahre 1950 gehöre, so

der Bundestagspräsident, zu den Gründungsdokumenten der Bundesrepublik Deutschland und sei eine wesentliche Voraussetzung für deren Erfolgsgeschichte.

Der Antrag macht sich auch den Vorschlag des Bundes der Vertriebenen zu eigen, den Jahrestag der Charta-Verkündung zum bundesweiten Gedenktag für die Opfer der Vertreibung zu erheben.

Ich wünsche Ihnen alles Gute, bleiben Sie gesund und bleiben Sie der Heimat und uns treu!

Gott schütze unsere ostdeutsche Heimat und unser westdeutsches Zuhause!

Ihre Roswitha Möller



Möwen am Strand von Kahlberg (ingesandt von Helmut Stange)

Festvortrag von Herbert Monkowski

Besuche des Hochmeisters des Deutschen Ritterordens zur Weihe des Bischofgedenksteins in Groß Purden und zum Gedenktag an die Schlacht von Tannenberg.

Sehr Geehrte Festgäste, liebe Braunsberger!

Beim diesjährigen Tag der Heimat sagte unsere Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel in ihrem Grußwort: (ich zitiere) „Was Heimat bedeutet, wird zumeist erst in der Rückschau vollends klar. Auch an einem neuen Wohnort kann man heimisch werden. Doch oft bleibt ein Gefühl des Verlustes und der Sehnsucht nach den vertrauten Landschaften der Heimat, dem bekannten Brauchtum, der Sprache und vor allem nach den Menschen, die einem nahestanden, aber zurückblieben. Ein solches Empfinden wurzelt besonders tief, wenn man die Heimat zwangsweise verlassen musste, wenn sie durch Flucht und Vertreibung verloren wurde.“

„Wahrheit und Dialog – Schlüssel zur Verständigung“, so lautete das Leitthema dieses Heimattages 2011.

Unter diesen Vorzeichen möchte ich meinen Vortrag stellen, und die hier zu schildernden Ereignisse und Begebenheiten im Bezug auf den Deutschen Orden als einen kleinen Beitrag zum Thema: Wahrheit und Dialog – Schlüssel zur Verständigung verstanden wissen.

In unserem nachbarschaftlichen Miteinander mit Polen, gab und gibt es zuweilen geteilte Wahrheiten. Meine und deine, bzw. deutsche und polnische Wahrheiten. Wir alle kennen diese Problematik.

Die (nennen wir sie:) „polnische Wahrheit“ wurde den Polen besonders durch die kommunistische Politik eingehämmert. Die Kurzfassung: unser Feind ist der Westen – also Westdeutschland, und damit war besonders der BdV gemeint.

Aber auch bei uns in der Bundesrepublik gibt es Strömungen und Gruppierungen, die unsere Heimatliebe als zumindest „nicht zeitgemäß und abartig“ abstempeln, und alles was unsere Geschichte – ich meine die Deutsche Geschichte des Ostens – als

störend, hinderlich und rückwärtsgewandt abtun.

Im Dialog mit dem polnischen Volk auf dem gemeinsamen Weg zu einen friedfertigen Europa haben beide Seiten viel aufzuarbeiten.

Ich möchte unser Augenmerk auf einen der vielen kleinen Schritte lenken, die gerade Vertriebene und Spätaussiedler leisten – und aufgrund dieser unserer mühseligen Vorarbeit – die Politiker beider Seiten später dann vorzeigbare Erfolge verbuchen können.

Genug der Vorrede – nun zu den Ereignissen des Jahres 2010 die ich teils mitgestalten durfte, doch davor gestatten Sie mir und uns eine gemeinsame Rückschau, die zum besseren Verständnis des Geschehens unbedingt nötig ist.

Geschichte und Geschichten

In unserer Schulzeit war Geschichte nicht immer das Lieblingsfach aller Schüler. Heimatkunde war da schon etwas, das mehr Interesse fand. Waren es doch Ereignisse und Orte, die irgendwie in unserer unmittelbaren Nähe lagen oder zumindest bekannt klangen.

Die Geschichte aus unserer Heimat, über die ich Ihnen heute berichten möchte, wird bestimmt einmal einen festen Platz in den Geschichtsbüchern finden, wenn vielleicht auch nur mit einem Satz. Dieser Satz könnte etwa so aussehen:

„Der Hochmeister des Deutschen Ordens war 2010 auf eine offizielle Einladung der Polen hin, zur Gedächtnisfeier „Grunwald 1410 - 2010“ in Ostpreußen, im Raum Allenstein.

Doch bevor ich Ihnen diese Geschichte weiter erzähle, müssen wir gemeinsam zurückschauen in unser altes Geschichtsbuch, in die Kreuzritterzeit.

Der Deutsche Ritterorden – Orden der Brüder vom Deutschen Haus St. Marien in Jerusalem – war in meiner Schulzeit für mich etwas ganz besonderes.

Ritter waren edel, Ritter waren Sieger, Ritter waren Helden und

echte deutsche Männer! Ja, Ritterkreuzträger waren doch Vorbilder. Also sammelten wir Schüler in Allenstein Ansichtskarten von diesen hoch dekorierten Helden, und die Geschichten um die Kreuzritter brachte uns Lehrer Buchholz in geeigneter Art bei. Die Marienburg, die Hochmeister, usw., alles Vorbilder von kultureller und heldenhafter Bedeutung.

Heute nach vielen Jahren hat der Deutsche Ritterorden noch immer einen besonderen Klang in meinen Ohren und in meinem Geschichtsbewusstsein.

Heute weiß ich aber auch, dass mein Lehrer Buchholz uns unsere Geschichte zwar wahrheitsgemäß erzählt hat, aber im Sinne der damals Regierenden einige Sätze einfach übergangen hat oder übergehen hat müssen, wodurch unser Geschichtsbild und -wissen gewollt so dargestellt wurde, dass Sieger und Glorie immer an erster Stelle, oder auch besser gesagt auf unserer Seite standen.

Die Besiegten, das waren dann immer die anderen, und das war auch gut so! Jungen wollen immer Sieger sein.

Die Geschichte also, die im vergangenen Jahr mit dem Dazutun der Kreisgemeinschaft Allenstein-Land stattfand und von der ich Ihnen hier und heute berichten möchte, bedarf einer, wenn auch sehr gerafften, Rückblende bis in das Jahr 1226.

Der polnische Herzog Konrad Mazowiecki / Konrad von Masowien ruft den Deutschen Ritterorden zur Hilfe, um die Pruzen, also die Heiden, die sein Land ständig überfallen und plündern, was allerdings auch auf Gegenseitigkeit beruhte, zu bändigen, und um diese zum christlichen Glauben zu bekehren.

Aus der Geschichte wissen wir, dass der Orden sehr erfolgreich – mit Kreuz und Schwert – die Pruzen, bzw. Preußen unterwarf.

Dabei hatte sich die Kirche einen verbrieften Anteil an den Eroberungen des Ordens von vornherein gesichert.

Der erste Bischof des Ermland, Anselm, wurde 1250 geweiht und wählte „das ihm zustehende Drittel“ des eroberten Territoriums frei aus. Seitdem sind die Grenzen des Fürstbistums Erm-

lands, abgesehen von einigen Grenzzuschlägen, unverändert geblieben – bis auf den heutigen Tag.

Der erste Bischof von Ermland, Anselm, war ein Ordensbruder.

Er hatte landesherrliche Rechte, war vom Orden unabhängig und somit Fürstbischof. „Unterm Krummstab ist gut leben“, das haben die Untertanen, die Bauern, schnell herausbekommen, denn der Orden brauchte für seine Feldzüge immer größere Abgaben und der repräsentative Hofstaat musste ja auch finanziert werden, sowie die wehrhaften Burgen usw. Allerdings stand auch der Bischof unter dem Schutz des Ordens und brauchte somit keine Söldner. Für die Untertanen bedeutete das, weniger Steuern und Abgaben zu zahlen.

Und jetzt ein Zeitsprung, diesmal über 150 Jahre.

Der Orden führt eine kluge Wirtschaftspolitik und wird immer mächtiger. Polen kann über die Weichsel nicht mehr ungehindert Handel treiben – denn der Orden verfügt Stapelrechte, Gebühren usw. Das alles schafft Neid und Feindschaft.

Das verhängnisvolle Jahr 1410 naht, und somit auch die größte Schlacht des Mittelalters. Der Orden (200 Ordensritter und Tausende Söldner) werden von den vereinigten Ordensgegnern – dem vereinigten Litauen und Polen, und einer großen Anzahl Söldnern aus insgesamt zehn verschiedenen Ländern vernichtend geschlagen.

Henryk Sienkiewicz hat in seinem Roman „Krzyszacy“, „Die Kreuzritter“, der ursprünglich als Zeitungs-Fortsetzungsroman erschien, die Niederlage des Ordens, besser gesagt, den Sieg über den Orden und über das verhasste Deutschtum, das an dem Verlust der Souveränität Polens (durch die drei Teilungen) beteiligt war, geschrieben.

Nach 1945 wurde dieses Werk zwingende Pflichtlektüre in allen Schulen. Dazu bekämpft der Kommunismus den Kapitalismus, die Zeit des Eisernen Vorhangs! Der Klassenfeind ist Deutschland und alles was Deutsch ist! Diese Zeit haben viele von uns nach 1945, persönlich und schmerzlich in der Erinnerung und

zum Teil auch miterlebt.

Und wieder ein Zeitsprung: 1980. Die polnischen Arbeiter erheben sich zum wiederholten Mal. In Danzig wird gestreikt, die Gewerkschaft „Solidarnosc“ wird ins Leben gerufen. Die Volksrepublik Polen muss endlich nachgeben. Die Republik Polen entsteht, Walesa wird Präsident.

In der Folge verändert sich Europa. Es kommt die Wiedervereinigung Deutschlands, Polen tritt der EU bei. Es fallen die Grenzen. Die Staatspolitik beginnt sich auf gute Nachbarschaft einzustellen.

Die Vertriebenenverbände und die Kreisgemeinschaften haben längst unzählige Partnerschaften in der Heimat abgeschlossen, während die Kaczynski-Politik ständig „Haare in der Suppe“ sucht und für Unmut auf beiden Seiten sorgt.

Nach diesem Zeitraffer durch die Geschichte komme ich nun der eigentlichen Geschichte, die ich ihnen erzählen möchte, immer näher, doch um die Bedeutung der geschichtsträchtigen Ereignisse besser zu verstehen, war dieser Zeitraffer meiner Meinung nach notwendig.

Die Kreisgemeinschaft Allenstein-Land pflegt – wie auch andere Gemeinschaften, ich denke hier gerade auch an Braunsberg – seit vielen Jahren gute Beziehungen zur Heimat, den heutigen Bewohnern und auch zur politischen Verwaltung. Über unseren Paten, den Landkreis Osnabrück, haben wir 12 Partnerschaften zwischen deutschen und polnischen Großgemeinden knüpfen und vertraglich besiegeln können, was unserer Arbeit in der Heimat sehr zugute kommt. Nach zögerlichem Anfang folgt nun ein reger Austausch verschiedener Gruppen und Vereine.

Und die heutigen Bewohner unserer Heimat beginnen sich auf die Geschichte des Landes, in diesem unserem Fall des Ermlandes, zu besinnen. Unsere Zeit ist keine Tabuzeit mehr.

Der Bischofsweg von Groß Purden 2005

Die politische Gemeinde Groß Purden, eher unbedeutsam im Landkreis Allenstein, hat einen Wójt (Verwaltungschef), der da-

vor als Lehrer in Wuttrien tätig war. Als Hobbyhistoriker fand er in den Aufzeichnungen des Pfarrers Barczewski (Braunswalde), einen Hinweis auf den ehemaligen Verlauf der Naturstraße von Warschau nach Frauenburg. Interessant für ihn war, dass die Bischöfe, die aus Krakau oder Warschau nach ihrer Amtsbestätigung in ihr Fürstentum Ermland kamen, an der Grenze ihres Fürstentums von den Gläubigen mit Triumph- oder Blumentoren und sogar mit Kanonenschüssen empfangen wurden. Der jeweilige neue ermländische Bischof feierte dann in Wuttrien, der ersten Gemeinde im Ermland, eine Festmesse. Dieser Weg führte unweit der Pfarrkirche von Wuttrien (bei Balden / Baldy) durch eine Lindenallee weiter – vorbei am Sümpfen und Seen – nach Frauenburg. Und diese Lindenallee ist tatsächlich noch heute vorhanden.



Der Bichofsweg bei Groß Purden

Ein Mitarbeiter der Gemeinde kam nun auf die ungewöhnliche Idee, diese Lindenallee, ein arg verwahrloster Waldrandweg mit

uralten Linden, instand zu setzen, und diesen Weg als „Bischofsweg“ zu benennen. Jeder alten Linde wollte er einen Bischof des Ermlands zuordnen und so einen historischen wie auch gleichzeitig einen Naturlehrpfad schaffen. Ich war bei der ersten Versammlung über dieses Projekt dabei. Forstbehörde und Gemeinde wie auch der Landkreis zweifelten an der Durchführbarkeit dieses Projektes, packten aber an und stellten diesen Waldrandweg wieder her.

Das Ermland hat – mit dem heutigen Erzbischof – seit seiner Gründung 50 Bischöfe. Die Gemeindeverwaltung stellte also auf einer Länge von gut 1000 Metern fünfzig Namenstafeln an den Linden auf einfachen Holzpflocken auf. Im weiteren Verlauf kam dann ein Naturlehrpfad dazu. Schulen und gelegentliche Besucher sollten sich hier mit der Heimatkunde anfreunden.



Manfred Ruhnau und Herbert Monkowski beim Tor zum Ermland



Gedenktafel und Gedenkstein für Bischof Maximilian Kaller

Doch Edward Cyfus, so der Name des Wójt, ein Mann mit einer ungeheuren Phantasie, war damit noch lange nicht zufrieden. Da hier ja das Tor zum Ermland war, wurde im drauffolgenden Jahr ein ansehnliches Tor mit entsprechenden Informationstafeln aufgestellt. Und weil die Holztafeln nicht lange stehen würden, plädierte er für Steine, richtige Gedenksteine, in die die entsprechende Bischofsnamen eingeschlagen werden sollten.

Und auch das begann, Realität zu werden.

Im dritten Jahr wurde eine „Ermländische Kirmess“ in der nahegelegenen Kirche zu Wuttrienen wie anschließend auf der Festwiese an der Bischofsallee mit großem Aufwand gefeiert und die ersten Bischofsgedenksteine wurden vom Erzbischof Ziemba eingeweiht.

Da der letzte deutsche Bischof Maximilian Kaller, der auch mich noch gefirmt hatte, auch nur eine einfache Tafel bekommen hatte, die noch nicht einmal korrekt war (er war ja nicht nur bis

1945, sondern bis zu seinem Tod 1947 Bischof von Ermland) stifteten wir Allensteiner einen Stein mit den richtigen Daten und der richtigen Schreibweise. So haben wir ein Denkmal in der Heimat an unseren Bischof und auch an unsere Kreisgemeinschaft.

Bei einer Lagebesprechung äußerte Cyfus die Befürchtung, dass es für viele Bischöfe wohl keine Gedenksteine geben würde: Denn wer hat insbesondere auch an den ersten Bischöfen heute noch ein Interesse? Die Rede kam insbesondere auf den ersten Bischof Anselm und darauf, dass der ja ein Ordensbruder war. Könnte also der Deutsche Orden, also die Kreuzritter (die Krzyzaki), nicht einen Stein stiften? Die Versammelten trauten ihren Ohren nicht. Der Orden? Gibt es den denn noch? Wenn ja, dann wo? Und wie kommt man an diese Leute ran? Ja, eine unglaubliche Schnapsidee!

Ich konnte dann darauf hinweisen, dass es den Orden gibt und auch einen Hochmeister, und dass der heutige Sitz des Ordens in Wien ist.

Und um es kurz zu machen: Ich bekam von der Runde den Auftrag, nach Wien zu fahren, den Hochmeister zu sprechen und ihm unser ehrenhaftes Anliegen vorzutragen, einen Stein für seinen Ordensbruder von vor knapp 800 Jahren zu stiften. Ich versuchte mich des Auftrags zu entledigen, indem ich darauf hinwies, dass das Unternehmen auch für die polnische Seite mit erheblichen Kosten verbunden sei, doch der Wójt fragte nur, was man etwa aufwenden müsste. Ich nannte aus dem Stegreif eine Summe und glaubte meinen Ohren nicht zu trauen: „Das Risiko nehme ich auf mich!“, so der Wójt. Nun hatte ich also den „Schwarzen Peter!“ Und ich bekam auch eine offizielle Handlungsvollmacht und eine Einladung ...

Über das Internet verschaffte ich mir den nötigen Zugang und eine Audienz beim Hochmeister Abt Dr. Bruno Platter. Der Hochmeister hörte sich mein Anliegen, d.h. das der Gemeinde Purden, geduldig an. Die mögliche Einladung und das vorläufige Programm trafen nicht auf offene Ablehnung, dafür aber eine

unerwartete Frage des Hochmeisters an mich: „Herr Monkowski, sie sind ein Deutscher und kein Pole? Warum setzen Sie sich so vehement für dieses Projekt ein?“

Meine Antwort war: „Ich bin fest davon überzeugt, dass es an der Zeit ist, die Geschichte Ermlands von Halbwahrheiten zu säubern. Ich habe viele Freunde in Polen kennengelernt, die auch so denken. Außerdem bin ich Ermländer und Europäer. Die Völker Europas, besonders die Nachbarn, müssen sich gegenseitig in ihren Geschichtsanschauungen verstehen lernen, womit keinesfalls Verbrüderung gemeint ist. Wir leben in Frieden und sollten mögliche Gemeinsamkeiten erkennen und fördern... Die Geschichte Ermlands und seiner jeweiligen Bewohner ist mir wichtig...“

Nachdem der Hochmeister auch noch das mögliche Programm gesehen hatte, nickte er mir zu. „Der vorgesehene Studientag auf der Uni gefällt mir besonders... Sie hören von uns.“

Die Zusage aus Wien kam. Die offizielle Einladung aus Polen wurde verschickt. Die Vorbereitungen zu einem 6tägigen Programm waren nicht einfach, denn das Hochmeisteramt lehnte jeden öffentlichen Auftritt mit „unerwünscht!“ ab. Die Polen waren da sehr geduldig und änderten wunschgemäß den Programmablauf mehrmals. Auch ein stilles Gebet in der Ruine der einstigen Kapelle zu Ehren des gefallenen Hochmeisters von Jungingen wurde gestrichen.

Die Steinweihe für den ersten Bischof Anselm, dem einzigen Ordensbruder, der diese Würde erlangte, und der Studientag auf der Uni Allenstein waren die Eckpunkte dieser Begegnung.

Bei der konkreten Vorbereitung merkte ich, dass den Polen an einem Gelingen dieses Besuchs sehr gelegen war. Und die Einladenden, also die Gemeinde Purden, der Stadtpräsident Allenstein und das Landratsamt Allenstein gaben mir in allem freie Hand unter der Bedingung, dass beide Seiten (!!!) mit dem Ablauf und dem Endergebnis zufrieden sein würden.

Das war schon ein großes Vertrauen von der polnischen Seite zu einem Vertriebenenfunktionär und ein fester Wille, das Bild des

Ordens in der Öffentlichkeit von falschen Mythen zu befreien.

Am Donnerstag, dem 1. Juli 2010, werde ich also in Allenstein mit dem Dienst-Kleinbus des Stadtpräsidenten Allenstein abgeholt. Wir fahren nach Warschau zum Flughafen, dort treffen wir zwei Leute von Staatsschutz, die uns ab jetzt nicht mehr aus dem Auge lassen. Die Delegation aus Wien besteht aus Hochmeister, Zeremoniar, Archivar, dazu kommen dann noch ein polnischer Novize aus Deutschland, Prof. Dr. Dr. Udo Arnold, Uni Bonn, der Visitator der Ermländer Dr. Lothar Schlegel und ich. Die Fahrtstrecke nach Allenstein ist festgelegt. Bevor wir Quartier im Priesterseminar beziehen, besuchen wir unterwegs den Wallfahrtsort Dietrichswalde.



Bischofssteinweihe 2010

Der Freitag ist der Studientag. Auf der Universität Allenstein halten deutschsprachige wie polnische Fachleute – natürlich auch der Hochmeister – historische Vorträge zum Thema „Der Deutsche Orden.“ Nach den Vorträgen wird bereits ein

zweisprachiges Buch mit den soeben gehaltenen Vorträgen vorgelegt. Prof. Arnold: „So etwas habe ich in meiner ganzen wissenschaftlichen Laufbahn noch nicht erlebt“. Die folgenden Fachdiskussionen gehen bis in den späten Nachmittag.

Am Sonntag ist Frühstück beim Erzbischof, dann Hochamt in Wuttrien und Gedenksteinweihung in Balden mit Kirmes und großem Volksfest und schließlich Festessen für die geladenen Gäste.

Die Kutschfahrt von der Kirche zum 2 km entfernten Festplatz ist für die Sicherheitsleute eine besondere Herausforderung. Unter den Hunderten, Tausenden Festbesuchern könnte ja irgend ein Fanatiker ... Jeder mögliche Vorfall wurde im Vorfeld durchgespielt... Ein Klinomobil mit Blutkonserven und kompletter OP Not-Ausstattung steht bereit. Ein Unfallarzt ist stets in unmittelbarer Nähe, unsere zwei Sicherheitsleute haben Funkkontakt mit den uniformierten wie in Zivil anwesenden Beamten. Alles ist wirklich unauffällig und sehr gut organisiert und läuft zweisprachig. Sieben Fernsehstationen und Radiosender, die ich eingeladen habe, sind vor Ort – außer unserem ARD Warschau.

Am Sonntag besuchen wir die in Locken von der Familie von Jungingen 1408 gestiftete Kirche. Ein Festgottesdienst in deutsch-polnisch-lateinisch ist etwas Außergewöhnliches. Der Hochmeister predigt in Deutsch mit polnischem Übersetzer, und die Gemeinde ist offensichtlich ergriffen.

Das Abschlussbankett im Schloss Rhein wird zum politischen Höhepunkt der ganzen Veranstaltung. Fünfzehn ausgewählte Persönlichkeiten aus der ganzen Wojewodschaft und unsere Gruppe nehmen teil.

In den sieben Tischreden werden die Themen, die bei der davor stattgefundenen Pressekonferenz hervorgehoben wurden, nochmals angesprochen. Der Tenor war: „Die Geschichte dieses Landes nahm und nimmt keine Rücksicht auf die Sprache oder Politik, sie ist der Spiegel der Geschehnisse und leider zu oft geschrieben und umgeschrieben vom jeweiligen Sieger“.

Wir begleiten dann noch die Delegation mit unseren Sicherheits-

leuten nach Warschau zum Flugplatz.

Das wäre eigentlich ein ganz normaler Bericht vom Ablauf einer Delegationsreise gewesen, und doch war es bedeutend mehr!

Erneuter Besuch des Hochmeisters

Wie mir der Hochmeister später einmal erzählte, hatte er zur 600 Jahrfeier des Sieges über den Orden, also für den Sommer 2010, vom polnischen Staatspräsidenten Kaczynski eine offizielle Einladung und kurz vor dem tragischen Flugzeugabsturz eine zweite erhalten. Doch seine Meinung war: „Als Verlierer der Schlacht müssen wir ja wohl nicht unbedingt teilnehmen. Also gab es von uns auch zunächst einmal keine Antwort!“

Der Nachfolger Kaczynskis, Präsident Komorowski, sandte schließlich noch einmal eine Einladung, nun also die dritte, doch der Ton – Betonung Friede durch Völkerverständigung – war jetzt wesentlich anders. Hinzu kamen dann auch noch die positiven Erfahrungen mit der Fahrt zur Einweihung des Gedenksteins. Eine glatte Absage würde schwierig sein, „also“, so der Hochmeister, „sagten wir schließlich der Einladung unter bestimmten Vorbehalten zu“.

Die Polen hatten für diesen erneuten Besuch des Hochmeisters auch ihre Probleme. Der „Hochmeister des Deutschen Ordens“, wer oder was ist das nach dem diplomatischen Protokoll? Man fand eine Lösung. Offiziell wurde er als Diplomat wie folgt eingestuft: *Stellvertretender Außenminister eines nicht mehr existierendes Staates*. Verstehe das wer es will und kann, aber die Diplomatie kam irgendwie damit zurecht und das genügt.

Hauptprogramm punkt war die offizielle Gedenkfeier am 15. Juli 2010, und der Hochmeister des deutschen Ordens, der der Verlierer war der größten Schlacht des Mittelalters, an der 10 Völker Europas teilnahmen, war der einzig zugelassene Redner.

Der Schlusssatz der Ansprache war: „...denn ganz anders als bei der letzten Zentenarfeier (Jahrhundertfeier) geht es heute um die gemeinsame europäische Zukunft, um gemeinsamen Respekt

und Freundschaft. Wenn das im Jahre 2010 die Botschaft von Grunwald/Tannenberg sein kann, dann hat diese Feier ihren neuen, modernen Sinn erhalten“.



Kranzniederlegung am Ehrenmal von Tannenberg (Grunwald) durch den Hochmeister – mit allem militärischen Ehren.

Immerhin dürfte an diesem historischen Ereignis, das aus den im kommunistischen Polen politisch gewollten „Erzfeinden“ sich gegenseitig respektierende Geschichtsträger machte, die sich von Halbwahrheiten in den Geschichtsbüchern befreien wollen, die dem BdV und der LO verbundene Kreisgemeinschaft Allenstein-Land einen nicht unerheblichen Anteil haben.

Wie wichtig und hoch diese von mir beschriebene Episode von den politischen polnischen Schaltstellen eingeschätzt wurde, erlebte ich im April diesen Jahres (also 2011): Vom Marschall der Wojewodschaft Ermland-Masuren wurde mir als Kreisvertreter Allenstein-Land das Verdienstkreuz verliehen. Diese Feier wurde in der Groß Kleeberger Kirche mit einem Pontifikalamt eingeleitet und es war die erste Verleihung dieses Verdienstkreuzes, die in einer Kirche stattfand. In der Laudatio wurden die Verdienste der Landsmannschaften von Marschall Protas mit vielen anerkennenden Worten hervorgehoben.



Geschenk des Hochmeisters an den Marschall der Wojewodschaft Olsztyn / Allenstein und den Kreisvertreter Allenstein / Land.

Linde geschnitzt, vergoldet, versilbert, signiert

Das, was auf zwischenmenschlicher Ebene tausendfach seit Jahren wächst und gelingt, ist auf staatlicher Ebene leider noch nicht überall in Europa angekommen. Doch auch hier bewegt sich etwas. Nur wenn alle die Vergangenheit im Dialog wahrheitsgemäß betrachten, können wir weiter kommen.

Das bezieht sich dann auch auf das Thema Flucht und Vertreibung. Diese Vorgänge sind nun einmal fester Bestandteil unserer jüngsten deutschen und europäischen Geschichte. Und wir können und müssen Sorge tragen, dass Kultur und Geschichte der Heimatgebiete der deutschen Vertriebenen ebenso wie die jüngste politische Geschichte im Gedächtnis der jüngeren Generationen auch in unseren Nachbarländern bewusst bleiben.

Dazu brauchen wir den wahrhaftigen Dialog auch mit den Regierenden. Nur im gegenseitigen Gespräch wird man Informationen aus erster Hand erfahren, und so können Missverständnisse ausgeräumt werden. Nur durch das Bewusstwerden der Wahrheit auf beiden Seiten kommen wir letztlich zur Verständigung und damit zum Miteinander.

Es gibt noch unendlich viele Schritte zu tun, doch immerhin haben wir einige Schritte schon getan!

Liebe Landsleute, wir können die jüngste Geschichte nicht zurückdrehen, aber wir können Verwerfungen ebnen.

Wir können persönliches Leid und Kummer unserer Landsleute nicht ungeschehen machen, aber wir können durch unsere

Arbeit das gemeinsame „Wir-Gefühl“ stärken und zum Wohl unserer Landsleute in Ost und West beitragen.

„Mein Ermland will ich ehren, so lang ich leb und bin...“

Eins jedoch steht fest, unsere Heimat war und ist und bleibt Ostpreußen!

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.



Diese wunderschöne Grußkarte (um 1900) hat Frau Bettina Müller (Braunsberg/Köln) bei ebay ersteigert.

„Auch unser edles Sauerkraut,
Wir sollen's nicht vergessen;
Ein Deutscher hat's zuerst gebaut,
Drum ist's ein deutsches Essen.
Wenn dann ein Fleischchen, weiß und mild,
Im Kraute liegt, das ist ein Bild
Wie Venus in den Rosen.“

Rund um Braunsberg

Im Umkreis von wenigen Kilometern
im Bistum Ermland unserer Väter
von Braunsberg war mit Fuhrwerk zu erreichen
das Land, die Dörfer und dergleichen.

Man überlege mal genau,
erst Pilgramsdorf, dann Pettelkau.
Von dort nach Straubendorf und Palten,
im Krug zu Plaßwich wird gehalten.

Auf dem Wege liegen Knobloch,
Klopchen und Schillgehnen.

Wie kann man Gäule auf dem Heimweg zähmen?
Von Stangendorf über Sankau mit „Stint“

nach Frauenburg und Tolkemit.

Mein Freund, mein Freund,
wir fahren mit.

Volgesang und Maternhöfen,
Grunenfed und Mücken,
die Fahrt geht über Sonnenstuhl
mit Umweg nach Regitten.

Die gnäd'ge Frau von Hammersdorf
besaß auch Land in Rossen.

In Einsiedel, da gab es Korn und Bier,
da wurd' manch' Leid und manche Pein begossen.

An Tiedmannsdorf und Steffenshöh',
da traben sie vorbei;

der Weiße Berg liegt heut' noch bei Schalmey.
Von Tolksdorf und dem Ufer der Passarge
kam Nachschub für des Kaisers Garde.

Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Wicken,

erntete man in Demuth, Liebenau sowie Anticken.
Böhmenhöfen, Zagern und Marienfelde,
es liegt nicht nur am Gelde,
ob Willenberg, Betkendorf und Kälberhaus,
die Wahrheit über Mitgift kommt doch am Ende raus.
Im Stadtwald gab's 'ne Freilichtbühne.
Zum Schützenfest - so könnt' man sagen -
gab's damals schon den Marsch der Grünen,
jedoch mit Flinte, Federhut und steifem Kragen.
Wer wußt schon, daß unser Land
auf Breite circa zwanzig lag.
Uns schmeckte Fleck und Schmant,
echt Bohnenkaffe ja, nicht Kaffee Hag.
In Braunsberg gab es Ackerbürger,
die lieferten Milch und Butter;
im Abbau pflügten Bauern
mit Pferden, gut in Futter.
Zum Haferschroten kamen sie zur Mühle
von Rosenort und Josefsau,
von Huntenberg und Julienhöhe,
die dritte Zeile reimt sich auf Klenau.
Das alles überragte mit 190 Fuß
die Backsteingotik Katharinens.
Der Adebar schickte seinen Gruß:
Herr, wir woll'n dem Frieden dienen.

Peter Goldberg, 2712 Anza Avenue, Davis, California 95616, früher:
Mühlenstr. 4, 5b Braunsberg/Ostpreußen

Aktuelles aus der Landsmannschaft Ostpreußen

Deutschlandtreffen der Ostpreußen am 28.-29. Mai 2011 in Erfurt

von Günther Ernst (übernommen aus dem Neidenburger Heimatbrief – angepasst auf Braunsberg)

Unter dem Motto „**Ostpreußen - Erbe und Verpflichtung**“ fand am 28. und 29. Mai das Deutschlandtreffen 2011 der Landsmannschaft Ostpreußen auf dem Gelände der Messe in Erfurt statt.

Nach den erfolgreichen Deutschlandtreffen 2000 und 2002 in Leipzig hatte sich der Bundesvorstand der Landsmannschaft Ostpreußen mit der thüringischen Landeshauptstadt erneut für einen mitteldeutschen Austragungsort entschieden. Nicht nur in den Messehallen war Gelegenheit, Schönes und Traditionelles zu entdecken und zu betrachten, auch die Stadt Erfurt hat neben historischen Gebäuden wie dem Dom, dem Orgelkonzert in der St. Severikirche, der Krämerbrücke viel Kulturelles zu bieten.



Während der Veranstaltung standen den Teilnehmern zwei Messehallen auf dem Messegelände der Stadt Erfurt zur Verfügung: Halle I mit Bestuhlung und Bühne für die feierliche Eröffnung des Treffens am 28. Mai und für die Großkundgebung am 29. Mai, Halle 2 für das Treffen der Heimatkreise und gewerbliche und kulturelle Ausstellungen sowie für die Gastronomie.

Auftakt war ein ökumenischer Gottesdienst in der Sankt Severikirche (auf dem Domberg Erfurts), die Kirche war schon fast zu klein für die vielen Ostpreußen.

Rund 15.000 Besucher kamen nach Erfurt, um sich zu treffen, sich auszutauschen und gemeinsam die Erinnerung an die ostpreußische Heimat wachzuhalten.



Der Sprecher der Landsmannschaft Stephan Grigat spricht in der Messehalle

Der Informationsstand unserer Kreisgemeinschaft in Halle 2 war - wie auch der anderer Kreisgemeinschaften - an beiden Tagen gut besucht. Viele Besucher nutzten die Gelegenheit zu Gesprächen,

entweder an den Tischen oder an den Ständen der Kreisgemeinschaften. Am Braunsberger Stand waren für Auskünfte verfügbar unser Kreisvertreter , unser Schriftführer und unsere Schatzmeisterin.

In Halle 2 herrschte am Vormittag ein buntes und reges Treiben an den verschiedenen Ständen, an denen auch gewerbliche wie ideelle Anbieter und Kunstschaffende ihre Arbeiten und ostpreußischen Spezialitäten präsentierten.

Um 14.00 Uhr des ersten Veranstaltungstages begann in Halle I die feierliche Eröffnung des Deutschlandtreffens mit der Verleihung des Kulturpreises für Publizistik an Christian Papendick und die Verleihung des Gierschke-Dornburg-Preises an die Japanerin Rikako Schindo.

Anschließende Programmpunkte waren ein Vortrag von Prof. Dr. Manfred Kittel über die Arbeit der Stiftung „*Flucht, Vertreibung, Versöhnung*“ und die geplante Dauerausstellung, eine Diashow von Helfried Weyer „ *Ostpreußen - Land der dunklen Wälder und kristallinen Seen* “ und die Folkloregruppe Wandersieben mit „ *Ostpreußisches Brauchtum* “.

Um 19.30 Uhr wurde noch ein Orgelkonzert von Artjom Chatschaturow, dem Organist des Königsberger Doms, im Erfurter Dom Sankt Marien geboten.

Großen Andrang gab es am zweiten Veranstaltungstag, dem 29. Mai, bei der Großkundgebung, deren Beginn um 11.00 Uhr eingeplant war. Beim Glockengeläut des Königsberger Doms wurde manches Auge feucht. Die Fahnenstaffel bildete eine farbige Kulisse und Marschmusik, gespielt vom Blasorchester Cottbus e. V, verlieh der Veranstaltung einen angemessenen musikalischen Rahmen.

Andächtige Stille herrschte, als Dr. Wolfgang Thüne vom Bundesvorstand der Toten gedachte und an ihr Vermächtnis für die nachfolgenden Generationen erinnerte: „Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können“. Dieses Zitat von Jean Paul wird in den Kreisen der Heimatvertriebenen oft benutzt. Denn schließlich ist vielen von ihnen oft nicht mehr geblie-

ben als die Erinnerung. Auch wenn die Massenmedien in der heutigen Zeit nur wenig oder kaum Notiz nehmen von den großen Heimattreffen der Ostdeutschen, so erhellen diese doch für einen Moment die deutsche Geschichte.

Eine bemerkenswerte Begrüßungsansprache hielt der neue Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Stephan Grigat. Die gesamte Rede kann hier nicht wiedergegeben werden, aber einzelne Punkte werden nachfolgend herausgestellt.

Zunächst begrüßte er die Gäste aus Erfurt, aus dem Verband der europäischen Flüchtlinge und Vertriebenen, aus Parteien und Kirche und die angereisten Landsleute aus Deutschland und Polen. Er begrüßte auch Angehörige der früheren deutschen Wehrmacht und wies daraufhin, dass deutsche Soldaten in einem letzten Abwehreininsatz hunderttausenden Ostpreußen die Flucht ermöglichten. Tausende Soldaten hätten ihr Leben dabei hingegeben.

Dann sprach er die historische Entwicklung Ostpreußens an und die im Ursprung entstandene und bisherige Rolle der Landsmannschaft (Zitat): „Die Landsmannschaft Ostpreußen ist von Flüchtlingen und Vertriebenen als Verband von Schicksalsgefährten zur Bündelung von Interessen und Durchsetzung gemeinsamer Ziele gegründet worden. Manches ist erreicht worden, vieles ist auch nicht erreicht worden, wesentliches ist durch den Zeitablauf unerreichbar geworden.“ Im weiteren deutete er die Zukunft der Landsmannschaft so (Zitat): „Die Landsmannschaft hat mit der Wahl eines Sprechers, der 19 Jahre nach der Vertreibung geboren ist, dokumentiert, dass sie über die Lebenszeit der Angehörigen der Erlebnisgeneration hinaus existieren und wirken will - und wird.Wir verstehen uns als Dachverband aller, die sich in die Entwicklung und Zukunft Ostpreußens einbringen wollen.“

Als einige künftige Aufgaben nannte er: Schließung der Gerechtigkeitslücken für die Erlebnisgeneration, Verankerung von Ostpreußen als Teil des historischen Deutschlands im Bewusstsein des deutschen Volkes, Entwicklung Ostpreußens als lebenswerte Region Europas - auch für deutsche Bewohner. Denn Ostpreußen ist 700 Jahre ein Teil Deutschlands gewesen, und seine Kultur hat

Deutschland mitgeprägt.

Die Landsmannschaft würde sich dafür einsetzen, dass die Eigentumsfrage zufriedenstellend gelöst würde. Das Versäumnis, die Rechte deutscher Bürger rechtzeitig gegenüber den Vertragspartnern des Zwei-plus-Vier-Vertrages sowie gegenüber Polen, Litauen und Russland einzubringen, hätte diese Frage im Wesentlichen nun zu einer innerstaatlichen Angelegenheit werden lassen. Insofern könnte die Bundesregierung die enteigneten Vertriebenen nicht mehr auf die Vertreiberstaaten verweisen.

Desweiteren wies Grigat daraufhin, dass Verfolgte des Naziregimes, die während des Krieges zur Arbeit in Deutschland gezwungen wurden, eine Rente erhalten. Die Gerechtigkeit verlange es aber, dass auch Deutsche, die in die Ostländer verschleppt und dort Zwangsarbeit verrichten mussten, ebenfalls eine Rente erhalten müssten.

Der Präsidentin des Bundes der Vertriebenen, Frau Erika Steinbach, dankte er für ihre Leistung bei der Errichtung und Weiterentwicklung der Bundesstiftung „Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ und ihre Bemühungen um das Mitwirken der Vertriebenenverbände an dieser.

Er würdigte auch die Bemühungen der Kreisgemeinschaften, die ostpreußische Kultur in den Heimatschriften erhalten und ein gutes Verhältnis zu der jetzt in der ostpreußischen Heimat lebenden Bevölkerung aufgebaut zu haben. Der Weg, an der weiteren Entwicklung dieser Region teilzuhaben und mitzuwirken, sei richtig, „denn Ostpreußen ist in seinen EU-Teilen heute zwar ein Land, das von seiner Ur-Bevölkerung getrennt, aber ansonsten frei ist.“ Stephan Grigat schloss seine Grußrede mit den Worten: „Ostpreußen lebt.“

Dann sangen alle das Ostpreußenlied, unterstützt vom Blasorchester Cottbus e. V. mit seinem Leiter Lothar Naglatzki.

Anschließend sprach Stefan Hein, Vorsitzender vom Bund Junges Ostpreußen, das Grußwort für seine Jugend-Organisation, die ebenfalls mit einem Stand vertreten war.

Die Festansprache hielt die Präsidentin des Bundes der Vertriebe-

nen (BdV), Frau Erika Steinbach, deren wichtigste Aussagen hier vermittelt werden sollen.

Von der Bundesregierung forderte sie einen nationalen Gedenktag zur Erinnerung an die Vertreibung und eine Entschädigung deutscher Zwangsarbeiter.

Für den nationalen Gedenktag habe es bereits im Jahr 2003 einen Beschluss der schwarz-gelben Mehrheit in der Länderkammer gegeben. Die rot-grüne Bundesregierung und Bundespräsident Horst Köhler hätten sich dem jedoch verweigert. Die jetzige Koalition aus CDU, CSU und FDP könnte nun aber ihren früheren Beschluss, für den der Antrag schon vorläge, in eine Ausführung umsetzen.

Zur Entschädigung der deutschen Zwangsarbeiter sagte Frau Steinbach, dass diese schon zu Oppositionszeiten von CDU, CSU und FDP gefordert worden wäre. Sie würde nicht nachlassen, daran zu erinnern, dass solch ein Versprechen auch noch für die jetzige Regierungszeit gültig bleiben müsste.

Beifall erhielt Frau Steinbach unter anderem, als sie auf das Projekt Stiftung „Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ einging, bei dem es im vergangenen Jahr viel Streit um die Besetzung des Stiftungsrats gegeben hat. Man habe dort viel erreicht, was die Reaktion der Gegner zeige. Der Bevormundung im Stiftungsrat habe man sich erfolgreich widersetzt. So sei die Zahl der Vertreter im Stiftungsrat und die projektierte Fläche der künftigen Erinnerungsstätte vergrößert worden: „Wir sind jetzt auf dem Weg zu einer dauerhaften Erinnerung.“ Sie sprach sich für ein konstruktives Miteinander der europäischen Völker aus. Die Charta der Heimatvertriebenen, die am 5. August 1950 verkündet wurde, betrachte sie als eine große Leistung der Selbstüberwindung der Vertriebenen, die zu einem Miteinander und zur Versöhnung beitragen würde. Dem Streben nach Versöhnung durch Verschweigen der historischen Wahrheit könne kein Erfolg beschieden sein. Nun sei es Verantwortung und Aufgabe der deutschen Politik, an der Verbreitung der historischen Wahrheit mitzuwirken.

Die Großkundgebung endete mit dem Singen des Deutschland-

lieds und dem Ausmarsch der Fahnenstaffel. Im Anschluss wurde noch das Lustspiel „Die Widerwillige“ von Luise Gottsched von jungen Angehörigen der deutschen Volksgruppe aus Ostpreußen aufgeführt.

Die Besucher in Erfurt haben ein schönes und harmonisches Heimattreffen erlebt, auf dem aber deutlich gemacht worden ist, dass wir Ostpreußen noch lange nicht Vergangenheit sind, sondern auch weiterhin unsere Anliegen in der Öffentlichkeit zur Sprache bringen werden. - „**Ostpreußen lebt!**“

Die Landsmannschaft Ostpreußen werde immer der Interessenverband der geflüchteten und vertriebenen Ostpreußen sein und bleiben und sich weiter beharrlich und unvermindert für ihre Rechte einsetzen, erklärte der neue Vorsitzende der Landsmannschaft Ostpreußen im Bund der Vertriebenen, Stephan Grigat auf der Großkundgebung des Deutschlandtreffens der Landsmannschaft Ostpreußen am 29. Mai in Erfurt.

Grigat sprach die konkreten Ziele an, die von der Landsmannschaft künftig weiter zu verfolgen seien. Eines der wichtigsten sei, dass Ostpreußen als Teil des historischen Deutschlands im Bewusstsein des Deutschen Volkes verankert werde. Ebenso sei die deutsche Kultur Ostpreußens zu bewahren und weiter zu entwickeln. Außerdem wolle man sich verstärkt der Deutschen Volksgruppe im heutigen Ostpreußen zuwenden. In diesem Zusammenhang sprach sich Grigat für eine Stärkung der gemeinsamen Identität als Ostpreußen aus. Ostpreußen sei eine lebenswerte Region Europas - auch für deutsche Bewohner, betonte er.

Ostpreußen sei mehr als 700 Jahre ein ganz oder überwiegend deutsches Land gewesen, betonte Grigat. Dieses drohe in Vergessenheit zu geraten, wenn es nicht vermittelt würde. „Außer uns tut das niemand“, warnte Grigat „Das Wissen der mittleren und jüngeren Generation über den Deutschen Osten und seine Geschichte ist erschreckend schwach, was vor allem daran liegt, dass er zielgerichtet totgeschwiegen worden ist und in den Schulbüchern kaum noch vorkommt Es ist an uns zu vermitteln, dass die 700jährige deutsche Kultur Ostpreußens die kulturelle

Entwicklung Gesamtdeutschlands nachhaltig geprägt hat."

Die Deutsche Volksgruppe in Ostpreußen sei in mehrfacher Hinsicht Bindeglied, einmal zwischen den Ostpreußen im Bundesgebiet und den Ostpreußen in der Heimat aber auch zwischen der heutigen polnischen Mehrheitsbevölkerung und den Angehörigen und Nachkommen der früheren deutschen Mehrheitsbevölkerung.

„Wir werden unsere Landsleute in Ostpreußen verstärkt unterstützen, ihre Identität zu bewahren und fortzuentwickeln und gleichzeitig Lebensperspektiven in Ostpreußen zu entwickeln und zu leben," versicherte Grigat.

Man verliere seine ostpreußische Identität nicht dadurch, dass man in das Bundesgebiet vertrieben worden oder dahin ausgewandert sei, auch nicht dadurch, dass man als Deutscher und als Ostpreuße in der Heimat geblieben sei und dort gemeinsam mit der polnischen Mehrheitsbevölkerung lebe.

Dagegen verliere man sie, wenn man sich nicht mehr als Ostpreuße fühle, wenn man das Ostpreußisch-Sein nicht mehr als wesentlich für seine eigene Identität empfinde, wenn man sich mehr als Westdeutscher oder als Pole fühle, als als Ostpreuße.

Als beschämend kritisierte Grigat den Auftritt Bundesaußenminister Westerwelles in Königsberg. Er habe die gefallenen Eroberer der Roten Armee geehrt, die nach zehntausenden zählenden deutschen Opfer Königsbergs im Jahr 1945 aber unerwähnt und unbeachtet gelassen. Im Vorfeld des Treffens hatte es bereits heftige Reaktionen von empörten Ostpreußen gegeben.

„Diese Tatsachen müssen in Gedächtnis und Bewusstsein unseres Volkers zurückgebracht werden. Es ist traurig, dass offensichtlich selbst einzelne Mitglieder der Bundesregierung Nachhilfe zu benötigen scheinen," sagte Grigat.

Bei Fragen der Entschädigung Heimatvertriebener handle es sich mittlerweile um innerstaatliche Fragen. „Unser Gegenüber in dieser Frage ist die deutsche Bundesregierung!" betonte Grigat. Nunmehr dürften die Nachbarn des wiedervereinigten Deutschlands mit guten Argumenten davon ausgehen, dass diese Fragen

zwischenstaatlich nicht mehr aufgeworfen würden und damit als abgeschlossen zu betrachten seien.

Grigat versprach, sich auch für eine Rente für deutsche Zwangsarbeiter einzusetzen.

Die Landsmannschaft Ostpreußen werde sich in stärkerem Maße als bisher den Angehörigen der Deutschen Volksgruppe in Ostpreußen zuwenden. Zu diesem Zweck werde auch ein Verbindungsbüro in Allenstein eröffnet. Ebenso werde man zukünftig Kulturprojekte und die Träger Ostpreußischer Kultur stärker fördern.

Obwohl die Landsmannschaft Ostpreußen bereits viel für die Verankerung Ostpreußens im Gedächtnis der Leute getan habe, müsse noch einmal auf die große Bedeutung von Zeitzeugen hingewiesen werden, aber auch auf deren hohes Lebensalter. Daher sei es dringend geboten, deren Berichte zu drucken, um sie dauerhaft der Nachwelt zu hinterlassen.

Die Landsmannschaft unterstütze den Wunsch nach einem staatlichen Gedenktag für Flüchtlinge und Vertriebene. Grigat rief die anwesenden Bundestagsabgeordneten auf, sich dafür einzusetzen. Der Präsidentin des Bundes der Vertriebenen, Erika Steinbach MdB, dankte er im Namen der Ostpreußen dafür, dass sie es durch ihr unermüdliches Wirken erreicht hat, dass eine Dokumentationsstätte für Flucht und Vertreibung in Berlin geschaffen wird.

Erika Steinbach lobte in ihrer Festansprache das besondere Engagement der Landsmannschaft Ostpreußen für die Wolfskinder, elternlose ostpreußische Waisen, die am Ende des Krieges mit Hilfe von Litauern in schwierigster Zeit überleben konnten. Bundespräsident Christian Wulff hatte am 10. Mai 2011 eine Gruppe dieser Wolfskinder bei sich im Schloss Bellevue empfangen und diesen vom Schicksal besonders hart betroffenen Menschen an ihrem Lebensabend das Gefühl vermittelt, dass sie von Deutschland nicht vergessen worden sind, dass sie zu uns gehören. In diesem Zusammenhang dankte sie Wilhelm von Gottberg, der sich jahrelang für die Wolfskinder engagiert hatte.

Ebenso dankte sie ihm für seine langjährige Tätigkeit als Sprecher

der Landsmannschaft Ostpreußen und begrüßte Stephan Grigat als neuen Sprecher der Landsmannschaft. „Ihnen, lieber Herr Grigat, wünsche ich alles erdenklich Gute für die große Aufgabe, Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen zu sein. Auch im Stiftungsrat der Bundesstiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung, in der Sie den BdV und damit Ihre Landsmannschaft vertreten, haben Sie eine bestimmt nicht leichte Aufgabe zu bewältigen, damit am Ende eine Einrichtung entsteht, die würdig und angemessen das Schicksal der deutschen Vertriebenen nachhaltig wiedergibt. Ich freue mich auf eine gute Zusammenarbeit auf allen Feldern.“

Die Präsidentin bekräftigte den Wunsch nach einem „Nationalen Gedenktag“ für die Heimatvertriebenen am 5. August. Hätten sich die Heimatvertriebenen an diesem 5. August 1950 für einen anderen Weg entschieden, für einen Weg der Gewalt und Abschottung, so sähe Deutschland heute anders aus. Die Botschaft von damals habe bis heute getragen. Der Wert der Charta der Heimatvertriebenen lasse sich nur aus ihrer Zeit heraus verstehen und könne nicht mit den Maßstäben des Zeitgeistes gemessen werden.

Durch das Engagement vieler sei es gelungen, in Berlin eine dauerhafte Dokumentationsstätte auf den Weg zu bringen, die an das Schicksal und Kulturerbe der deutschen Heimatvertriebenen erinnern wird. Der Weg dahin sei außerordentlich schwierig aber letztlich sehr erfolgreich bewältigt worden.

„Dem BdV, den von uns bestellten Stiftungsratsmitgliedern und mir liegt an Wahrhaftigkeit bei der Darstellung von Flucht und Vertreibung. Darauf werden wir sorgfältig achten,“ versicherte Erika Steinbach.

Das Stiftungsziel, ein vollständiges und wahrhaftiges deutsches und auch europäisches Geschichtsbild zu erreichen und die Bedeutung des kulturellen Erbes der Vertriebenen für unser Land für alle sichtbar zu machen, sei ein gutes Stück näher gerückt. Durch die staatliche Stiftung „Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ werde aber die BdV-eigene Stiftung, das ZENTRUM GEGEN VERTREIBUNGEN, auf gar keinen Fall überflüssig. Durch sie

werde man weiter treibende Kraft bleiben und die Bundesstiftung fürsorglich aber auch hartnäckig begleiten.

Ausführlich ging die Präsidentin auf die deutschen Zwangsarbeiter ein. Millionen Vertriebene mussten vor ihrer Vertreibung Zwangsarbeit leisten. Nicht nur für die Sowjetunion, sondern auch für Polen, die Tschechoslowakei oder Jugoslawien.

Steinbach zitierte den polnischen Historiker W. Pronobis, der 2009 im Zusammenhang mit den in Marienburg bei Baggerarbeiten entdeckten mehr als 2.000 deutschen Opfern festgestellt hatte: „Weitere Orte, an denen sicherlich eine beachtliche Anzahl verstorbener, zu Tode gequälter oder ermordeter deutscher Zivilisten vergraben liegen, sind die zahlreichen Lager und Gefängnisse für Deutsche in den ersten Nachkriegsjahren.“ Auf diesem Gebiet gäbe es nach Pronobis „keine solide Zusammenarbeit zwischen polnischen und deutschen Historikern“.

Pronobis habe diesen Zustand mit dem bezeichnenden Satz kritisiert: „Die Suche nach Versöhnung durch Verschweigen, worauf die Mitglieder der polnisch-deutschen Lehrbuchkommission setzen, ist keine langfristige Lösung.“ Die Verantwortung dafür trüge nicht allein Polen, sondern in weit erheblicherem Ausmaß seit Jahr und Tag die deutsche Politik, bemängelte Steinbach.

„Die Katastrophe der Vertreibung von fast 15 Millionen Deutschen mit allen nur denkbaren Grausamkeiten und Begleitscheinungen in der Mitte des 20. Jahrhunderts ist schmerzlicher und unauslöschbarer Teil unserer ganzen Nation. Die Opfer und ihre Nachfahren haben ein Anrecht darauf, dass ihr Schicksal, dem sie stellvertretend für alle Deutschen hilflos ausgeliefert waren, im nationalen Gedächtnis bewahrt wird,“ sagte die Präsidentin.

Die menschliche und kulturelle Dramatik dieser Massenvertreibungen lasse sich weder relativieren noch rechtfertigen, auch nicht unter Hinweis auf ‚Ursache und Wirkung‘. Als Menschenrechtspolitikern bekannte sie, dass sich derartige Entschuldungen „abseits jeglicher Menschenrechtsnormen“ bewegten und eher in den Bereich der Blutrache gehörten. Menschenrechte nach zwei-

erlei Maß zu bemessen, sei paradox in sich.

„Die Würde eines jeden Menschen ist zu bewahren und darf nicht angetastet werden. Auch für deutsche Vertreibungsoffer gelten natürlich Menschenrechte unabdingbar, uneinschränkbar, unrelativierbar,“ betonte Erika Steinbach unter dem Beifall der Anwesenden, zu denen viele Prominente zählten. Mehr als 15.000 Teilnehmer hatten das diesjährige Ostpreußentreuen in der Erfurter Messehalle besucht

Walter Stratmann (DOD)



Der Stand der
Kreisgemeinschaft
Braunsberg mit
unserer
Schatzmeisterin
Gertrud Arendt und
Bildern von Stephan
Preuschoff

Familienglück von Charlotte Glanert

Großer Lorbaß, kleiner Lorbaß, Zanken sich im Spiel die Jungens,
Lorbasse auf jeden Fall, Kommt mein Mann beschwipst nach Haus,
das sind meine beiden Jungens Schimpf ich: „O ihr kreischen Lorbaß,
und mein Alter allzumal. Raus schmeiß ich euch aus dem Haus!“

Großer Lorbaß, kleiner Lorbaß,
Lorbasse auf jeden Fall.
Gott sei Dank, daß ich euch habe,
Geliebte Lorbaß' allzumal.

Leidiges Thema: Straßenumbenennungen

Vor allem auch durch den Einsatz unseres Kreisvertreters Manfred Ruhnau ist es gelungen, die Umbenennung der Agnes-Miegel-Straße in seiner Wahlheimatstadt Siegburg abzuschmettern. Ein harter Brocken ist nun auch die Stadt Münster, auch hier gibt es Überlegungen, die Agnes-Miegel-Straße umzubenennen.

Die Kreisgemeinschaft versucht nun mitzuhelfen, dass auch das verhindert wird. Hier der erste Brief dazu an den Oberbürgermeister von Münster:

Kreisgemeinschaft Braunsberg

7. 2. 2012

Herrn
Oberbürgermeister
Markus Lewe
Klemensstraße 10
48143 Münster

Straßennamenumbenennungen

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Lewe,

ich erlaube mir, mich unmittelbar an Sie zu wenden, weil ich im vorigen Jahr doch einmal in Angelegenheiten der Kreisgemeinschaft Braunsberg bei Ihnen zu einem Gespräch zusammen mit unserem Schriftführer war.

Es geht um die Aktion zur Umbenennung einiger Straßen in Münster.

Zunächst einmal: Ich finde die Ausstellung dazu im Raum vor dem Friedenssaal in höchstem Maße manipulativ. Wenn ich meinen Eindruck zu dem, was da über Agnes Miegel steht, auf die anderen Namensgeber übertrage, kann von einer Ausgewogenheit, die der Würde des Ortes entspricht (im Friedenssaal die Inschrift „Audiatur et altera pars“! Anm. d. Red: „Man höre auch

die andere Seite!“) und die ja zu einer objektiven Meinungsbildung notwendig ist, nun wirklich keine Rede sein.

Ich möchte nicht alles wiederholen, was sonst alles zum Thema Agnes Miegel geschrieben wird, sondern nur darauf hinweisen, dass selbst der Leipziger Oberbürgermeister Carl Goerdeler, der 1945 in Plötzensee hingerichtet wurde, 1929 in Königsberg eine engagierte Rede gehalten hatte, dass die ostpreußische Bevölkerung sicher sein könnte, dass alles getan werde, dass Ostpreußen deutsch bleibt. Und zunächst stand er auch dem Nationalsozialismus positiv gegenüber.

Es ist nämlich auch historische Tatsache, dass die Polen auch Begehrlichkeiten nach Ostpreußen hatten, nachdem sie schon Westpreußen „gewonnen“ hatten. Sie schikanierten etwa Reisende durch den Korridor, um Deutschland zu einem weiteren Krieg regelrecht zu provozieren, um ihr Ziel zu erreichen, diesmal mit England im Rücken. Und die Deutschen waren mit ihrem Hitler voll in diese Falle getappt. Doch diese Vorgeschichte ist diesen beiden Historikern, die sich so vehement für die Umbenennung engagieren, gleichgültig, davon scheinen sie nichts zu wissen.

Wenn Agnes Miegel nun „verdammte“ wird, müsste dann nicht auch Carl Goerdeler verdammt werden, weil der als „Profipolitiker“ die unpolitische Agnes Miegel in seinem „Chauvismus“ möglicherweise angesteckt hat? Sollte nicht auch die Goerdelerstraße in Münster umbenannt werden, denn wenn Agnes Miegel, dann war ja auch Carl Goerdeler so ein Schreibtischtäter?

Oder müssten nicht auch die Richard-Wagner-Straße und die Martin-Luther-Straße umbenannt werden, da ja beide Antisemiten waren, was man ja von Agnes Miegel nicht sagen kann.

Doch was soll's? Ich möchte Ihnen einmal eine der Balladen von Agnes Miegel beilegen, wie sie 1928 mit viel Empathie an die vor vielen hundert Jahren vertriebenen „Ureinwohner“ Ostpreußens (?) gedacht hat. Ob so eine nationalsozialistische Scharfmacherin aussieht? Eine andere Sache sind die Ahnung der eigenen

Vertreibung in dieser Ballade und das Thema der Heimatliebe. Ob von daher nicht verständlich ist, dass Hitler als Garant gesehen wurde, dass es doch zu keiner Vertreibung kommt?

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Lewe, ich hoffe doch, dass Sie Ihr Gewicht einsetzen, damit es nicht zu der Umbenennung kommt.

Mit besten Grüßen

Manfred Ruhnau, Kreisvertreter Braunsberg (Ostpr.) e. V.

Die Fähre

Die Krügersfrau fuhr auf im Bett,
die Uhr schlug Mitternacht,
Sie zählte laut, sie horchte lang,
so jäh war sie erwacht,
Der Mond schien durch den Ladenspalt
bis aufs Kissen wo sie schlief.
Sie sprach: "Du hast mich nicht geweckt,
mir ist, als ob wer rief!"

Sie ging und stieß den Laden auf,
die Nacht war klar und blau,
Auf dem Aternbeet im Garten
lag weiß wie Reif der Tau,
Hell ging die staubige Straße
über den grasigen Damm,
Und sie sah den vollen Mond
wie er silbern im Wasser schwamm.

Sie sah die große Fähre
die Kette schien so blank,
Sie sah das Ufer drüben
den Eschenbaum und die Bank,

Sie sah den stillen Wiesenweg
der lag so hell und leer,
Und Heuberg ragte an Heuberg
aus dem weißen Nebelmeer,
Und eine Stimme drüben
rief übers Wasser her:
"Hol über! Hol über!"

Die Stalltür knarrte leise,
der Fährknecht sah heraus
Und gähnte laut und ging zum Boot:
"Wer kommt so spät nach Haus?"
Doch als er nach dem Ruder griff
da rief's vom Ufer her:
"Die Fähre nimm, die Fähre!
wir sind ja viel zu schwer.
Hol über! Hol über!"
Er blickte auf und sah und sah –
der Weg lag still und leer.
"Hol über! Hol über!"

Er sprang so eilig aus dem Boot
daß es klatschend schlug,
Er stolperte den Damm herauf
bis vor den roten Krug.
Die Tür ging auf, es schien ein Licht,
das schien so gut und warm,
Und vor ihm stand die alte Frau
und packte seinen Arm:
"Hol über! Hol über!"

"Ich hab Euch sieben Jahr gedient,
ich fuhr zu aller Zeit,
Doch das will ich nicht fahren,

was dort vom Ufer schreit!"
Sie sprach: "Von Vaters Vater her
mein eigen ist der Krug,
Unser Recht ist diese Fähre
und alles was sie trug.

Mein Recht ist dies Fähre
und meine Ehre auch,
Noch keiner rief vergeblich,
das ist hier nicht der Brauch,
Und wär's der Schwarze selber,
er soll umsonst nicht schrein!"
Sie schritt hinab zur Fähre.
Der Knecht ging langsam hinterdrein.

Sie glitten über den Fluß dahin.
Das ging so rasch und leicht.
Der Uferrand kam nah heran,
das Wasser war schon seicht,
Da ward es jählings dunkel,
eine Wolke zog am Mond entlang,
Da schollerten die Planken
als ob ein Gaul herübersprang,
Es plätscherte vom Ufer her
wie vieler nackter Füße Gang.
"Fahr über! Fahr über!"

Die Frau stieß ab, der Knecht zog an,
wie ging die Kette schwer!
Es flüsterte, es atmete,
es drängte sich um sie her.
Dem Knecht, dem rann der kalte Schweiß
stromweis übers Gesicht,
Die Frau sah still den Fluß hinab.

Sie wendete sich nicht.

Sie kamen bis zur Mitte.

Da trat der Mond hervor.

Da trappelten die Hufe.

Da schnob es warm an ihrem Ohr.

Da lag's auf ihrer Schulter

so schwer wie eine schwere Hand.

"Halt an, ich will noch einmal sehn

nach meinem lieben Land!"

Sie blickte auf, der Knecht hielt an,

das Wasser war so blank,

Am Rande stand der Eschenbaum

und drunter stand die Bank,

Aufs Wiesenufer ging der Weg

so hell, so still und leer,

Und Heuberg ragte an Heuberg

aus dem weißen Nebelmeer,

Und einer Grille Schrapen

klang laut von drüben her, –

herüber, herüber.

Stumm stand die Frau, stumm stand der Knecht

und still die Fähre lag,

Hoch über ihren Scheiteln

die fremde Stimme sprach:

"Was ist so weich wie Mutterschoß,

so mild wie Mutterhand?"

Und Antwort kam: "Das Wiesenheu

und der Wind im flachen Land!"

"Was ist so süß wie der Kuß der Braut?

Was ist blonder als sie?"

"Die Linde über dem Strohdachfirst –
 viel süßer und blonder ist die!"
"Was ist blanker als ihr weißer Leib?
 Was ist so fruchtbar und jung?
Was trägt mich so geduldig?"
 "Der Strom der Niederung!"

"Was ist für Götter und Menschen Glück?
 Das Glück dem keines gleicht?"
"O das ist: den eignen Boden sehn
 soweit das Auge reicht!
Und Gruß und Rede hören
 wie altvertrautes Wiegenlied,
Und Wege gehn wo jeder uns
 wie Kind und Bruder ähnlich sieht!"

"Und was ist allerschwerste Last?
 Was ist ewige Pein?
Was ist den Kindern der Ebne verhaßt
 und wird es immer sein?"
"Von der Heimat gehn ist die schwerste Last,
 die Götter und Menschen beugt,
Und unstät zu schweifen ist allen verhaßt,
 die die grüne Ebene gezeugt!"

Die Krügersfrau an der Kette stand,
 die Stange hielt sie fest,
Es drängte her, es stieß und schob
 und hielt sie eingepreßt,
Die Hand auf ihrer Schulter,
 sie streichelten die schwere Hand,
Sie stammelten und weinten
 und küßten sie wie Vaterhand.
Der Wind lief übers Wasser,

da sprach der Reiter:
"Ein neuer Tag kommt übers Land. –
Fahr weiter! Fahr weiter!"

Sie stießen an das Ufer,
die Fähre schwankte sacht,
Vom Fenster oben schien das Licht
so heimlich durch die Nacht.
Da setzte es den Hang hinan
am Dammweg trappelte ein Pferd,
Gehenk und Sporen klirrten,
es klirrte leise wie ein Schwert,
Ein Mantel flog vorüber
wie Wind, der übers Röhricht fährt –
vorüber, vorüber!

Es sprang und lief über Stein und Sand,
es rauschte durchs nasse Kraut,
Der Hofhund heulte winselnd,
des Försters Hund gab Laut,
Der weiße Nebel qualmte,
der Haushahn rief im Stall,
Und leis und leiser ging das Krähn
flußaufwärts wie Widerhall.

Schwerfällig ging die Frau ans Land.
Da blinkte was im Kies.
Es klapperte wie Geld im Sand
wohin ihr Absatz stieß.
Der Knecht, der las es knieend auf
an hundert Stück und mehr,
So kantig, dünn und grünbereift,
nur eins war rund und schwer.

Die bunte Tasche wurde voll,
sie trugen es ins Haus,
Sie schütteten es wie Erbsen
auf der eichenen Tonbank aus,
Der Taler rollte aus dem Berg
bis er an den Leuchter schlug,
Das klang so hell, das klirrte lang
verzitternd durch den stillen Krug.

Sie wendeten ihn hin und her,
sie hielten ihn ans Licht.
Die abgegriffne Schrift am Rand
entzifferten sie nicht,
Noch sah man an dem einen Bild
Wie künstlich es geprägt,
Wie ein gekrönter Adler war's
der Wappenschild und Zepter trägt.
Doch halb verlöscht war schon das Haupt,
das auf der andern Seite stand.
Ein mächtiges Haupt mit Helm und Kranz –

Doch keiner hat es mehr gekannt.

AGNES MIEGEL

Diese wunderbare Ballade dürfen wir aus Rechtsgründen nicht auf unserer Website www.braunsberg-ostpreussen.de bringen, weil die öffentlich ist. Doch der Heimatbrief ist eine völlig private Sache, der ist etwa dasselbe, als wenn Sie, liebe Braunsberger, etwas für ihre Kinder fotokopieren und denen das zuschicken.

Hier die Antwort des Münsteraner Oberbürgermeisters:

29. 02. 2012

Kreisgemeinschaft Braunsberg (Ostpreußen) e. V.
Herrn Kreisvertreter Manfred Ruhnau
Bahnhofstraße 35 b
53757 St. Augustin

Straßenbenennungen

Sehr geehrter Herr Ruhnau,

ich bedanke mich für Ihr Schreiben vom Februar in Sachen „Straßenbenennungen“.

Ich möchte zur Einordnung der Diskussion und der von der Verwaltung disponierten Umsetzungsschritte einige Anmerkungen machen, die Handlungsgrundlage für mich waren:

1. Die Einrichtung der „Kommission Straßennamen“ hat bereits mein Amtsvorgänger, Herr Oberbürgermeister a. D. Dr. Berthold Tillmann, im Mai 2009 in einer gemeinsamen Sitzung des Ältestenrates der Stadt Münster und der Bezirksbürgermeisterinnen und Bezirksbürgermeister der Stadtbezirke der Stadt abgestimmt.

Grund für den Vorschlag von Herrn Dr. Tillmann war, dass verschiedene Anträge zur Umbenennung von Straßen/Plätzen im Rat der Stadt Münster bzw. in einigen Bezirksvertretungen der Stadt gestellt worden waren.

So hat die SPD-Ratsfraktion bereits mit Ratsfraktion von 06.02.2008 die Rückbenennung des Hindenburgplatzes in „Neuplatz“ beantragt. Weitere Umbenennungsanträge lagen u.a. in der Bezirksvertretung Münster-West und in der Bezirksvertretung Münster-Mitte (Prüfungsauftrag, alle personenbezogenen Straßennamen im Stadtbezirk zu untersuchen, ob deren Namensgeber möglicherweise eine größere Nähe oder „Affinität“ zum nationalsozialistischen Regime hatten) vor.

Da der Oberbürgermeister nach der Gemeindeordnung verpflich-

tet ist, Anträge der Gremien verfahrensmäßig aufzubereiten und Gremienbeschlüsse vorzubereiten, also ein geordnetes Beteiligungsverfahren zu gewährleisten, hatte Herr Dr. Tillmann dem Ältestenrat und den Bezirksbürgermeisterinnen/Bezirksbürgermeistern vorgeschlagen, die „Kommission Straßennamen“ einzurichten.

Da im Herbst 2009 Kommunalwahlen stattfanden, ist im Ältestenrat verabredet worden, dass die Kommission ihre Arbeit erst nach der Kommunalwahl aufnimmt, um personelle Kontinuität zu gewährleisten.

2. Der Ältestenrat hat in gemeinsamer Sitzung mit den Bezirksbürgermeisterinnen und Bezirksbürgermeistern auch eindeutig den Aufgabenbereich der Kommission festgesetzt:

Die Kommission berät über die Straßennamen im Stadtgebiet, deren Namensgeber der sogenannten Kategorie 3 (Namensgeber, die das NS-Regime - auch öffentlich erkennbar - stützten) angehören. Der Antrag der SPD-Fraktion auf Umbenennung des Hindenburgplatzes ist wegen des inhaltlichen Zusammenhangs ebenfalls in der Kommission vorbereitet worden.

Der Kommission gehörten Vertreterinnen/Vertreter der Fraktionen/Parteien im Rat an. Fachberater der Kommission waren, auch dies ist von Herrn Dr. Tillmann vorgeschlagen und vom Ältestenrat bzw. den Bezirksbürgermeisterinnen/Bezirksbürgermeistern gutgeheißen worden, Herr Prof. Dr. Thamer und Herr Prof. Dr. Kenkmann.

3. Die Kommission hat diesen Auftrag in vier Sitzungen, wie er vorgegeben war, nämlich eine historische Einschätzung zu den Namensgeberinnen/Namensgebern zu geben, erfüllt.

4. Besonders wichtig ist mir die Anmerkung, dass die Kommission lediglich eine historische Einschätzung/Empfehlung abgibt. Ob Straßen, Wege und Plätze letztendlich umbenannt werden, entscheidet ausschließlich der Rat (für den Hindenburgplatz) und die zuständigen Bezirksvertretungen für die bezirksbezogenen Straßen, damit auch über die Benennung der Agnes-Miegel-Straße die Bezirksvertretung Münster-Ost. Sollte ein entsprechender

Beschluss gefasst werden, hat der Oberbürgermeister und diesen Beschluss umzusetzen (§ 62 Abs. 2 Gemeindeordnung NW).

5. Der Prüfungsauftrag der Kommission bezog sich, wie angemerkt, ausschließlich auf Namensgeberinnen/Namensgeber, die das NS-Regime - auch öffentlich erkennbar - stützten. Es ging daher bei diesem Prüfungsauftrag nicht um eine Bewertung der Lebensleistung der Namensgeberinnen/Namensgeber, sondern um eine historische Aussage dahin gehend, ob und inwieweit die Namensgeberinnen/Namensgeber das NS-Regime (während der Herrschaft des Regimes) gestützt haben.

6. Nach Abschluss der Arbeit der Kommission hat eine weitere gemeinsame Sitzung des Ältestenrates der Stadt Münster, der Bezirksbürgermeisterinnen und Bezirksbürgermeister und von Mitgliedern der Kommission Straßennamen stattgefunden.

In dieser Sitzung ist verabredet worden, dass über die historische Einschätzung, die die Kommission zu ihrer Bewertung bewegt hat, die Bürgerinnen und Bürger in geeigneter Art und Weise (z. B. Internet, Aufstellung, Informationsflyer) informiert werden.

7. Aus dem Vorgenannten ergibt sich, dass es eben nicht darum geht, Agnes-Miegel „zu verdammen“, sondern auf Grund der historischen Bewertung eine Diskussion und Entscheidung zu ermöglichen, ob eine Ehrung durch Benennung einer Straße weiter aufrecht erhalten werden soll oder nicht. Diese Entscheidung ist, wie gesagt, offen. Sie obliegt der zuständigen Bezirksvertretung Münster-Ost. Meine Rolle, die ich - entsprechend den Verfahrensabsprachen, die mein Amtsvorgänger, Herr Oberbürgermeister a. D. Dr. Tillmann abgestimmt hat - wahrgenommen habe und wahrnehme ist, die Absprachen, die Ältestenrat und Bezirksbürgermeisterinnen und Bezirksbürgermeister getroffen haben, verfahrensmäßig umzusetzen und damit letztlich die Beratung den jeweils zuständigen Gremien vorzubereiten.

Mit freundlichen Grüßen

Markus Lewe

Anmerkung: Der Schriftwechsel geht weiter, wir haben auch noch die Bezirksbürgermeisterin angeschrieben, klar.

Wir werden Sie auf dem Laufenden halten, ob unsere Bemühungen Erfolg hatten und es nicht zur Umbenennung der Agnes-Miegel-Straße kam.



Unterwegs gesehen:

Konrad Zuse war der Erfinder des Computers. Er war auch einige Jahre Schüler des Hosianums Braunschweig.

Also ist doch auch Braunschweig „Konrad-Zuse-Stadt“!

Und immer noch einmal das alte Thema: Woher komme ich? Wer bin ich?

Wenn ich bei meiner Wanderung auf dem Santiago-Pilgerweg oder auch bei meiner „Entdeckungsfahrt“ nach Borneo (Malaysia) oder sonst wohin gefragt werde, woher ich komme, dann sage ich immer „aus Ostpreußen“ oder eben aus „East Prussia“ oder „Prusse Orientale“ oder auch „Prusia Oriental“. Ich finde, das klingt viel besser und auch genauer als „aus Deutschland“. Und ich füge immer gleich hinzu, dass auf den Konferenzen in Jalta und Potsdam 1945 sich Roosevelt, Churchill und Stalin einigten, auch diese deutsche Provinz Ostpreußen von Deutschland abzutrennen und die Bevölkerung zu vertreiben. Und weil ich deswegen eben heimatlos bin, bin ich nun Kosmopolit. Na, dann kommen wir immer in ein kleines politisches Gespräch, bei dem ich den Eindruck habe, dass meine Gesprächspartner

schon wissen, was Ostpreußen ist. Ich konnte auch feststellen, wenn wir uns zufällig wieder trafen, dann konnten sie sich erinnern: „Du bist doch der aus Ostpreußen!“



Ein Ostpreuße (der Redakteur des Heimatbriefs) auf dem höchsten Berg Malaysias, dem Kinabaluberg (4095 m) auf Borneo. Der Abstieg war besonders mühsam, 2200 Höhenmeter an einem Stück ...

Und: Wenn eine Katze im Kohlenkasten Junge bekommt, was sind das dann? Kleine Kohlen oder was? Ist es nicht auch mit den Ostpreußen, also auch mit uns Braunsbergern, so, wenn sie irgendwo auf der Welt Nachkommen bekommen, was sind das dann?

Können wir nicht zudem stolz darauf sein, dass wir Ostpreußen sind? Ich bin mit einem chinesischen Professor befreundet, der in Shanghai westliche Kultur lehrt. Und für ihn ist Deutschland das kulturelle Zentrum der Welt – und in Deutschland Ostpreußen! Ja und er ist furchtbar traurig, dass Ostpreußen nicht mehr deutsch ist...

Es macht auch – gerade bei Ausländern – erfahrungsgemäß einen guten Eindruck, wenn wir uns zu unserer Herkunft und Heimat bekennen. Denn die meisten Menschen in der ganzen Welt sind so heimatliebend, dass sie das verstehen und dass das sogar gut bei ihnen ankommt. Unsere Übersetzerin in Ostpreußen stammt etwa aus dem Südosten Polens. Sie ist Angehörige des Volks der Lemken, das zusammen mit den dort

ansässigen Ukrainern und Boiken in der Nacht-und-Nebel-Aktion „Weichsel“ 1947 (um 4 Uhr früh wurden die Dörfer vom Militär umstellt, ja, genau wie bei den Sklavenjagden in Afrika, da waren es allerdings fremde Jäger) vertrieben und in ganz Polen verstreut wurde. Keine Familie von ihnen durfte näher als fünf Kilometer an der anderen wohnen, so kam ihre Familie nach Ostpreußen. Daher kennen wir sie. Sie erzählte uns etwa, dass sie bisweilen auch für andere Deutsche Übersetzungsdienste macht und dass sie diejenigen unter ihnen nicht versteht, die für die alten deutschen Orte immer nur die polnischen Bezeichnungen verwenden. Ja, sie liebt doch ihre Heimat und sie kann diejenigen einfach nicht verstehen, die nicht auch ihre Heimat lieben. Merkwürdige Menschen sind das für sie, vorsichtig ausgedrückt.

Und wieso machen auch wir Ostpreußen sehr oft so bereitwillig mit, von Ostdeutschland zu reden, wenn doch Mitteldeutschland gemeint ist? Sachsen ist Mitteldeutschland und Ostpreußen ist Ostdeutschland! Sollten wir nicht jedes Mal, wenn der Begriff Ostdeutschland falsch gebraucht wird, einschreiten und protestieren: Zuerst hat man uns unsere Heimat genommen und jetzt wird die auch noch vergessen oder verdrängt. Ist es nicht eine Schande für alle, die dabei mitmachen?

Was mir bei meiner Fahrt auf der Insel Borneo auffiel: Sogar die katholische Kirche hat sich dem Nationalbewusstsein der verschiedenen Bevölkerungsgruppen angepasst, ja es geht auch gar nicht anders. So gibt es in der katholischen Kathedrale von Miri, einer Stadt südlich des Sultanats Brunei, am Sonntag (außer einer Jugendmesse) vier heilige Messen in vier verschiedenen Sprachen, unter anderem in Chinesisch. Denn die chinesischen Einwanderer pflegen ihre Traditionen, und zu denen gehört auch ihre Sprache, obwohl sie schon in der dritten oder gar vierten Generation auf Borneo sind. Und natürlich pflegen auch die Iban, also die Ureinwohner, und die Malaien, also die Mehrheit in Malaysia, ihre Sprachen und Traditionen. Ansonsten: Wie man sieht, leben alle friedlich miteinander. Und als Ausländer



Sonntagsmessen in der Kathedrale von Miri/Borneo, Malaysia in verschiedenen Sprachen: Man pflegt dort die alten Traditionen! Und solche Menschen werden immer Verständnis für uns Ostpreußen haben!

merkt man ja schnell, wenn es Konflikte gibt, es gibt offensichtlich keine. Allenfalls beklagen sich manche über die Islamisierungsversuche.

Wenn wir schon nicht eine eigene Sprache pflegen können, weil wir keine haben, können wir nicht zumindest weitergeben, dass wir selbstbewusste Ostpreußen sind?

Und von daher erlaube ich mir als Heimatbriefredakteur in Beiträgen, die uns für den Heimatbrief zugeschickt werden und in denen die polnischen Bezeichnungen für unsere Städte und Dörfer verwendet werden, diese entsprechend den Vereinbarungen zwischen Polen und Deutschland auf höchster Ebene und wie es auch international üblich ist nur noch in der Sprache des sonstigen Textes zu bringen nach dem Motto: In polnischen Texten die polnischen Bezeichnungen, in deutschen Texten die deutschen! Und ich meine schon, unsere Leser wissen längst, wie ihre Orte heute heißen und haben keine Schwierigkeiten, sich dabei das Richtige zu denken. Und sollten Sie es nicht wissen, dann finden Sie sie für den Kreis Braunsberg in unserem Heimatbrief Nr. 11 oder auf unserer Internetseite www.braunsberg-ostpreussen.de oder direkt: <http://www.0194.a4a.de/Kreis-poln.htm>

Michael Preuschoff

Als Kind alleine mit der Haffuferbahn nach Braunsberg.

Als kleines Elbinger Kind bin ich sehr oft schon allein mit der Haffuferbahn von Elbing nach Braunsberg gefahren, denn fast unsere gesamte Verwandtschaft wohnte in Braunsberg (Lehmann, Mosau-Lehmann, Moeller und Menzel).

Das war ganz einfach, denn die Endbahnhöfe waren Elbing und Braunsberg. Es gab nur einen Bahnsteig. Ganz anders als am Hauptbahnhof Elbing, der weit draußen lag, man fuhr mit der Straßenbahnlinie 3 dorthin. Dieser Bahnhof hatte viele Bahnsteige, auf denen man erschreckt zurückwich, wenn ein D-Zug, gezogen von einer riesigen Dampflock, hereinbrauste oder sogar durchfuhr. Der Bahnhof der Haffuferbahn befand sich in der Mitte der Stadt, nahe der Schichauwerft, also auch nahe des Elbingflusses. In Braunsberg lag der Bahnhof am Stadtrand, direkt neben dem Hauptbahnhof.

In Elbing gab es noch eine Station der Haffuferbahn, die hieß Englischbrunnen. Dorthin mussten wir am Sonntagvormittag laufen, wenn die Zeit drängte. Wenn der Schaffner unsere Familie kommen sah, hielt er den Zug noch auf und wir stiegen schnell hinten in den letzten Waggon. Dann konnte die Reise losgehen, die etwa eine Stunde (?) dauerte, doch nur streckenweise nahe am Haff entlangführte. Markante Haltepunkte, die wir in den Ferien auch extra mit unserer Mutter besucht haben, waren z.B. „Haffschlößchen“. Man musste hier auf eingetretenen Wegen einen Berg hochwandern um sich dann oben in dem schönen Restaurant niederlassen zu können.

Unterwegs habe ich dort meine erste Blindschleiche, eine kleine ungiftige Schlange gesehen. Man sagte, es gäbe hier aber auch Kreuzottern.

Früher, so hieß es, habe die Ostsee bis hierhin gereicht. Der Haltepunkt „Cadinen“ erlaubte uns einen Blick durch ein schmiedeeisernes Tor in den Schlossgarten, wo die Hohenzollern-Kinder oft ihre Sommerferien verbrachten. Dort haben wir auch die tausendjährige Eiche besucht, über die ja schon oft berichtet wurde, denn sie steht heute noch.

Nach einer guten halben Stunde, teils in der Nähe des Haffes, teils durch sandige Kieferwälder durchzogen von Brandschutzwegen, mit vielen kleinen Stationen, durch die die Bahn manchmal auch bimmelnd durchfuhr, gelangten wir dann nach Tolkemit. Die kleine Stadt ist heute, glaube ich, bekannter dort als früher. Schon damals konnte man vom kleinen Hafen aus mit dem Dampfer auf die Frische Nehrung fahren.

Und dann kam „Frauenburg“, nicht mehr so weit von Braunsberg entfernt. Auch hier sind wir einmal ausgestiegen. Unser Onkel „Is“ (Dr. Alouis Marquart) hat meine Mutter und uns drei Kinder, zwischen zehn und dreizehn Jahre alt, durch den Dom geführt. Unsere Tante Annchen Lehmann war seine Haushälterin. Sie hat, laut unbestätigten Erzählungen, wichtige Dokumente den Dom (Kopernikus) betreffend in ihrem Holzbein vor den Russen gerettet.

Jetzt folgte noch eine etwas langweilige Strecke bis Braunsberg. Die Bahn hatte sich vom Haff entfernt, „Succase“ eine Station. Es ging durch Wälder mit Krüppelkiefern und sehr schlanken Birken, vorbei an einsamen Gehöften, und immer wieder das teils lang anhaltende Bimmeln der Bahn, bevor sie Wege oder Straßen überquerte. Manchmal schnaufte die Lok auch sehr, wenn es ein wenig bergauf ging. Da mußte tüchtig Kohle nachgeschaufelt werden, um unter Dampf zu bleiben.

Ich erinnere mich auch noch an Wintertage im Wagen für „Reisende mit Traglasten“, dass der Schaffner kam und Kohle in einen Ofen nachschüttete, um den Waggon warm zu halten.

In Braunsberg angekommen, gab es keine Eile. Hier war Endstation. Die Bahn fuhr eine Stunde später nach Elbing zurück. Zuvor wurde sie aber sauber gemacht und besonders die Fensterscheiben mussten gereinigt werden. Denn im Sommer klebten an den Scheiben viele grüne Mücken. Vor diesen Mücken hatten wir keine Angst, denn die „Haffmücken“ stachen nicht. Wenn wir an warmen Sommerabenden von Braunsberg zurück nach Elbing fahren und über das Haff auf die Nehrung schauen, schien Rauch aus dem Wald der Nehrung hoch zu steigen. Wir glaubten, es würde dort brennen. Aber unsere Mutter konnte uns beruhigen: Es waren die über Haff und Nehrung ste-

henden riesigen Schwärme der Haffmücken. Man hört gar nichts mehr von denen, gibt es die denn heute nicht mehr? Wo sind sie geblieben?

Gina Börder, geb. Menzel, Hindemithstr. 10, 50170 Kerpen, E-Mail: g.boerder@gmx.net, früher Elbing.

Vater: Johannes Menzel, früher Braunsberg, Straße "in der Aue", die Straße existiert heute gar nicht mehr. Das Haus war kurz vor dem Krieg gebaut worden. Der Großvater konnte von innen mit einer Kurbel die Fensterläden schließen.

Mutter: Magdalena, geb. Moeller-Lehmann, die hatten eine Wohnung in dem großen "Herrenhaus" in der Seifenfabrik.



Fischernetze a. Haff (inges. v. H. Stange)

Franz Buchholz: Braunsberg im Wandel der Jahrhunderte (Festschrift vom Stadtjubiläum 1934, Fortsetzung vom vorigen Heimatbrief Nr. 25)

II. Braunsbergs Entwicklung bis zur Schlacht von Tannenberg (1410)



*Franz Buchholz
von Stephan Preuschoff*

Im beglückenden Bewußtsein, unter Überwindung ungewöhnlicher Schwierigkeiten eine sicher fundierte, aufblühende lübische Tochterstadt begründet zu haben, zog sich der bejahrte Johann Fleming aus der kommunalen Verantwortung zurück, um als ländlicher Lehnsmann seines bischöflichen Bruders in Gr. Klenau, Kilien bei Frauenburg und Schalmey, besonders aber in Wusen seine kolonisa-

satorische Wirksamkeit fortzusetzen. 1294 wird er urkundlich zum letzten Mal erwähnt. Sein Andenken ist vor wenigen Jahren in dem Namen einer neuen Siedlungsstraße frisch belebt worden.

Seitdem der Frieden in Preußen eine Klärung der territorialen Verhältnisse ermöglichte und dem ermländischen Domkapitel ein Teil des ihm zustehenden Landesdrittels zugewiesen werden konnte, ergab es sich von selbst, daß Braunsberg nicht gleichzeitig Sitz der bischöflichen und kapitularischen Herrschaft sein konnte.

Mit kundigem Blick erkoren die Domherren, die zunächst die Kapelle des bischöflichen Schlosses für ihren Gottesdienst benutzten, wohl bald nach Heinrichs I. Ankunft das malerisch zugleich und sicher gelegene, unmittelbar die Wasserverbindung offenhaltende Frauenburg zur Residenz, wo vermutlich schon vorher Johann Flemings Bruder Gerhard mit niedersächsischen Anzöglingen den Grund zu einem städtischen Gemeinwesen gelegt hatte. Bereits i. J. 1288 rechte sich hier eine kleine, in Holz er-

baute Kathedrale auf kahler Düne zum Himmel.

Von seinem Braunsberger Schloß, das sicherlich schon ebenso wie die ältesten Ordensburgern massiv erbaut wurde und auf dem Platze der heutigen Schloßschule stand, leitete Bischof Heinrich die wirtschaftliche und kulturelle Erschließung seines Landes. In der Hafenstadt Braunsberg war der Sammelplatz und Ausgangspunkt jener Kolonisten, die von Lübeck her ins nördliche Ermland strömten, deren niederdeutsche Mundart als „käs-laulische“ noch heute in ihren Nachkommen lebendig ist.

Als Bischof Heinrich sein Leben dem Abend sich zuneigen fühlte, wollte er noch einen Herzenswunsch verwirklichen, ein Franziskanerkloster stiften. Die Missionspredigt unter den zwar bekehrten, aber noch wenig im Christentum verwurzelten Preußen, unter den benachbarten Heidenvölkern erschien ihm als eine wichtige Aufgabe dieser Mönche. Nun hatte er freilich in der Handfeste die Zusicherung gegeben, ohne Zustimmung der Gemeinde keinen Orden nach Braunsberg zu berufen, i. J. 1296 tat er es trotzdem, vermutlich nach Verständigung mit einem Teile der Bürgerschaft. Er schenkte den Minderbrüdern (vielleicht aus Hof in Franken?) einen Platz zum Klosterbau innerhalb der Stadt. Schon im nächsten Jahre wurde der neue Konvent, wohl auf Heinrichs persönliche Befürwortung, gelegentlich des Erfurter Kapitels in den Verband der sächsischen Ordensprovinz aufgenommen.

Heinrichs Maßnahme wurde von einer einflußreichen, selbstbewußten Partei als Wortbruch und Unrecht betrachtet, und eine offenkundige Erregung in diesen Kreisen, die beim Orden mit Erfolg Beschwerde geführt zu haben scheinen, mag die Ursache gewesen sein, weshalb der Bischof in seinen letzten Lebensjahren meist außer Landes in Mitteldeutschland weilte. Vielleicht bedeutete sein Versprechen, der Stadt den 17 Hufen großen Sumpf gegen Rossen zu dem üblichen Zins zu verleihen, einen Vermittlungsversuch in dem schweren Streite. Erst sein Nachfolger **Eberhard von Neiß**e, der als früherer Pfarrer von Braunsberg mit den örtlichen Verhältnissen aufs beste vertraut war, wirkte zur Beilegung des Konfliktes entscheidend mit. So über-

wies im April 1301 die Bürgerschaft den Franziskanern außerhalb der Stadt an der Nordseite neben der Passarge einen über 8000 Quadratmeter umfassenden Platz, zu dem sie ein Tor (Mönchentor) mit einer befahrbaren Brücke über den Graben zwischen den Häusern des Hermann Hunthoubic und des Heinrich Rurmunt erbauen wollte. Die Ordensniederlassung, die i. J. 1318 bereits von einem preußischen Guardian geleitet wurde, deren Missionsarbeit in Semgallen (Landschaft südwestlich der mittleren Düna) i. J. 1310 besonders gerühmt wurde, wechselte 1330 nochmals ihren Platz, und zwar deshalb, weil das Kloster im Kriegsfall gegen Angriffe ungeschützt lag und zum schweren Schaden der Stadt dem Feinde als Stützpunkt dienen konnte. Damals bildeten aber die Littauer eine dauernde Beunruhigung des Landes. Die Bürger erboten sich nun, den Brüdern innerhalb der Stadt auf dem jetzigen Gymnasialplatz geeignetes Gelände zur Verfügung zu stellen. So wurde mit päpstlicher Genehmigung die Niederlassung vor dem Mönchentor abgebrochen und der Grundstein zu dem Neubau gelegt, an dem nach den Gewohnheiten jener Zeit jahrzehntelang gearbeitet wurde. Noch in den achtziger Jahren wurde an der turmlosen, geräumigen St. Marienkirche gebaut, deren Gewölbe erst um 1445 eingezogen wurden. Zu den Wohltätern des Klosters gehörten auch die Hochmeister, die um die Wende des 14. Jahrhunderts dem Konvent wie auch den anderen preußischen Klöstern alljährlich eine Stiftung von 2 M. (etwa 60 heutige Mark) zuwendeten.

Die von Bischof Heinrich in Aussicht gestellten Sumpf-Hufen erhielt die Stadt von seinem Nachfolger Eberhard zugewiesen, wenn auch erst nach einem Rechtsstreit mit den Gutsherren von Rossen i. J. 1328 dieses Gelände der Bürgerschaft vom neuen Bischof **Jordan** förmlich verbrieft wurde. Gleichzeitig umschrieb dieser genau die Grenzen der sog. Hertzow (Harzau), der städtischen Sumpfwiesen, nach Sankau, Rosenwalde und Kl. Klenau hin. Der ausgedehnte kommunale Grundbesitz erforderte natürlich in mühsamer dauernder Beackerung, Trockenlegung von Sümpfen, Rodung von Wäldern angespannte Arbeitsleistung, die den Neigungen der meisten Bürger kaum entsprechen mochte.

Daher nimmt es uns nicht wunder, wenn die Feldmark, und zwar zunächst die entlegenere, zu Dörfern ausgetan wurde, deren Bewohner der Stadt zu bestimmten Leistungen verpflichtet waren. So wird das Dorf Willenberg (Wildenberg), später das größte der Stadtdörfer, schon 1314 erwähnt, das angrenzende Hermannsdorf (im jetzigen Stadtwald) 1346 (?) und Stangendorf 1364. Auch die Höfe Huntenberg (1346), Auhof (1374), Rodelshöfen (1374) und Katzenhöfen (1405) erlangten als Stadtdörfer ähnlich den bischöflichen Lehnsgütern wirtschaftliche Selbständigkeit. So blieb für die Ackerbürger der Stadt nur ein verhältnismäßig beschränkter Teil der Gemarkung, vor allem der fruchtbare Niederungsboden zu beiden Seiten der Passarge, übrig, Grundbesitz, der zusammen mit dem der Braunsberger Gutsbesitzer und Bauern den mannigfaltigen Ansprüchen der Bürgerschaft vorerst genügen mochte. Denn es fehlte nicht an geeignetem Acker für Weizen und Roggen. Gerste und Hafer. Gemüse und Obst. Flachs und Hopfen, aber auch nicht an den erforderlichen Weiden und Wiesen, an ergiebigen Torfbrüchen und gut bestandenen Wald; und das nahe Haff und die Passarge lieferten den Fischbedarf für die vielen Abstinenztage.

Indessen Braunsberg konnte nach seiner Lage und Bestimmung nicht ein anspruchsloses Ackerstädtchen sein wie spätere Gründungen des ermländischen Hinterlandes. Haff und See lockten die Söhne und Enkel der Lübecker Kolonisten zu Schifffahrt und Handel, die alte Landstraße, von der um 1330 eine Strecke zwischen Braunsberg und Einsiedel zur Sühne für einen Totschlag von dem wohlhabenden Missetäter gepflastert werden mußte, und neue Wege in das immer mehr erschlossene Bistum dienten dem gesteigerten Verkehr. So erwuchs die Passargestadt zum Haupthandelsplatz des Ermlandes, seinem bedeutenden Einfuhr- und Ausfuhrhafen.

Dazu erblühte das Gewerbe. Schon bei der Gründung der Stadt werden die Bäcker, Fleischer, Schuhmacher, Kürschner und Krämer als wichtigste Gewerbe namhaft gemacht. 1364 werden 9 Ämter oder Zünfte erwähnt: Bäcker, Krämer, Wollweber, Kürschner, Fleischer, Schmiede, Schuster, Höker, Schneider. Daneben

gab es außer den sonstigen heutigen Handwerksberufen eine bunte Reihe anderer Meister, die in spezialisiertem Betrieb den verschiedenartigsten Anforderungen des bürgerlichen Lebens Rechnung trugen: Messerschmiede, Schwertfeger, Kannengießer, Goldschmiede, Faßbinder, Kistenmacher, Treppenschmied, Wachsgießer, Teerbrenner, Leinweber, Gürtler (die Gürtel machten), Reefschläger (Seiler), Bader u. a.

Die städtische **Verwaltung** und **Gerichtsbarkeit** lag anfangs in den Händen jener begüterten Familien, die als Kaufleute, Schiffsreeder und Gutsbesitzer eine soziale Oberschicht, ein Patriziat, bildeten. 1311 werden vier Ratsherren erwähnt: Hermann genannt der Schreiber, Konrad der Reiche, Widko und Johann der Weiße. 1318 begegnen wir in dem Schultheißen Tydelo Bre-sike nächst dem Lokator dem ersten uns bekannten Stadtrichter; vermutlich war er zugleich der Obmann der Ratsherren. Von diesem Kollegium werden 1328 folgende sechs Mitglieder namhaft gemacht: Rudolf von Elbing, Goswin, Konrad der Reiche, Tydelo der Sohn des Brosike, Arnold der Lange und Johann der Sohn des Hartmann. In Kunik dem Reichen tritt uns 1342 das erste ausdrücklich als Bürgermeister bezeichnete Stadtoberhaupt entgegen.

Damals durchlebte Braunsberg schwere innere Kämpfe. Sie standen wohl noch mit dem Streit um den ermländischen Bischofsstuhl in Zusammenhang, bei dem maßgebende Bürgerkreise in Verbindung mit dem Pfarrer Nikolaus für den Ordenskandidaten Martin von Czindal Partei ergriffen hatten. Dem von der päpstlichen Kurie in Avignon bestimmten **Hermann von Prag** wurde heftiger Widerstand entgegengesetzt. Erst nachdem außenpolitische Verwicklungen den Orden zur Nachgiebigkeit genötigt hatten, konnte Bischof Hermann zwei Jahre nach seiner Weihe im Sommer 1340 in seinem Braunsberger Schloß seinen Einzug halten.

Verschiedene Erwägungen waren es wohl, die den neuen Landesherrn recht bald dazu veranlassten, seine Residenz von der Passargestadt zu verlegen. Sachlich erforderte die immer weiter zum Süden des Territoriums vorstoßende Kolonisation und die

allgemeine Landesverwaltung eine zentraler gelegene Regierungshauptstadt, als sie das an der Peripherie befindliche Braunsberg sein konnte. Dazu kam der Siedlerstrom jetzt vorwiegend auf dem Landwege aus Schlesien, Böhmen und Mitteldeutschland, für den ebenso wie für die Verbindung des Bischofs mit seiner Heimat der neue Residenzort Wormditt näher lag. Schließlich mochte es Bischof Hermann unbehaglich sein, in einer Stadt zu wohnen, die ihn zunächst abgelehnt hatte und in ihrem Selbstbewußtsein schwierig genug war.

Wie dieser Fortzug der bischöflichen Hofhaltung waren auch einige andere Maßnahmen Hermanns für Braunsberg von einschneidender Bedeutung. Zur Vermehrung der fiskalischen Einnahmen errichtete er an der Passarge nahe dem Schloß eine Mühle, ein Unternehmen, das zunächst freilich als Konkurrenz für die ältere Mühle am Rotwasser gelten konnte. Da das auf dem rechten Flußufer gelegene bischöfliche Tafelgut Karwan nach der Verlegung der Residenz nicht mehr benötigt wurde, begründete Hermann hier die **Neustadt**. Die erfreuliche Entwicklung der Altstadt ermutigte dazu, obwohl dieser eine Rivalin auf dem anderen Passargeufer schwerlich willkommen sein mochte. Freilich blieben Handel und Schifffahrt der älteren Schwester vorbehalten, nur Handwerker und Ackerbürger sollten die Neustadt bewohnen. Ihre Gemarkung grenzte an die Felder von Reggitten und Sonnenstuhl und an den Beberbach, der von den darin bauenden Bibern seinen Namen erhalten haben muß. Als Wald und Weideland erhielt die Neustadt über 10 Hufen des großen Sumpfes bei Pettelkau, das sog. Neustädter Moor. Magister Elerus, die Söhne eines Bernhanes und der vorerwähnte altstädtische Ratsherr Arnold Lange sind die Lokatoren der Stadt.

Sie erhielt ebenfalls das lübische Recht. Allerdings sollten die Strafsachen um Hand und Hals durch den Braunsberger Burggrafen oder einen vom Bischof bestimmten Mitbürger abgeurteilt werden. Die Gerichtsgefälle standen zu einem Drittel dem bischöflichen Landesherrn, zum anderen der Stadt und zum letzten Drittel den Gründern zu, denen aber die Gemeinde ihren An-

teil später abkaufte. Von jedem halben Hofe sollte zum Martinsfeste ein Bierdung, von jedem ganzen 1/2 Mark als Zins gezahlt werden, dazu als sog. Waltgeld für das Feld an der Mühle Bebernik 1 M. Dem Pfarrer der Altstadt sollte der Rat jährlich 1 M. als Meißgetreide abführen. Von allem Zins, der vom Rathaus, den Brot- und Fleischbänken, den Ständen der Schuhmacher, Fleischer, Kürschner, Höker, Tuchscherer und ähnlicher Gewerbe einkämen, sollten ein Drittel der Landesherrschaft, die anderen der Stadt zufallen. In den städtischen Gewässern und der Passarge, sowie im bischöflichen Anteil des Haffes durften die Bürger zu ihres Tisches Notdurft mit allen Gezeugen außer dem Aalsack das Fischereirecht ausüben. Zur Wahl der Ratsherren und Geschworenen war die Genehmigung des Bischofs oder seines Braunsberger Burggrafen erforderlich. Dem Domkapitel wurde eine lastenfreie Hofstätte der Mühle gegenüber als Absteigequartier vorbehalten. So ungefähr müssen die Bestimmungen dieser Neustädter Handfeste gelautet haben, deren ursprünglicher Wortlaut nicht mehr vorliegt. Verglichen mit den viel weitgehenderen Privilegien der Altstadt, zeigt sie im ganzen das im Ermland übliche Maß der städtischen Rechte.

Die neuen bedeutsamen Maßnahmen des bischöflichen Landesherrn scheinen starke verborgene Spannungen innerhalb der altstädtischen Bürgerschaft ausgelöst zu haben. Gegenüber dem aristokratischen Patriziat, das die Geschicke der Gemeinde eigenmächtig und auch eigensüchtig bestimmt hatte, drängten neue Geschlechter und die Handwerkerzünfte zur Herrschaft. Sie erhoben Vorwürfe, die alten Ratsherren und ihr Anhang hätten sich widerrechtlich Landgüter angeeignet und teilweise verkauft, die der ganzen Gemeinde gehörten, - vielleicht in der Annahme, das als Entgelt für die kommunalen Dienste tun zu dürfen, - die Wahlen des Rates seien zum Teil ohne Zustimmung der Bürgerschaft, also wohl durch Kooptation, erfolgt, infolgedessen die Ratsbeschlüsse wider den Willen der Bürgerschaft.

Im August 1345 entschied Bischof Hermann als oberster Gerichtsherr den erbitterten Kampf. In der Angelegenheit der Landentfremdung verurteilte er die Schuldigen zur Rückgabe an die

Stadt und zu einer durch ein Schiedsgericht zu bestimmenden Geldstrafe. Die alten und neuen Ratsherren, die mit einmütiger Zustimmung der Bürgerschaft in ihr Amt gekommen seien, sollten darin verbleiben. Für diejenigen aber, denen diese Vorbedingung mangelte, sollten am Feste Petri Stuhlfeier (22. Februar) Ersatzmänner gewählt werden. Bis dahin sollte der Rat keine wichtigeren Geschäfte erledigen ohne Einverständnis der Ältesten der Gemeinde, d. h. eines Bürgerausschusses, der sich vermutlich besonders aus den Zunftvorstehern zusammensetzte. Fürderhin sollte niemand in den Rat zugelassen werden, bevor er dem bischöflichen Landesherrn den Eid der Treue und des Gehorsams geleistet hätte. Kraft seiner geistlichen und weltlichen Gewalt drohte der Bischof schwere Strafen für jene Rebellen an, die sich diesen Entscheidungen widersetzen wollten. Wir sehen, wie der Urteilspruch den Beschwerden der demokratischen Bürgerschaft Rechnung trug und in die unumschränkte Herrschaft des sog. Junkertums Bresche schlug. Zugleich suchte sich bei diesem Parteien-Hader die bischöfliche Landeshoheit durch den Treuschwur der Ratsherren gegen gefährliche Umtriebe der Zukunft zu sichern.

Erst im nächsten Jahre scheint der Unfrieden aus der Stadt gewichen zu sein. Am 24. März 1346 wurde ein neuer Rat gewählt, der einschließlich des Schultheißen Herbord Witlo 12 Mitglieder umfaßte. Es ist bezeichnend, daß unter den Namen keiner der früheren Ratsherren erscheint, dagegen mindestens drei Handwerksvertreter, ein Kürschner, ein Schmied und ein Schwertfeger. Die neuen Geschlechter und Zünfte haben gesiegt. Im Zusammenhang mit dem Landstreit verzichteten der Hofbesitzer Gerung von Huntenberg mit seiner Gefolgschaft und die Bauern von Willenberg auf die von der Harzau beanspruchten Morgen zu Gunsten der Stadt.

Wenn wir hören, daß noch im Oktober desselben Jahres die Ausschachtungs- und Fundamentierungsarbeiten zum Chor einer neuen **Pfarrkirche** in Angriff genommen wurden, so gewinnen wir den Eindruck, als ob der eben gewählte Rat eine regere Aktivität entfaltet hat. In dem 1344 begonnenen Bürgerbuch, in

dem die Männer verzeichnet sind, die ihr Bürgerrecht in der Altstadt erwarben, finden wir für 1347 drei Maurermeister aufgeführt, Godiko von Hamm, Hermann Penkune und Heyne (Heinrich) Penkune; vermutlich sind sie auf die Kunde von großen Bauvorhaben angezogen. Leider lassen uns die Quellen über Einzelheiten im Stich. Im Bau der St. Katharinenkirche, die schon vorher in bescheidenen Formen auf demselben Platze, abseits vom Getriebe des Marktes und dem Lärm der Straßen, gestanden haben muß, scheint nach Vollendung des Ostchors eine längere Unterbrechung eingetreten zu sein; denn erst i. J. 1367 schlossen die Kirchenväter mit Heinrich Penkun einen Vertrag über die Maurerarbeit, nach dem er für das Tausend Ziegel 10 Scot Lohn und dazu jährlich 7 Ellen Tuch erhalten sollte. 1381 muß das mächtige Kirchenhaus, zunächst noch ungewölbt, vollendet gewesen sein, da nunmehr der Zimmermeister Johann die Holzarbeiten für den Musikchor, die Decke und einen mit Blei gedeckten Dachreiter für 200 Mark übernahm, während Meister Bernt mit der Fertigstellung und dem Anstrich des Ostgiebels sowie der Eindeckung des Daches beauftragt wurde. So hatte die lebhafteste Stadt ein ihrer Bedeutung entsprechendes würdiges Gotteshaus erhalten, in dem das Handwerk in Altären und Bildwerken, in liturgischen Geräten und Gewändern, in Orgel (1407 zuerst erwähnt) und Uhr (1425 in Auftrag gegeben) Proben seiner reifen Kunst ablegen konnte. Um 1426 wächst der wuchtige, schön gegliederte Turm gen Himmel, ungefähr gleichzeitig von zwei neuen Kapellen flankiert, und um 1442 spannt sich das reiche, klare Sternengewölbe über die drei Schiffe der weiträumigen, weihevollen Hallenkirche.

An der Nordseite des Kirchenplatzes (gegenüber der heutigen Berufsschule) lag die **Pfarrschule**, die ebenso der würdigen Ausgestaltung des Gottesdienstes wie den praktischen Bedürfnissen des Lebens diente. Wenn wir ihr urkundlich auch erst i. J. 1382 mit dem Schulmeister Heinrich Witte begegnen, so ist doch kein Zweifel, daß sie so alt ist wie die Pfarr- und Stadtgemeinde. Ihr Besuch war freilich an die Entrichtung eines Schulgeldes geknüpft und daher mehr den Kindern der vermögenden Bürger

vorbehalten . Die Berufung des Schulmeisters wie auch des Glöckners stand dem Rate zu, doch wurde i. J. 1402 dem Pfarrer ausdrücklich bestätigt, daß er ein Einspruchsrecht habe, und daß ihm diese Beamten in allen Dingen, „die von alter Gewohnheit zur Kirche gehörten“, zum Gehorsam verpflichtet seien. Als der neue Hochmeister Ulrich von Jungingen i. J. 1408 von seiner Reise nach Memel über Braunsberg heimkehrte, begrüßten ihn nach der damaligen Sitte die hiesigen Schüler „zum Einsiedel“ und erhielten vermutlich für ihren Gesang und ihre Deklamation 1/2 Firdung (etwa 3 - 4 heutige Mark) als Belohnung.

Der christlichen Gesinnung werktätiger Caritas entsprangen zwei Stiftungen, deren Gründung uns leider nicht bekannt ist, die aber vermutlich in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts zurückreicht: das nach dem römischen Vorbilde benannte **Hl. Geist-Hospital** und das **St. Georgs-Hospital**. Das erstere lag, wie auch sonst üblich, vor den Toren der Stadt am Wasser, und zwar zwischen der Mühlen- und Kesselbrücke auf dem Platze des jetzigen Museums. Seit 1368 lassen sich eine Reihe von Stiftungen für das Armen, Kranken und Pilgern offenstehende Haus, zu dem eine St. Andreaskapelle gehörte, nachweisen. Der anschließende Friedhof wurde von den beiden Landstraßen begrenzt. Dem Rat übertrug der Bischof i. J. 1394 die Leitung und Verwaltung des Hospitals. Weiter nördlich auf dem Damme (dem heutigen evgl. Friedhof), fern der Gemeinschaft der Stadt, war für die bedauernswerten Aussätzigen unter dem Schütze des hl. Georg ein Spital mit Kapelle errichtet, das nachweislich seit 1373 fromme Zuwendungen erfuhr. Auch die Hochmeister pflegten Braunsberg nicht zu passieren, ohne St. Jorgen eine milde Spende zuzuwenden. Als im 15. Jahrhundert die entsetzliche Krankheit erlosch, wurde das Georgshospital den ganz Armen, im Bedarfsfalle auch Seuchenkranken eingeräumt.

Zu diesen einfacheren Bauten, die mit dem kirchlich-religiösen Leben der Bevölkerung aufs innigste verbunden waren und dem schaffensfrohen und opferfreudigen 14. Jahrhundert des Aufbaues zuzuschreiben sind, gehörte schließlich die **St. Johanniskirche**, die vor dem Obertor auf dem heutigen Johannisfriedhof lag,

1402 zum erstenmal erwähnt wird und sogar aus ihrem Vermögen i. J. 1414 dem Rat eine Anleihe zur Verfügung stellen konnte.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts, als man mit dem Chor an den Monumentalbau der St. Katharinenkirche die erste Hand anlegte, mag man auch an den Neubau des **Rathauses** herangegangen sein. Vielleicht erklärt sich die zwanzigjährige Unterbrechung der Arbeiten an dem Kirchenbau mit der Durchführung anderer städtischer Bauprojekte. Wie bei dem jüngsten Rathausumbau (1920) der Befund alten Mauerwerks in der Erde erwies, muß sich an dieser bedeutsamen Stelle schon vorher ein wichtiges Gebäude erhoben haben, in dem wir zweifellos das ursprüngliche Rathaus der Altstadt zu erblicken haben. Da seine engen Räume und bescheidenen Formen den gesteigerten Ansprüchen der aufblühenden Gemeinde nicht mehr genügten, schritt man zu einem Neubau. Er gliederte sich in zwei Teile: das eigentliche Rathaus mit einem Dachreiter für die Ratsglocke, davor zur Langgasse hin ein Vorbau von geringerer Höhe, die Gerichtslaube. Hier "am lübischen Baum" wurde das öffentliche Gericht gehalten, und ein eindringliches Freskogemälde vom Jüngsten Tag erinnerte den Schultheißen und die Schöppen als Richter Kläger, Beschuldigten und Zeugen an die verantwortungsschwere Bedeutung dieser Stätte. Zu beiden Seiten des Rathauses, dessen Erdgeschoß u. a. als Rüstkammer, dessen oberes Stockwerk für Verwaltungszwecke und zu bürgerlichen Beratungen und Festen diente, gliederten sich bald Hakenbuden an, in denen westlich Höker und östlich städtische Beamte wohnten.

Auch der Festungsgürtel der Stadt mag während des 14. Jahrhunderts seinen allmählichen Ausbau gefunden haben. Das bischöfliche Schloß umfaßte zwei durch Mauern geschützte Höfe, von denen der größere durch das Schloßtor mit der Stadt verbunden war. Die Längsachse der Altstadt bildete die Langgasse, durch die vom Mühlentor bis zum Hohen Tor auch der Fernverkehr flutete. Da die Nordflanke durch die Passarge gedeckt war, wurden hier am Ausgange der Haupt- und der Parallelstraße einfache Torbauten und Mauern als genügend erachtet. Das Küttel-

tor an der jetzigen Kesselbrücke trug seinen Namen von dem auf dem gegenüberliegenden Flußufer errichteten Küttelhof (Schlachthaus), den schon i. J. 1378 das Fleisergewerk übernommen hatte. Das Hohe Tor aber an der gefährdeteren Südfront wurde durch einen vorgelagerten Turm an der Zugbrücke im Stadtgraben verstärkt, und außerdem sichelte eine mit Türmen besetzte Doppelmauer, zwischen der ein zur Hälfte als bürgerlicher Schießgarten benutzter Parcham lief, den wichtigsten Zugang zur Stadt. An der Westseite führten ebenfalls parallele Mauerzüge über das Mönchentor und den anschließenden Schießgarten der Junker zum Nagelschmiedetor, einen von zwei Rundtürmen flankierten Bau, der den Verkehr mit dem Hafen vermittelte. Unbedeutender war das folgende Wassertor.

Von diesen umfangreichen Befestigungswerken, die uns der ausgezeichnete Plan der Altstadt v. J. 1635 im Bilde bewahrt hat, haben sich nur spärliche Überreste bis auf den heutigen Tag erhalten: zerbröckelnde und erneuerte Stücke der Wehrmauer, neben kleinen Türmen der Schloßtürm in der jetzigen Aufbauschule, der runde Roßmühlenturm am Ende der heutigen Klosterstraße, der viereckige, durch ein dunkles Rautenmuster belebte Pfaffenturm, nach dem benachbarten Franziskanerkloster so benannt. Wenn Steine reden könnten, würde uns das jahrhundertalte Mauerwerk viel Interessantes von harter Belagerung und kühnem Sturm, aber auch von tapferer Wehr und erzwungener Kapitulation zu erzählen wissen.

Die **Neustadt**, ein längliches Rechteck bildend, war nicht durch ähnliche Wehranlagen geschützt. Zwei Tore schlossen die breite Marktstraße ab. an der wohl im 15. Jahrhundert in schlichtesten Formen Gotteshaus und Rathaus erstanden. Die Passarge bildete im Südwesten, der Regitter Graben im Nordosten die Wassergrenze; vor den Toren, die noch heute an den vorspringenden Häusern an den Ausgängen der Hindenburgstraße erkennbar sind, waren von dem Graben Kanäle zur Passarge abgeleitet, von denen der nordwestliche jetzt ganz unterirdisch, der südöstliche teilweise verdeckt läuft. Im übrigen schützte nur Pfahlwerk statt Mauern die Bürgerschaft der Neustadt.

Zwischen der alten Landstraße und der Neustadt lag ein Streifen bischöflichen Geländes, wo auf dem sogenannten **Schloßdamm** Gärtner angesetzt waren.

In die Schrecknisse d. J. 1349, als der „**schwarze Tod**“ auch durch Preußens Gaue schritt, gibt uns eine charakteristische Aufzeichnung im ältesten Braunsberger Bürgerbuch Einblick. Danach schob man auch hier die Schuld an dem unerklärlichen Massensterben den Juden zu, die die Brunnen vergiftet und die Menschen behext hätten. So sollte es ein getaufter Jude Rumbold in Elbing getan haben, wo in 4 Monaten mehr als 9000 Menschen von der Pest weggerafft worden sein sollen, und ähnlich wütete sie auch in den Nachbarstaaten. Obwohl Braunsberger Opfer in dieser Notiz nicht erwähnt sind, ist kaum anzunehmen, daß die Passargestadt von dem unheimlichen Gast verschont geblieben ist. Voller Wut schleppte man die vermeintlichen Schuldigen zum Scheiterhaufen und verbrannte sie.

Der Pflege der Gesundheit dienten im Mittelalter die **Badestuben**, in denen von heilkundigen Badern warme Bäder verabfolgt und einfache ärztliche Eingriffe vorgenommen wurden. Das älteste Bad, das 1291 erwähnt wird, lag auf der bischöflichen Wiese, die Badershagen (Petershagen) genannt wurde. I. J. 1318 verschrieb Bischof Eberhard seine nahe dem Schloß gelegene bischöfliche Badestube (am Baderberg) dem erprobten und ehrbaren Bader Bartusche und seinen Erben zu dem beträchtlichen Jahreszins von 4 M. gewöhnlicher Münze. Der Bischof und sein Hof sollten gebührenfreie Benutzung des Bades genießen; die Gerichtsbarkeit über die Badestube blieb dem bischöflichen Vogt vorbehalten. I. J. 1387 erwarb der bischöfliche Bader im Einverständnis mit dem Vogt das altstädtische Bürgerrecht für 1/2 M. Aus den Badestuben zogen damals die Besitzer erhebliche Einnahmen. Das öffentliche Baden in Fluß und See war noch nicht in Übung.

I. J. 1353 erhält ein Diener des **Artushofes** das Braunsberger Bürgerrecht. Wir ersehen aus dieser Notiz, daß schon damals ein Klubhaus vorhanden war, das unter dem Titel des sagenhaften Königs Artus einen geschäftlichen und geselligen Sammel-

punkt des städtischen Junkertums bildete. Hier verhandelten die reichen Schiffsreeder und Kaufleute untereinander und mit auswärtigen Geschäftsfreunden, hier suchten sie bei einem guten Trunk, bei Spiel, Musik und Tanz Erholung nach des Tages Lasten. Im Junker-Schießgarten zwischen Mönchen- und Nagelschmiedetor erprobte man sich wehrhaft in der Armbrust, und den Rittern gleich rang man auf der Langgasse gegenüber dem Artushof (heute Nr. 34) im Turnier um Silberkranz und -Kette.

Von den benachbarten **Hansastädten** Danzig und Elbing mag der Anstoß zur Braunsberger Artusbruderschaft ausgegangen sein, die bald den ritterlichen St. Georg als christlichen Patron erkor. Spätestens um die Mitte des 14. Jahrhunderts ist die Pasaargestadt in geschäftliche und politische Beziehungen zur Hanse getreten, die damals eine deutsche Großmacht war und durch ihre straffe Organisation und starke Flotte selbst ausländischen Fürsten ihren Willen aufnötigte. Zum erstenmal begegnen wir in den Hanseakten einem Braunsberger Handelsherrn im August 1358. Damals wendet sich „Heyne Langhe van dem Brunsberghe“ an die Älterleute der deutschen Kaufmannschaft zu Brügge in Flandern mit der Bitte um Schadensersatz. Seine Kogge (Segelschiff) sei ihm bei dem Unternehmen des Grafen von Flandern gegen Antwerpen von der Stadt Sluys beschlagnahmt und zum Kampf entführt worden, und dadurch sei ihm ein Schaden von 1400 Brüggeschen Schilden entstanden. Es dauerte freilich sechs Jahre, ehe durch Vermittlung des Lübecker Rates diese Forderung, wenn auch nur mit 413 Schildtalern, beglichen wurde. Dem Lübecker Hansetage vom Mai 1364 wurden von der Brügger deutschen Kaufmannschaft außer anderen die Braunsberger Schiffer Johann Holzste, Hanneke Rode und Arnold Schof gemeldet, die gegen ein hansisches Verbot von Flandern weggesegelt und daher straffällig geworden seien.

Laut Beschluß des Kölner Hansetages vom November 1367 sollten die sechs preußischen Schwesterstädte Thorn, Kulm, Danzig, Elbing, Braunsberg und Königsberg 5 Koggen gegen König Waldemar von Dänemark ausrüsten und zur Bestreitung der Kriegskosten ein Pfundgeld von den auslaufenden Schiffen erhe-

ben. Als Lohn ihrer Teilnahme an dem siegreichen Kampfe erhielten sie das für ihren Heringshandel außerordentlich wichtige Recht, bei Falsterbo auf Schonen gleich anderen Hansestädten eine eigene Bitte. d. h. Handelsplatz, anzulegen. Hier planten übrigens die Braunsberger Franziskaner i. J. 1399 den Bau einer Kapelle, um die in der Fangzeit (Juli bis Oktober) tätigen preußischen Kaufleute seelsorglich zu betreuen. Ob diese Absicht verwirklicht wurde, ist nicht bekannt.

Auch an der Ostküste Englands lassen sich Braunsberger Kaufahrteischiffe nachweisen. Als i. J. 1386 die preußischen Hansestädte ihre Klagen gegen die Engländer vorbrachten, führte auch Braunsberg Beschwerde, daß dem Tydeke Swarcz eine vollbeladene Kogge im Werte von 425 M. zwischen Ulemborgishovede und dem Schilde (vor der Wash-Bucht) von Engländern gekapert und dem Kord Grote nach seinem Schiffbruch vor Schardenborch (Grafschaft York) durch Raub ein Schaden von 40 Goldmark zugefügt worden sei. Wie hier im Westen Braunsbergs Seeverkehr erstaunlich weit reichte, so ging er auch zur Ostsee bis Reval hinauf; das lehrt uns ein Brief des Braunsberger Rates an den von Reval aus der Zeit um 1400 wegen eines untergegangenen Schiffes. Trotzdem kann die Zahl der seefesten Koggen, wenn wir den engen Passargehafen und den schmalen Flußlauf in Betracht ziehen, nicht als groß angenommen werden: vielleicht blieben die breiteren, schwereren Holte an der Flußmündung liegen, wo schon seit Beginn des 14. Jahrhunderts ein Krug nachweisbar ist, den gegen Ende des Jahrhunderts der Braunsberger Bürger Goswin erwarb. Die Schiffe, die vermutlich auf dem Werftplatz gebaut wurden, gehörten entweder ganz den Reedern oder einer Gruppe von Anteilbesitzern. So hören wir i. J. 1366 von dem Erbe $\frac{1}{32}$ Anteils der Kogge des vorgenannten Arnt Schof.

In den weiträumigen Speichern und Schuppen staute sich die Last an Gütern, die aus dem Bistumshinterlande zur Ausfuhr gelangten: Roggen, Hafer, Mehl, Hopfen, Flachs, Leinwand, Garn, Honig, Federn, Wachs, Holzprodukte, Häute u. a. Und dafür kamen aus der Ferne: Salz, Heringe und andere Seefische, Wein,

Gewürze, Leinen- u. Seidenstoffe, Haus- und Wirtschaftsgeräte. Waffen. Eisen. Zinn, Blei. Kupfer, Stahl, Glas, Öl, Papier u. a. Weit mehr war das Land auf die Einfuhr fremder Erzeugnisse angewiesen, als daß es seine eigenen auf den damaligen Weltmarkt werfen konnte. Aber die Braunsberger Reeder und Kaufherren vermittelten jenen starken Warenaustausch, und dabei verblieb ihnen naturgemäß ein ansehnlicher Verdienst. 1401 wurde über die Ausbesserung der Kernhäuser vor der Stadt ein Ratsbeschluß herbeigeführt, 1452 ist die Lastadie (Schiffsladepplatz) erwähnt.

Zur Beratung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten versammelten sich die preußischen Hansestädte nach Bedarf gewöhnlich in Marienburg, wo sie nach Verständigung mit dem Hochmeister ihre Maßnahmen trafen. Die einladenden Städte Thorn oder Danzig pflegten Elbing zu beauftragen, die Einladung nach Braunsberg und Königsberg weiterzugeben. Wenn auch die unbedeutendere Passargestadt wegen der „Zehrungskosten“ oft auf die Entsendung eigener Ratsvertreter verzichtete, so hatte sie als Hansagenossin doch das Recht dazu. Bei besonders wichtigen Verhandlungen begegnen wir sogar ihren Deputierten auf den allgemeinen Hansetagen. Als i. J. 1395 die Besetzung von Stockholm geboten erschien, mußte Königsberg 10, Braunsberg 5 Mann stellen, von denen 3 Gewappnete und 2 Schützen sein sollten. Die Schützen sollten 1 Schock guter getülleter (Tülle ist die Zwinge zur Befestigung der Pfeilspitze) Pfeile, 3 Armbrüste (1 große, 1 mittelmäßige, 1 kleine) mitbringen und mit Panzer, Brustharnisch, Kappe, Eisenhut, Blechhandschken und Tartsche (einem kleinen länglichrunden Schild) versehen sein. Zum anschließenden Kriege gegen die sog. Vitalienbrüder, die durch ihr Piratenunwesen den Ostseehandel schädigten, genehmigte der Hochmeister auf der Marienburger Tagfahrt vom 6. Dezember 1395 eine städtische Steuer im ganzen Lande; jeder Bürger sollte 2 Slot und von der Mark 4 Pf. von allem seinem Gute zahlen; außerdem wurde von der fremden Einfuhr ein Pfundgeld erhoben. Braunsberg sollte das Geschoß von dem ganzen „Bischofftum und der Thumheren Land“ einziehen. Daraufhin sollten im

nächsten Frühjahr Danzig 140, Thorn und Elbing je 80, Königsberg u. Braunsberg zusammen 50 Gewappnete stellen; die beiden letzten Städte hatten an Friedeschiffen 1 mäÙig Schiff, 1 Schnicke (kleines Fahrzeug) und 1 Schute (meist für Heringsladungen verwendet) auszurüsten. Zu der gleichen Unternehmung gegen Gotland stellte Braunsberg i. J. 1398 15 Mann. Königsberg 35, Elbing und Thorn je 95, Danzig 160 Wappner. Aus einer Abrechnung über das Pfundgeld d. J. 1390, das alle einlaufenden und ausgehenden Seegüter mit einer Steuer von etwa 1/410 des Wertes belastete, ersehen wir, daß Danzig 550 M. einnahm, Thorn 165, Königsberg 50, Elbing 42 1/2 M. und Braunsberg 2 M. 2 scot. Wenn diese Zahlen abschließende Jahresergebnisse darstellten, würde die Passargestadt damals einen Umschlag von etwa 27000 Mark heutiger Währung gehabt haben. Aus allen diesen Ziffern lassen sich vergleichende Rückschlüsse auf die wirtschaftliche Bedeutung der einzelnen Hanseorte ziehen, die Braunsberg in jedem Falle an die letzte Stelle rücken.

Diese Hansazugehörigkeit stärkte das Selbstbewußtsein der Passargestadt, kostete wohl auch materielle Opfer, brachte aber doch reicheren Gewinn. Die Sicherheit zur See verbürgte allein die Blüte des Handels, und an seinen Früchten hatten weiteste Kreise der Gemeinde Anteil. Daher drängte sich die ganze Bürgerschaft, Männer, Frauen und Kinder, am Hafen zusammen, wenn die allen bekannte Kogge, sonst zu friedlicher Ladung bestimmt, gegen den Feind mit schwellenden Segeln und lustig flatternden Wimpeln die Passarge abwärts fuhr, und des Winkens und Glühens mit den Wappenern und Schützen, mit dem Steuermann und seiner Besatzung, den sog. Schiffskindern, war kein Ende.

Nahmen solche Flottenunternehmungen wiederholt die Bürgerschaft in Anspruch, so fehlte es inzwischen nicht an **Kriegsreisen** zu Lande. Eine zufällig erhaltene Aufzeichnung v. J. 1364 - inzwischen übt der Rat anscheinend in einer aristokratischen Reaktion wieder das Recht der Selbstergänzung aus - meldet uns, daß wegen der Zerstörung der litauischen Burgen Welun und Neu-Kowno über 20 angesehene, namentlich aufgeführte

Braunsberger vermutlich zu Pferde mit dem Orden ins Feld zogen. 10 andere Bürger und die beiden Mühlen lösten sich mit einer Zahlung von 1 1/2 M. aus, wofür der Rat Ersatzmänner warb. Außerdem steuerten die 9 städtischen Gewerke und drei Stadtdörfer bestimmte Geldbeträge zu der Expedition nach Litauen bei. Als die zahlungsfähigste Zunft galten die Bäcker, die 3 M. aufbrachten; am wenigsten trugen die Höker mit 1 1/2 M., die Kürschner und Krämer mit 1 M. bei, während die anderen Gewerke je 2 M. entrichteten. Von den Stadtdörfern gab Wildenberg (Willenberg) 7 M., Hermannsdorf und Stangendorf je 5 M. Vielleicht stellten die Gewerke und Dörfer mit diesen Beträgen weitere Gewappnete, und wenn wir den Durchschnittssatz von 1 1/2 M. für Ausrüstung und Verpflegung des Mannes annehmen, würden sich dabei rund 20 Krieger errechnen, so daß die Altstadt insgesamt über 50 Bewaffnete entsandt haben dürfte. So konnte das Braunsberger Fähnlein gut ausgerüstet zum Ordensheere stoßen und unter den Augen des Hochmeisters und seiner Komture vor dem Feinde beweisen, was der einzelne im friedlichen Schießgarten erlernt hatte. Und dann kehrten die braven Vaterlandsverteidiger nach Monaten heim, vom Rat und der Bürgerschaft in Ehren bewillkommnet, von den Angehörigen mit Jubel begrüßt, und staunend lauschte man ihren Berichten von dem fremden Land und Volk und von mancher Heldentat.

So heischten die fast das ganze 14. Jahrhundert hindurch anhaltenden Kriege des Ordens mit den Litauern wiederholt die aktive Beteiligung Braunsberger Mitstreiter.

Im stolzen Bewußtsein ihrer wachsenden Kraft und Macht geriet die Stadt mit dem kunstliebenden Bischof **Heinrich** III. Sorbom (1373 -1401) in schwere Kämpfe. Von wesentlicher Bedeutung für den Ablauf dieser Spannungen war der Umstand, daß der Bischof gleich nach seinem Regierungsantritte in friedliebender Nachgiebigkeit dem erbitterten Grenzstreit mit dem Orden ein Ende gemacht und sich diesen günstig gestimmt hatte; er durfte daher in den Konflikten mit seiner Hansestadt der Unterstützung des Hochmeisters versichert sein. Wenn wir auch dem unzuverlässigen Chronisten Simon Grünau nicht Glauben zu schenken

brauchen, der berichtet, die Braunsberger hätten damals des Hochmeisters Untertanen werden wollen, seien aber von diesem aus grundsätzlichen Erwägungen abgewiesen worden, so haben wir doch schon im Vorhergehenden gezeigt, daß die Stadtverwaltung bei wiederholten Zusammenstößen mit dem bischöflichen Landesherrn beim Orden Rückhalt gesucht hatte. Dieser Möglichkeit hatte der neue Bischof in kluger Voraussicht vorgebeugt.

Wir kennen nicht im einzelnen die Gründe, die zum ersten Konflikt führten. Vermutlich schädigte der völlige Verzicht des Bischofs auf die Wiesen zwischen Haff, Passarge, Rune und Rosser Weg zugunsten des Ordens die Stadt in ihrem Grundbesitz. Es hat auch den Anschein, als ob die Streitsache des Braunsberger Rates mit dem Kleriker Arnold Lange mit hineinspielte. Dieser Sohn der Stadt, wohl aus der reichen, mehrfach erwähnten Patrizierfamilie, läßt sich von 1356 - 64 als Scholar an der Universität Paris nachweisen. Heimgekehrt verfeindete er sich aus unbekanntem Ursachen mit einer großen Zahl angesehenen Laien der Diözese aus Stadt und Land. Der Priester Johann von Heilsberg scheint ihr Wortführer gewesen zu sein, als er beim Braunsberger Rate Klage erhob. Dieser ächtete den Angeschuldigten und zog seine im Stadtgebiete liegenden Besitzungen ein. Darüber führte Lange aber beim päpstlichen Stuhle in Avignon Beschwerde mit dem Erfolge, daß Gregor XI. im November 1374 die Äbte von Suckau, Oliva und Pelplin beauftragte, den Rat sowohl wie die Kläger mit dem Banne, die Altstadt aber mit dem Interdikt zu belegen, bis die Strafmaßnahmen gegen den Kleriker zurückgenommen und ihm Genugtuung verschafft sei. Wenn dieser Exekutionsauftrag nicht dem zuständigen Bischof zuzuging, so konnte darin wohl ebenso eine Rücksichtnahme auf ihn erblickt werden, indem ihm der harte Strafvollzug erspart bleiben sollte, andererseits aber ein gewisser Vorwurf, daß in einer seiner Städte dieses den kanonischen Bestimmungen widersprechende Urteil erlassen werden konnte. Ob es zur Durchführung der päpstlichen Sentenz gekommen ist, wissen wir nicht. Wenn wir aber den Kleriker Arnold Lange schon i. J. 1379 als Mitglied des Gutt-

städter Kollegiatstifts und später als ständigen Vikar an der Frauenburger Kathedrale und Pfarrer von Heilsberg antreffen, so erkennen wir, daß er sich bei Heinrich III. vollen Vertrauens erfreute. Es liegt nahe, daß der Bischof diesen ungeahnte Auswirkungen annehmenden Rechtsfall zum Anlaß nahm, um die Frage der Braunsberger Gerichtsbarkeit aufzurollen. Dabei stieß er aber auf den hartnäckigen Widerstand des Rates und der Gemeinde, die sich auf die städtische Handfeste beriefen.

Der Streit nahm solche Formen an, daß beide Parteien wie gleiche Gegner, obwohl Landesherr und Untertanen sich gegenüberstanden, die Komture von Elbing und Balga als Schiedsrichter erkoren und diese am 26. Mai 1376 zu Neutief auf der Frischen Nehrung im Beisein des Hochmeisters Winrich von Kniprode, des Bischofs Bartholomäus von Ermland, des Großkomturs, obersten Marschalls und vieler anderer Zeugen folgenden Spruch fällten: Die Braunsberger zahlen „czu besserunge“ d. h. als Buße binnen 4 Jahren die hohe Summe von 1000 preußischer Mark an den Bischof. Die Ratleute sollen weiter richten wie bisher, aber nicht das Begnadigungsrecht ohne ihren Landesherrn und seinen Vogt ausüben; der soll bei dem Gerichte sitzen, wenn er will. Ob nach der Handfeste dem Rate die peinliche Gerichtsbarkeit über Hals und Hand zustehe, darüber sollte er sich bei den Seestädten mit lübischem Recht, insbesondere zu Wismar, erkundigen. Bei bejahendem Bescheide sollte er weiter schlichten wie zuvor; im negativen Falle müßte er dieses Recht erst von dem Bischof erwerben. Für jede Verletzung dieses Schiedsspruches, den beide Teile annahmen, sollte der Schuldige dem anderen Partner eine Buße von 100 M. zahlen.

Vier Jahre später, am 15. Mai 1380, wurde zu Heilsberg in Anwesenheit des Hochmeisters, des Balgaer Komturs und der ermländischen Domherren eine Vereinbarung, vorläufig für 2 Jahre, getroffen des Inhaltes, daß der Rat am Abend, bevor man über Hand und Hals richte, dem auf dem Schlosse wohnenden bischöflichen Vogte Meldung zu erstatten habe; wolle dieser erscheinen, so sitze er dabei; käme er nicht, so solle man gleichwohl richten.

So hatte der Bischof in dem zähen Streite um die Blutgerichtsbarkeit dank der Unterstützung des Ordens einen unverkennbaren Erfolg errungen. Offensichtlich kam ihm dabei der Einfluß des römischen Rechtes zustatten, das damals die landesherrlichen Befugnisse gegenüber denen der Untertanen mehr und mehr zu erweitern suchte. Mußte sich die in ihren früheren Privilegien beschränkte, mit harter Geldbuße bestrafte Altstadt auch der vereinten Macht der Landesfürsten des Ermlandes und des Ordensstaates beugen, so blieb doch ein Stachel zurück, und das gegenseitige Verhältnis des Rates und des Bischofs kann nicht das beste gewesen sein, wenn auch Heinrich III. in einer Urkunde vom 10. Februar 1394 über das Hl. Geist-Hospital dem Rate das Zeugnis ausstellte, daß er sich „durch seine Umsicht, Emsigkeit, Rechtschaffenheit, Treue und Zuverlässigkeit“ sein volles landesherrliches Vertrauen erworben habe.

Schon im nächsten Monat stellte er diese Treue auf eine schwere Belastungsprobe. Die Bürger der Neustadt Braunsberg, deren Gemeinwesen nicht recht vorwärts kam, ja unter ärgerlichen Zwistigkeiten, vermutlich auch mit der Altstadt, litt, hatten sich an den Bischof gewandt mit der dringenden Bitte, ihre Gemeinde mit der Schwesterstadt auf dem gegenüberliegenden Passargeufer zu vereinigen. Sie hätten damit Anteil an deren weitgehenden Privilegien erhalten und wären aus ihrer untergeordneten wirtschaftlichen Bedeutung zu einem lebendigen Gliede der angesehenen Hansastadt emporgewachsen. Andererseits wachte die Altstadt eifersüchtig über ihren Vorrechten, die sie mit niemandem zu teilen gedachte. Der Bischof pflog mit seinem Domkapitel und seiner vertrauten Umgebung, in der der ständige Vikar der ermländischen Kirche und bischöfliche Schäffer Arnold Lange uns besonders auffällt, Rat und kam mit ihnen überein, die Handfeste der Neustadt einzuziehen und die Gemeinde mit der Altstadt zu vereinigen. In seinem Erlaß vom 28. März 1394 vollzog er diese Einverleibung, nach der die Neustadt mit ihrer ganzen Gemarkung fortan zur Altstadt geschlagen, die neustädtische Einwohnerschaft alle Rechte der altstädtischen genießen und ein gemeinsamer Rat, der nach Ermessen auch aus neu-

städtischen Bürgern bestehen sollte, die vereinigte Stadt regieren sollte. Von einer Zustimmung des altstädtischen Rates verlautet bezeichnenderweise nichts.

Mit leidenschaftlicher Erregung nahm die Bürgerschaft der Altstadt diesen eigenmächtigen Eingriff in ihre verbrieftete Verfassung auf. Sie wird es an Vorstellungen und Protesten bei Bischof Heinrich nicht haben fehlen lassen; dieser fühlte sich jedoch als Landesherr zu seiner Handlungsweise berechtigt, die der Altstadt nichts nahm, sondern nur einem erweiterten Bürgerkreise dieselben Privilegien zugänglich machen wollte. Vermutlich trug noch folgender Umstand zur Verschärfung der Spannung bei. Wegen des Seekrieges mit den Vitalienbrüdern war die Hansestadt Braunsberg auf der Marienburger Tagfahrt vom Dezember 1395 von ihren Schwesterstädten beauftragt worden, die beschlossene bürgerliche Kopf- und Besitzsteuer von den ermländischen Städten einzufordern. Wenn auch der Hochmeister zu diesem Geschoß seine Einwilligung erteilt hatte, so griff doch tatsächlich die Passargestadt, die in ihrer hanseatischen Politik ohnehin eigene Wege ging, mit ihrer Steuereinzahlung empfindlich in die landesherrlichen Rechte des Bischofs ein, und es läßt sich leicht vorstellen, daß es bei der Durchführung dieser Abgabe, für die die ermländischen Hinterstädte wenig Verständnis aufbringen konnten, zu erneuten Reibungen kam. Nach dem aus einer Braunsberger Ratsfamilie stammenden Chronisten Johann Plastwich war Bischof Heinrich in Braunsberg erschienen, um Rat und Bürger „wegen einer gewissen erheblichen Ausschreitung“ zu bestrafen. Er beschied die Ratsleute aufs Schloß, stellte sie zur Rede und gewährte ihnen auf ihren Wunsch eine Frist zur Überlegung der Antwort. Sie gingen sogleich zum Rathaus, ließen die Ratsglocke Sturm läuten, um die gesamte Bürgerschaft zu versammeln, und stürmten dann in blinder Wut aufs Schloß, um den Bischof zu töten. Mit knapper Not gelang es diesem, durch eine hintere Pforte zu entweichen.

Gegenüber dieser offenen Rebellion griff Heinrich Sorbom mit strenger Energie durch. Sofort rief er seine dienstpflichtigen Mannen zu den Waffen und erhielt wohl auch von dem Hoch-

meister Konrad von Jungingen militärischen Zuzug. In besten Beziehungen zum Orden hatte er hilfsbereit dessen Außenpolitik gefördert und noch am 22. Juli 1396 mit dem Hochmeister an dessen persönlichen Verhandlungen mit dem Littauerherzog Witowd teilgenommen. Dafür zeigte sich Konrad von Jungingen erkenntlich, indem er dem Bischof in dem Kampf mit der empörerischen Stadt seine volle Unterstützung angedeihen ließ. Gegenüber dem starken Belagererheer ohne jede Aussicht auf Hilfe, blieb den Altstädtern nichts anderes übrig, als zu kapitulieren und demütig um Verzeihung zu bitten. Ähnlich den Bürgern der von Friedrich Rotbart eroberten Stadt Mailand, kamen sie unbeschuhet und barhäuptig, ihre Gürtelstricke um den Hals, aus dem Tore heraus, zogen zum Lager des Bischofs, warfen sich ihm zu Füßen und baten ihn um Verzeihung und Gnade. Dieser willfahrte ihren Bitten, überließ aber das Urteil dem Hochmeister.

Am 4. November 1396 verhängte Konrad von Jungingen in seiner Marienburger Residenz folgende Strafe: Die Glocken, mit denen die Braunsberger zum Sturm gegen ihren Herrn geläutet haben, sollen ihm verfallen sein, und es soll in seinem Ermessen stehen, was er mit ihnen tun will. Die Gemeinde soll die Ringmauer am bischöflichen Schlosse nach der Stadtseite zu aufführen und daran fünf Jahre hindurch je 100 M. vermauern. Alle Anstifter des Aufruhrs, zu denen namentlich der erste Bürgermeister Heinrich von Rossen gehört zu haben scheint, sollen aus der Stadt und dem Bistum verwiesen werden, bis sie der Bischof begnadigt. Der Rat soll der Gemeinde, die Gemeinde dem Rate wegen des begangenen Frevels keinen Vorwurf machen, sondern die Sache auf sich beruhen lassen. Lediglich der bischöfliche Landesherr soll das Recht haben, Angeschuldigte zur Verantwortung zu ziehen und nach Verdienst zu bestrafen, und weder der Rat noch die Gemeinde sollen sich dem widersetzen, bei Verlust ihrer Freiheiten.

Mochten die Altstädter auch durch das eigenmächtige Vorgehen des bischöflichen Landesherrn schwer gereizt worden sein, ihre offene Empörung war deswegen doch nicht gerechtfertigt, und so traf sie der sorgfältig abwägende, nicht zu harte Spruch des

Hochmeisters, der die angegriffene fürstliche Autorität des Bischofs wiederherstellte. Dieser mag die Landesverweisung einiger Rädelsführer als gebotene Maßnahme durchgeführt haben, dann aber durfte nicht Fortsetzung des Konfliktes, mußte vielmehr Frieden und Versöhnung sein Ziel sein. In einsichtiger Erkenntnis, daß die Vereinigung der Neustadt mit der Altstadt die Hauptursache des heftigen Streites gewesen war, hob er am 1. September 1398 von seinem Schlosse Seeburg aus diese verfehlte Anordnung auf. Beide Städte sollten in Zukunft völlig selbständige Gemeinden bilden wie früher, und die Neustadt erhielt ihre von Bischof Hermann ausgestellte Handfeste in ihrem wesentlichen Inhalt neu ausgefertigt. Hinzugefügt war die Bestimmung, daß die Bürger für die 14 Morgen an der Oberpassarge (Neustädter Anger), die ihnen Bischof Heinrich als Entschädigung für den neu angelegten Mühlengraben zugewiesen hatte, jährlich 1/2 Stein Wachs für Kerzen an die Frauenburger Kathedrale liefern sollten. Möglich, daß auch die Befugnisse des bischöflichen Burggrafen in der kommunalen Gerichtsbarkeit und Verwaltung nach den Erfahrungen mit der Altstadt erst in der erneuerten Handfeste der Neustadt ihre Festlegung fanden.

Die Bürgerschaft der Altstadt konnte mit dieser Regelung der leidigen Angelegenheit wohl zufrieden sein. Heinrich Sorbams Nachfolger **Heinrich IV. Heilsberg** unterhielt von Anfang an freundliche Beziehungen zu den Braunsbergern wie zum Hochmeister. Als dieser auf einer Reise von Elbing nach Königsberg i. J. 1402 Braunsberg berührte, nahm ihn der Bischof auf dem hiesigen Schlosse aufs gastlichste auf, und der Heilsberger Hofnarr Peter Pfiffer ergötzte die Gesellschaft mit seinen Spatzen. Dafür zeigte sich Konrad erkenntlich, indem er dem „Toren“, der sich auch auf die Ablichtung von Jagdfalken verstand, 1/2 M., dem Stallknecht des Bischofs 1 M. als Zaumgeld schenkte. Heinrichs Wohlwollen zur Altstadt kam bei einer Entscheidung zum Ausdruck, die er am 13. Mai 1405 auf seinem Braunsberger Schlosse traf. Der Rat, fast vollzählig wieder derselbe wie vor der Rebellion, war in einen Streit mit den Besitzern der Stadtgüter Hunteberg, Rudloffhoven (Rodelshöfen), In der Owe (Auhof) und

Kattenhoven (Katzenhöfen) geraten, weil diese jedes bäuerliche Scharwerk ablehnten. Sie wollten gleich den Stadtbewohnern behandelt werden und wie diese an Jagd und Fischerei und allen anderen Vergünstigungen der Handfeste teilhaben, glaubten aber zum Scharwerk und sonstigen bäuerlichen Lasten nicht verpflichtet zu sein. Beide Parteien riefen den Bischof als Schiedsrichter an. Dieser beriet sich mit mehreren rechtskundigen Domherren über den Text der Handfeste und entschied zu Gunsten der Stadt. Ausdrücklich sprach er den Hofbesitzern die Rechte des Gründungsprivilegs ab; dieses sollte allein für die Stadt und die in ihr wohnenden Bürger Geltung haben. Welche bösen Weiterungen aus diesem Streitfall trotzdem erwachsen sollten, wird im nächsten Kapitel zu zeigen sein.

Auch die Neustadt erfuhr die Gunst des Bischofs. Am 19. März 1410 verkaufte Heinrich IV. ihrer Bürgerschaft mit Genehmigung des päpstlichen Stuhles und im Einverständnis mit dem Kapitel 46 Hufen seines Tafelgutes Karwan zwischen den Gemarkungen der Neustadt, Regitten, Schillgehnen und Böhmenhöfen zu kulischem Recht, jede Hufe zu 30 M. Die Mühle Bevernick (Kleine Amtsmühle) und mehrere Hufen Wiesen und Wald behielt er sich vor. Als Zins hatten die Bürger fortan von jeder Hufe 1 M. zu St. Martini an die Landesherrschaft zu entrichten; vom Scharwerkdienst waren sie dagegen frei. Die Äcker sollten mit den einzelnen Stadthöfen untrennbar verbunden bleiben. Die bischöflichen Gärtner auf dem Damm, wo man zur St. Georgs-Kapelle geht, sollen für ihre Schweine und Rinder zu dem üblichen Weidegeld die städtische Weide benutzen dürfen. Die Gerichtsbarkeit auf dem neuen Stadtfelde bleibt dem Burggrafen vorbehalten. Bezeichnend ist für die mehr und mehr vordringende Rezeption des römischen Rechtes, daß der Bischof gegen die Berufung auf abscheuliche Rechtsbücher, wie den von der Kurie verworfenen Sachsenspiegel, förmliche Verwahrung einlegt.

Wo sind sie geblieben?

Ja, was ist aus unseren jüdischen Mitbürgern geworden?

Mein Vater, Dr. Hans Preuschoff, hatte mir einmal davon erzählt, dass der Braunsberger Apotheker Wolff hieß und jüdisch war. Er hätte die Apotheke Mitte der dreißiger Jahre verkaufen müssen. Zufällig hätte er Herrn Wolff dann einmal – wohl Anfang der 40er – in Berlin auf der Straße getroffen. Er macht einen recht deprimierten Eindruck. Nein, meinte er, in einer solchen Zeit sei man in einer Großstadt besser aufgehoben als in einer Kleinstadt. Ja, und von einem Tod in Reval hörte ich wohl auch.

Unsere unermüdliche Braunsbergforscherin Bettina Müller aus Köln ist nun im United-States-Holocaust-Museum genauer fündig geworden. So können wir etwas mehr über die Familie Wolff erfahren als das, was bereits Aloys Sommerfeld in seinem Beitrag „Die Juden im Ermland - Ihr Schicksal nach 1933“ in der

ZGAE Beiheft 10 berichtet. Wir geben hier in einer überarbeiteten Google-Übersetzung wieder, was dort von der Familie Wolff zu lesen ist. Dazu dann auch noch die Bilder, die Braunsberg betreffen.



„Ruth Nadelman Lynn ist die Tochter von Hildegard (später Nadelmann) Wolff und die Enkelin von Martin und Paula (geb. Lewinsohn) Wolff. Martin und Paula Wolff wurden in Thorn, Westpreußen, geboren und lebten in einer kleinen Stadt namens Braunsberg, in der Nähe von Königsberg in Ostpreußen. Sie hatten zwei Kinder, Hans Georg (* 1910) und Hildegard (* 1913). Martin war ein Weltkriegs-

Armee-Veteran, hatte Chemie studiert und war später Besitzer



Hans Georg Wolff

der Neustadt-Apotheke, er wohnte mit der Familie im ersten Stock des Hauses. Sowohl Martin und Paula waren sehr aktiv in der weitgehend bürgerlichen Gesellschaft der Stadt; Martin war der Präsident der Synagoge Braunsberg, und Paula war Gastgeberin eines angesehenen wöchentlichen literarischen Zirkels. Im Oktober



1936 musste das Paar die Apotheke verkaufen. Sie zogen nach Berlin, wo sie sehnsüchtig darauf warteten, in die Vereinigten Staaten zu gelangen, um ihre Kinder wieder in die Arme zu nehmen. Hans Georg war schon in den frühen 30ern nach New York emigriert, und Hildegard machte die transatlantische Reise nach New York an Bord der Lafayette im September 1937, im Alter von 23 Jahren. Eine Serie von 70 Briefen und Telegrammen belegt die wiederholten und letztlich gescheiterten Ver-



Hildegard Wolff an Bord der Lafayette

suche zur Auswanderung von Martin und Paula. Sie versuchten, Obdach nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern auch in Kuba, Ecuador, Australien, Sibirien, England und Japan zu finden. Nach Ausschöpfung aller möglichen Einwanderungsmöglichkeiten gingen sie in den Untergrund Ende 1942. Bald darauf wurden sie jedoch

festgenommen und in das Arbeitslager Reval in Estland am 3. Oktober 1942 verbracht. Von ihnen hörte man nie wieder etwas. Nach Aussage der wenigen Überlebenden aus diesem Transport wurden nach der Ankunft mehr als 1.600 Menschen von estnischen Polizisten vor Sandgruben erschossen und mit Sand bedeckt. Im Jahr 1944 wurden die Gruben von der Sicherheitspolizei geöffnet und die Leichen wurden verbrannt.

Nach der Ankunft in den Vereinigten Staaten wurde Hildegard mit Alfred Nadelman bekannt gemacht. Alfred Hans Nadelman ist der Sohn von Hugo Nadelman und Elise Nadelman Russ. Er wurde am 21. Juli 1904 in Stettin, Pommern, geboren, wo seine Familie auch eine Apotheke besaß, nämlich die Hof- und Garnison-Apotheke. Hildes Bruder, Hans Georg Wolff, war Auszubildender in der Nadelman-Apotheke, bevor er Deutschland verließ. Alfreds Eltern starben in den 1930er Jahren und seine beiden Schwestern, Erna Bloch und Alice Schlesinger, emigrierten nach Palästina. Alfred verkaufte die Apotheke und die Familie emigrierte in die Vereinigten Staaten im Jahr 1935. Er hatte einen Dokortitel in organischer Chemie, wurde zunächst Industriechemiker in Heidelberg, Deutschland, und nach der Auswanderung in die Vereinigten Staaten Industriechemiker mit Schwerpunkt Papier-Technologie. Er und Hildegard Wolff heirateten 1945. Sie zogen nach Kalamazoo, Michigan, wo Alfred Professor und Abteilungsleiter an der Western Michigan University wurde und wo sie zwei Kinder, Ruth und David, großzogen.“



Erinnerung an
schöne Tage:
Ausflug nach
Kahlberg



Im Auswanderergepäck Bilder aus Braunsberg: Erinnerung an die Schulzeit in Braunsberg, Hildegard Wolff ist die zweite von rechts in der zweiten Reihe (Klassenfoto auf voriger Seite).



Wohnzimmer der Familie Wolff in Braunsberg



Hildegard Wolff in der Küche

Beschriftung: „Brav und sittsam / die drei auf der Leiter! 1926“

Text und Fotos: United States Holocaust Memorial Museum



Flucht aus Ostpreußen

Ich möchte Sie mitnehmen nach Wormditt, wo ich am zweiten Weihnachtstag des Jahres 1938 geboren wurde. Wormditt war ein Städtchen in Ostpreußen, genauer im katholischen Ermland, mit damals rund 8.000 Einwohnern. Dort gab es mehrere Kirchen, besonders die mächtige katholische Johannis-Kirche, ferner ein Krankenhaus, eine Oberschule, sogar ein Amtsgericht, und gut zwei Kilometer vom Marktplatz entfernt den Bahnhof. Übrigens wohnten wir, meine Eltern und vier Kinder, ganz in der Nähe des Marktplatzes in der Obertorstraße. Man lebte vom Handwerk und Handel, versorgte sich mit allem, was das Umland hergab. Die Sommer waren heiß, die Winter frostig kalt, doch die trockene Kälte konnte man auch bei 20 Grad minus gut aushalten. Mein Vater war Gendarm, ritt zu Pferde über Land, sorgte für Ordnung und hat da wohl nicht viel Aufregendes erlebt, wie meine Mutter erzählte. So sehe ich mich auf einem Foto: vier Jahre alt, stolz und glücklich auf einem Polizeipferd vor meinem Vater im Sattel sitzen. Man lebte damals recht sorgenfrei, heiter und friedlich miteinander, wahrscheinlich so wie es Siegfried Lenz in seinen Kurzgeschichten „So zärtlich war Suleyken“ mit ausgeprägtem ostpreußischen Humor beschrieben hat.

Die Familien väterlicher- und mütterlicherseits waren kinderreich und lebten fast alle in Wormditt oder in den umliegenden Dörfern. Man besuchte sich, man feierte gern und half sich gegenseitig, grad so wie man es konnte. Meiner Erinnerung nach erlebte ich unbeschwerte Kinderjahre. Krieg gab es weit im Osten. Die Sorgen der Mütter und Ehefrauen um ihre in den Krieg eingezogenen Söhne und Ehemänner hielt man von uns Kindern fern.

Doch das änderte sich 1944. Die Front näherte sich zusehends. Im August hatte die sowjetische Armee die baltischen Länder erobert und war im Nordosten bis an die Grenze Ostpreußens vorgedrungen. Jetzt gab es Flüchtlinge aus den baltischen Ländern, und noch glaubten wir nicht, dass wir bald selber Flüchtlinge sein würden. So wohnte einige Wochen lang ein

Fräulein Schulz aus Lettland bei uns. Sie berichtete von Gräueltaten russischer Soldaten, wovon ich aber nicht viel mit bekam und noch weniger begriff. Immer öfter marschierten nun deutsche Soldaten durch die Stadt, und es war nicht klar, ob das militärische Stärke bedeutete oder eher die letzten Aufgebote der deutschen Wehrmacht darstellten. Für mich war das aufregend, und ich sehe mich, wie ich mich bemühte, daneben auf dem Bürgersteig mit zu marschieren.

Aber nun gab es doch manchen Anlass zur Sorge. Immer öfter heulten die Luftschuttsirenen, und wir mussten dann für Stunden einen Keller aufsuchen. Bunker wie im Westen gab es nicht. Ich hatte dabei die Aufgabe, die Aktentasche mit wichtigen Dokumenten (wie Stammbuch, Urkunden, Pass und Fotos) zu tragen. Einmal nachts kam ein Polizist zu uns. Erst meinte ich, es sei mein Vater; doch es war ein Kollege von ihm, der die Verdunkelung unserer Fenster in Ordnung brachte. Manchmal knatterte es stoßweise und die Großen flüsteren: „Ja, das ist unsere Flak. Uns passiert schon nichts.“ Einmal passierte doch etwas. In ein Haus in der Nähe des Bahnhofs war eine Bombe niedergegangen, und ein Mann war getötet worden. Dort vor der Stadt waren inzwischen tiefe breite Gräben ausgehoben worden, angeblich unüberwindliche Panzersperren, was nicht recht zu der offiziellen Aussage passte, dass der Feind niemals deutschen Boden betreten werde. Dazu passte auch nicht, dass mittlerweile einige in den Westen machten, was dann heimlich geschah. Denn Flucht bedeutete fehlendes Vertrauen am Führer, galt deshalb als Landesverrat mit entsprechenden Folgen.

Tatsächlich hatten russische Divisionen im Oktober 1944 den nordöstlichen Teil Ostpreußens besetzt. Doch blieb es für den übrigen Teil Ostpreußen zunächst noch ruhig. So erinnere ich mich an ein friedliches Weihnachtsfest. Wie immer gab es für jeden einen bunten Teller und für mich, dem Geburtstagskind, die traditionelle Geburtstagstorte. Nur unser Vater war wieder nicht dabei. Er war im Krieg, irgendwo in Kroatien. Von dort hatte er noch Ende November 1944 geschrieben. Wir sollten uns – so schrieb er mit Bleistift - um ihn keine Sorgen machen. Es war der

letzte seiner mehreren Feldpostbriefe, das letzte Lebenszeichen von ihm.

Und dann war es so weit. Gegenüber dem übermächtigen Feind war der Widerstand der deutschen Truppen hoffnungslos. Mitte Januar 1945 hatten die Russen fast ganz Ostpreußen erobert. Frei war nur noch ein Gebiet südlich des Frischen Haffs und damit auch Wormditt. Von den Tragödien im übrigen Land bekamen wir nichts mit. Aber am 21. Januar 1945 abends und nachts hörten wir in der Ferne dumpfes Donnern, und besorgt flüsternten die Großen: „Das ist der Russe.“ Und wer weiter dachte, wusste, dass auch dieses von den Russen eingeschlossene Gebiet alsbald erobert werden würde.

An diesem Tag, einem Sonntag, war Tante Lisa (43 J.) zu meiner Mutter (36 J.) gekommen. Sie hatte, weil ihr Mann (Onkel August) Reichsbahner war, erfahren, dass am nächsten Tag ein Zug nach Heiligenbeil, d. h. ans Frische Haff fahren würde. Meine Mutter sollte das Notwendigste packen und am nächsten Vormittag mit uns zum Bahnhof kommen. Tatsächlich war dies wohl eine der letzten Möglichkeiten, vor den Russen zu fliehen, und zwar über das zugefrorene Haff und weiter westwärts auf der Frischen Nehrung, um von dort irgendwie – im Treck, auf einem Schiff oder mit der Eisenbahn – in den Westen oder Norden zu gelangen. Ein festes Ziel vor Augen hatte man sicherlich nicht. Treibende Kraft für die Flucht Hals über Kopf war allein die Furcht vor den russischen Soldaten, von deren Grausamkeiten man genug gehört hatte.

Mein Mutter erzählte uns Kindern – das waren Helmut (9 J.), Irmgard (7 J.), ich (6 J.) und Gitti (4 J.) - nichts von alledem. Mit Ausnahme von Gitti gingen wir wie gewohnt ganz normal zur Schule, wurden aber bald unter dem Vorwand, „zuhause wäre etwas Schlimmes passiert“, aus dem Unterricht nach Hause geholt. Auch jetzt noch sollte unsere Flucht geheim gehalten werden.

In der Nacht hatte meine Mutter das Notwendigste in einen großen Rucksack und für Helmut und Irmgard kleinere Rucksä-

cke gepackt. Ich war – wie schon früher - für die Aktentasche mit den wichtigen Dokumenten verantwortlich. Die meiste Kleidung trugen wir am Körper, alles zwei- oder dreifach, besonders wegen der damals herrschenden Kälte. Alles lief in großer Ruhe ab – doch erinnere ich mich, dass ich wegen meines Wellensittichs „Hansi“ laut weinend protestierte, weil ich ihn nicht mitnehmen durfte. Und irgendwie bekam ich noch mit, dass irgendwer den Vogel gegen die Wand geschleudert hatte. Zu Fuß mit dem wenigen Gepäck auf unseren Rodelschlitten ging es dann noch am Vormittag zum zwei Kilometer entfernten Bahnhof, vorbei an den nutzlosen Panzersperren und dem vor Monaten zerbombten Haus.

Dort warteten schon die anderen aus unserer Familie. Insgesamt waren wir 13 Personen: Oma (70 J.). meine Mutter und zwei Tanten (36-43 J.) und neun Kinder (4-15 J.).¹ Wir stiegen in den bereit gestellten Personenzug. Doch erst bei Anbruch der Dunkelheit, wohl wegen befürchteter Tieffliegerangriffe, fuhr der Zug ab. Zurück blieb unsere Heimatstadt mit all unserem Hab und Gut. Mitgenommen wurde nur das, was wir am Leib trugen und auf den Schlitten zogen, ferner unsere Erinnerungen und unsere Liebe zur Heimat.

Nachts, nach ca. 45 km langer Eisenbahnstrecke, kamen wir in Heiligenbeil an, wo wir in der Nähe des Frischen Haffs bei einer hilfsbereiten Bauernfamilie unterkamen. Nach einigen Tagen ging es weiter über das Haff zur Frischen Nehrung. Auf meterdickem Eis war die Entfernung von 8 km Luftlinie mit Pferd und Wagen normaler Weise schnell zu überwinden. Doch nun war es gefährlich: Durch Bombeneinschläge war das Eis an vielen Stellen brüchig und damit unpassierbar geworden. Auch stand wegen einer kurzzeitigen Tauwetterlage einige Zentimeter hoch Wasser auf dem Eis. Schließlich konnte man wegen der Gefahr von Fliegerangriffen nur bei Dunkelheit rüber. Soldaten der Wehrmacht leisteten Großartiges. Sie sorgten dafür, dass kleine Kinder auf die Pferdefuhrwerke gesetzt wurden und manches

¹ Das war zunächst Tante Lisa, die als ältere Schwester die Führung übernommen hatte, mit ihren fünf Töchtern, dann die Oma und Tante Berta (kinderlos).

schwere oder überflüssige Hab und Gut abgeladen wurde. Vor brüchigen Eisstellen wiesen sie - in eiskaltem Wasser stehend - den Wagenlenkern den sicheren Weg. Wer sich nicht daran hielt, ging mit Pferd und Wagen unter und fand zusammen mit seinen Leuten im Haff ein eisiges Grab. Gitti und ich wurden also hinten auf ein Fuhrwerk gehoben. Noch heute habe ich vor Augen, wie meine Mutter mit Helmut und Irmgard und die anderen Verwandten im eiskalten Wasser dem Wagen folgten. Tatsächlich aber war dieser Wagen so überladen, dass eine Achse brach, glücklicher Weise jedoch erst, als er das feste Ufer der Nehrung erreicht hatte. Gitti und ich wurden nun auf einen anderen Wagen gesetzt, was beinahe schrecklich geendet hätte. Bei der noch herrschenden Dunkelheit hatte meine Mutter nämlich diesen Wagen aus den Augen verloren; über Stunden suchte sie laut rufend nach uns. Und sie hatte Glück. Meine Schwester Gitti rief zurück: „Mutti, hier sind wir. Gerhard schläft.“ Tatsächlich saß oder vielmehr lag ich halb über dem rückwärtigen Wagenbrett hängend in einer Lage, aus der ich jederzeit vom Wagen hätte fallen können. Später hieß es, mein Schutzengel hätte mich festgehalten.

Auf der Nehrung gelangten wir zunächst nach Kahlberg, früher ein beliebtes Seebad, wo wir in den Vorjahren unsere Ferien verbracht hatten. Kahlberg bedeutete für mich pures Badevergnügen. Das war nicht die Drewenz zu Hause, in der ich beinahe ertrunken wäre, auch nicht die Wormditter Badeanstalt, das war vielmehr das „große Wasser“, wie ich es damals nannte. Dieses Wasser, die nach Nordwesten offene Ostsee, sollte nun, so hofften wir unsere Rettung sein. Ich sehe uns auf einer Düne sitzen und sehe ein großes Schiff weit weg vom Ufer vor Anker liegen. Kleine offene Boote fuhren mit vielen Flüchtlingen zu dem Schiff, wo diese einer nach dem anderen über eine außen hängende Treppe an Deck kletterten. Ich meine, dass wir mehrere Tage dort auf Mitnahme hofften. Vergebens: Vielleicht auch nur deshalb, weil eine Tochter von Tante Lisa aus Angst vor dem Meer fürchterlich geschrien hatte. Diese Angst war nicht unbegründet; denn zu jener Zeit erreichte längst nicht jedes Schiff das Ziel. So

wurde zum Beispiel die Wilhelm Gustloff, die mit vielen Tausenden von Flüchtlingen am 28. Januar in Gotenhafen ablegt hatte, bald danach nicht weit vor Rügen von Torpedos eines russischen U-Boots getroffen und versenkt.

Weiter ging es nach einigen Tagen von Kahlberg aus westwärts, zunächst zu Fuß, dann auf einem Treckwagen über die ebenfalls zugefrorene Weichsel nach Danzig. Die Strecke war wohl ca. 50 km lang und dauerte drei Tage. In Danzig fanden wir in der Wohnung einer aus Wormditt stammenden, aber bereits geflüchteten Familie Unterschlupf und suchten nach einer Möglichkeit, weiter in den Westen zu kommen. Und wieder war es Tante Lisa, die ihre Eisenbahner-Beziehungen ausspielte und nach einer Woche und mehr erfuhr, dass ein Zug Richtung Westen zusammengestellt würde, allerdings mit der Einschränkung nur Familien von Reichsbahnern mitfahren dürften, also nicht meine Mutter mit uns vier Kindern. Doch schaffte es Tante Lisa, dass auch wir einsteigen durften. Viele Jahre später hat sie mir ihre „Lüge gebeichtet“: Dem Verantwortlichen habe sie gesagt, dass meine Mutter ebenfalls mit einem Eisenbahner verheiratet sei. Die Papiere seien auf dem Haff oder der Nehrung verloren. So kamen wir fünf ebenfalls in den Zug. Zusammen waren wir jetzt noch elf Personen; Oma und Tante Berta blieben und zurück und fanden später einen Weg in den Westen. ².

Der Zug sollte durch Pommern, nördlich von Berlin durch Vorpommern, und Mecklenburg fahren und hatte als Ziel Hamburg-Altona. Es war nicht wie in Wormditt ein warmer bequemer Personenzug, sondern ein aus Viehwagen bestehender Güterzug. Auf dem Wagenboden war Stroh ausgebreitet und jeder Familie wurden einige Quadratmeter zugeteilt. Es war wohl eng, doch gefroren wurde nicht. Der Zug kam nur langsam voran. Meist fuhr er wegen möglicher Fliegerangriffe nachts und hielt auf frei-

² Tante Berta und die Oma mussten zurückbleiben. Beide haben sich auf andere mir unbekannt Weise retten können. Tante Berta landete schließlich in einem Dorf in der Magdeburger Börde und lebte dort mit ihrem Mann weiter in der Ostzone (DDR), wo sie auch starben (1975 bzw. 1982). Die Oma kam irgendwie im Westen an und lebte bis zu ihrem Tod bei ihrem Sohn im Sauerland (+ 31.12.1955).

er Strecke – möglichst im Schutz von Wäldern oder auf kleineren Bahnhöfen. Die recht häufigen Halte waren nötig, weil es im Zug ja keine Toiletten gab und weil man auch Verpflegung beschaffen musste. Auf Bahnhöfen wurde schon mal warme Suppe ausgeteilt, sonst ging man in nahe Dörfer und besorgte Brot und Milch. Diese Ausflüge waren für mich schrecklich. Immer hatte ich Angst, meine Mutter würde nicht rechtzeitig zurückkommen und der Zug würde ohne sie weiterfahren. Später erzählte man mir, nur ich hätte soviel „Theater“ gemacht. Sonst gab es eigentlich nicht viel Aufregendes. Nur einmal: Der Zug stand in einem Bahnhof und in unserem Wagen herrschte eine richtig fröhliche Stimmung; denn schließlich waren wir ja den Russen entkommen. Meine Cousine Hedi spielte Mundharmonika: „Liebe kleine Schaffnerin, sag` wo fährt dein Wagen hin...“ Und plötzlich war da ein Heulen und Brummen und ein lautes Knattern von Maschinengewehren. Alle schriegen: „Tiefflieger!“ Und schmissen sich ins Stroh, ziemlich sinnlos, so Deckung zu finden und sich vor dem drohenden Kugelhagel aus den russischen Bordwaffen zu schützen. Doch recht schnell war der „Spuk“ vorüber. Es hieß: Die Flugzeuge seien wegen eines auf dem benachbarten Gleis stehenden Rote-Kreuz-Zuges abgedreht. Auch erfuhren wir, dass bei dem Fliegerangriff ein Heizer getötet worden sei

Ende Februar kamen wir in Hamburg-Altona an. Dort wurden wir in einem großen Hochbunker untergebracht, bis es nach einigen Tagen mit einem Zug nach Norden in das vom Krieg wenig betroffene Schleswig-Holstein weiter ging. So kamen wir nach Rendsburg, eine Kreisstadt genau in der Mitte des Landes am Nord-Ostsee-Kanal gelegen, wo es eine Oberschule für Jungen (Herderschule) gab, die ich später bis zur Obersekunda besuchen sollte. Wieder schliefen wir in einem Bunker. Und ich erinnere ich mich an folgendes Bild: Ich bin in einem schwach beleuchteten Gang, habe eine dick mit Butter und Kunsthonig bestrichene Scheibe Weißbrot in der Hand und esse mit großem Appetit. Ich bin glücklich und fühle mich wie im Schlaraffenland. Alle sehen froh und ausgeglichen aus und haben keine Angst mehr: Wir sind gerettet. Und alles wird gut!

Wenige Tage später die letzte Fahrt: Sie war kurz und führte uns dorthin, wo ich nach den schönen Jahren in Wormditt weitere zehn schöne Jahre verbringen durfte. Die Rendsburger Kreisbahn hielt in Legan, einem Nest mit wenigen Häusern. Hier wurde eine bestimmte Anzahl von Flüchtlingen, darunter wir, auf die umliegenden Dörfer verteilt, wobei es mehr Zufall war, in welchem Dorf und bei welchem Bauern man schließlich unterkam. Pferde fuhrwerke standen bereit. Wir stiegen auf den Wagen des zweitgrößten Bauern von Nienborstel, was sich als ein Glücksfall herausstellen sollte. Nienborstel war ein Bauerndorf im Süden des Kreises, gut 20 km von Rendsburg entfernt, mit rund 500 Einwohnern, ohne Kirche, mit einer drei-klassigen Volksschule, einem Bäcker, einem Lebensmittelladen, einer Meierei, einer Mühle und zwei Gastwirtschaften, eine davon mit einem großen Saal, in der alle möglichen Veranstaltungen stattfinden konnten, so vor allem Tanzfeste, sogar Theater und Kino, aber auch Versammlungen und auch für die Jugend Zusammenkünfte, Volkstanzproben und Tischtennispiel.

Frau Ohrt, die Bäuerin, war ausgesprochen freundlich. Wir aßen zusammen mit der Familie mit Magd und Knechten in der großen Küche. Zum Wohnen, eigentlich nur zum Schlafen überließ sie uns das Elternschlafzimmer, weil ihr Mann noch nicht heimgekehrt war. Statt zwei mussten nun fünf in dem Ehebett schlafen, vier nebeneinander, die kleine Gitti quer am Fußende. Gleichwohl: Es war schön dort. Die Ohrts hatten ebenfalls vier Kinder, die im Alter genau zu uns passten. Wir freundeten uns schnell an, und bei mir hat diese Freundschaft bis heute angehalten. Als bald war Bauer Ohrt wieder da, und unser Zimmer wurde wieder von den Eheleuten benötigt. Wir mussten also noch einmal umziehen, was für uns, besonders für mich, keine Verschlechterung war. Wir wohnten nun - nicht weit von Ohrts entfernt - für die nächsten zehn Jahre in der Volksschule, genau im Zentrum des großflächigen Dorfes. Der Schulweg war nun noch kürzer: Nur die Treppe runter und man war in der Klasse. Das änderte sich allerdings später, als ich die Herderschule in Rendsburg besuchte. Dann waren es sechs Kilometer mit den

Fahrrad bis Legan, 15 Km mit der Kleinbahn bis Rendsburg und dort weitere 1½ Km zu Fuß bis zum Gymnasium.

Das Wohnen in der Schule hatte Vorteile. Dort hatte ich ganz nah einen Lehrer, der irgendwie Ersatz für meinen vermissten Vater wurde und der mich ein wenig förderte. Im übrigen war dort auch außerhalb des eigentlichen Unterrichts immer was los. Kinder und Jugendliche trafen sich meistens auf dem Schulhof: So gab es zum Beispiel große Schnitzeljagden, es wurde Völkerball gespielt oder man quatschte miteinander. Die Einwohnerzahl des Dorfes hatte sich auf über tausend verdoppelt. Was aber nicht zu einem sonst vielfach beobachteten Flüchtlingsproblem führte. Die Kinder machten keine Unterschiede zwischen Einheimischen und Flüchtlingen, und bei den Erwachsenen war es ebenso. Irgendwie wachte Nienborstel durch den Zuzug der Flüchtlinge auf - wie aus einem Dornröschenschlaf. Erstaunlich war es schon, dass die unterschiedlichen Landsleute aus Schleswig-Holstein, aus Ost- und Westpreußen, aus Pommern und Schlesien gut miteinander auskamen. Auch dass wir katholisch waren, machte nichts. Man fragte zwar nach und wunderte sich wohl auch über unsere katholischen oder sonstigen ostpreußischen Eigenheiten. Doch fühlte ich mich nie ausgegrenzt oder sonst wie benachteiligt.

1955 kam meine Familie im Rahmen des damaligen Umsiedlungsprogramms nach Nordrhein-Westfalen. Ich wäre gern in Holstein geblieben. Und insofern bedeutete der Umzug für mich wieder der Verlust einer gerade neu gewonnenen Heimat. Es war aber keine Flucht. Vielmehr fanden meine Geschwister in Holstein keine Ausbildungs- und Arbeitsplätze. Die Umstellung in Wuppertal fiel mir nicht leicht; noch lange sehnte ich mich nach Nienborstel und Rendsburg zurück.

Aber das ist eine andere Geschichte.

Nachtrag

Immer schon wollte ich meine erste Heimat wiedersehen und meiner Frau zeigen. Im Sommer 1989 war es dann so weit: Je eine Woche Urlaub in Danzig und in Masuren, der traumhaften Seelandschaft in der Nähe von Suleyken. Von Danzig aus fuhren wir in Begleitung eines Dolmetschers nach Wormditt, dem heutigen Orneta, auf dem Hinweg über Marienburg und auf dem Rückweg, über Frauenburg am Frischen Haff möglichst nah an unserem Fluchtweg folgend. Wormditt war anders als die meisten Städte Ostpreußens im Krieg fast unzerstört geblieben. Manche Gebäude, Straßen und Orte erkannte ich wieder, so die wuchtige katholische Backsteinkirche, meine Schule, in die ich fast fünf Monate lang gern gegangen war, den Kindergarten, das Krankenhaus, und die Drewenz, einen kleinen romantischen Fluss, an dem wir zunächst gewohnt hatten und in dem ich als Vierjähriger beinah ertrunken wäre. Da war der große Marktplatz mit den Laubengängen und dem Rathaus, und ich stand wieder an der Bushaltestelle, von wo aus ich als Fünfjähriger an einem frühen Morgen ganz allein eine ausgedehnte Busfahrt aufs Land unternommen hatte, was eine lange Suche bis zum späten Nachmittag ausgelöst hatte. Und wir fuhren schließlich zum Bahnhof vor der Stadt und nahmen denselben Weg, auf dem wir am Vormittag des 22. Januar 1945 - damals zu Fuß - unsere Flucht begonnen hatten.

Vom Marktplatz aus fand ich auch leicht das Haus, in dem wir zuletzt gewohnt hatten. Es war schon ergreifend, in das Haus zu gehen, die Treppe hinaufzusteigen und die alte Wohnung zu betreten. Erstaunlich viel erkannte ich wieder: die Diele, die Abstellkammer, die Küche sowie die Wohn-, Schlaf- und Kinderzimmer. Erstaunlich war, dass sich manches nicht verändert hatte; so gab es immer noch den Herd und den Kachelofen. Aber alles war in meiner Erinnerung viel größer. Herzlich wurden wir von dem jetzt dort wohnenden Ehepaar aufgenommen. Sie stammten aus dem von Stalin annektierten östlichen Teil Polens und waren ihrerseits aus ihrer Heimat vertrieben worden. Gegenseitige Sympathie stellte sich schnell ein. Diese freundschaftliche Beziehung hielt

noch viele Jahre und endete nur deshalb, weil ich später keinen Übersetzer für unseren Briefwechsel finden konnte. Einmal noch war unsere Tochter dort zu Besuch und wurde mit gleicher Herzlichkeit aufgenommen.

Übrigens hat deren Sohn wie ich Jura studiert und ist in Elblag (früher Elbing) Staatsanwalt geworden. Was wäre wohl aus mir geworden, wenn es den Krieg und die Flucht nicht gegeben hätte. Ich stelle mir vor: Ich hätte in Königsberg Jura studiert und wäre Richter am Amtsgericht Wormditt geworden. Es wäre ein beschauliches Leben gewesen, in einem heiteren geruhsamen Ostpreußen, fernab der großen weiten Welt inmitten einer großen Familie mit den vielen Onkeln und Tanten, Cousins und Cousinen und so weiter und so weiter. Irgendwie schön, einen solchen Traum zu träumen.

Meine Kindheitserinnerungen gehen auch nach Holstein, zurück zu zehn prägenden Jahren meiner Kindheit, wo sich ein neues Heimatgefühl entwickelte, in einer Landschaft, die ein wenig an Ostpreußen erinnerte und doch ganz anders war. Das Bauerndorf Nienborstel liegt weit auseinandergezogen inmitten von Wiesen und Feldern mit Knicks (Hecken) und vielen Teichen, angrenzend an ein ausgedehntes Moor und ein noch größeres Waldgebiet, das Haaler Gehege. Ich erinnere mich an eine Fülle von Erlebnissen, die Spiele mit den vielen Kindern, an Einheimische und Flüchtlinge. Freundschaften wurden geschlossen und manche dauern bis heute an. Immer wieder habe ich Nienborstel besucht, das sich in den vergangenen fünfzig Jahren in mancher Hinsicht sehr verändert hat. Viele sind weggezogen, auch Einheimische. Die Gaststätten gibt es nicht mehr, keinen Bäcker und keinen Lebensmittelladen. Nur wenige neue Häuser sind hinzu gekommen. Das alte Volksschulhaus steht noch; doch nun gibt es dort einen Kindergarten und eine zentrale Tagesstätte für Behinderte. Es ist stiller geworden. Die meisten traditionellen Feste werden nicht mehr gefeiert, das gesellige Miteinander ist deutlich zurückgegangen. Das Nienborstel meiner Kindheit gibt es nicht mehr.

Im vergangenen Jahr (Juni 2011) war ich wieder dort, dieses Mal mit dem Fahrrad, mit dem ich die früheren Wege, besonders auch meinen weiten Schulweg nach Rendsburg nachgefahren bin. Erstaunlich: welche weite Wege wir damals mit dem Rad oder zu Fuß (oft barfuß) zurückgelegt haben. Noch immer treffe ich alte Freunde aus der Volksschulzeit und noch mehr meine Mitschüler der Rendsburger Herderschule, die sich bis heute regelmäßig in Rendsburg oder anderswo treffen. Dann reden wir viel über Vergangenes, aber auch über das Heute. Und fast ist es so, als wäre man noch gestern erst zusammen gewesen. Und wieder wird deutlich: Da gibt es keinen Unterschied zwischen uns, dem Flüchtling und dem Einheimischen. Damals mag das noch ein wenig Bedeutung gehabt haben; heute ist das völlig bedeutungslos.

Aber das ist - wie ich schon sagte - eine andere Geschichte.

Dr. Gerhard Hohmann, Durbuscher Str. 10, 53797 Lohmar.
geb. 26.12.1938 in Wormditt

Der Krieg, sein Ende und was dann?

Heinz Pfeiffer

Fortsetzung seines Berichts im vorigen Heimatbrief

Die Freude war groß, bei uns über das glückliche Ende unserer Flucht und bei meinen Großeltern und meiner Tante, bei denen mein jüngerer Bruder Manfred schon seit Oktober 1944 lebte, über unsere körperlich unversehrte Ankunft.

Es war inzwischen Ende Februar und in Berlin häuften sich die Fliegerangriffe, am Tage durch amerikanische Bomber und nachts durch englische. Bald erfolgten die englischen Angriffe fast jede Nacht. Im Radio gab es „Luftlagemeldungen“, nach denen man sich richten konnte, um die rechte Zeit zum Gang in den Luftschutzkeller festzustellen.

Meist verliefen die Angriffe für Schöneiche glimpflich, es wurden nachts fast immer unterschiedliche Stadtteile von Berlin angegriffen. Aber einer der selteneren Tagesangriffe der amerikanischen Bomber traf auch Schöneiche. Er galt wohl dem vermuteten Angriffsweg der Roten Armee entlang der Straße Berlin – Frankfurt/Oder.

Nach dem Ende des Angriffs gingen meine Mutter, meine Tante und ich eine Runde durch die nähere Umgebung um festzustellen, ob und wo Einschläge stattgefunden hatten. Ein Wohnhaus hatte einen Volltreffer erhalten und war vollständig verschwunden, ein großer Krater im Garten war übrig geblieben!

Als wir so etwa zwei Wochen in Schöneiche waren, erhielt ich, damals 15 Jahre und 5 Monate alt, eine Vorladung zur Musterung. Das war eine ärztliche Untersuchung, zu der normalerweise die Jahrgänge aufgefordert wurden, die zur Einberufung zum Wehrdienst an der Reihe waren, um festzustellen, ob ihr Gesundheitszustand eine Einberufung zuließ.

Da ich damals für mein Alter ziemlich klein und nicht sehr kräftig war, lautete das Ergebnis der Ärzte: „Für 6 Monate zurückgestellt“. Das bedeutete, erst in 6 Monaten hätte ich erneut zur Musterung kommen müssen. Da es aber die Zeit des „totalen Krieges“ war, befanden sich im Nachbarraum des Untersuchungszimmers HJ-Führer, die alle „Zurückgestellten“ registrierten. Den Zweck dieser zusätzlichen Registrierung erfuhr ich wenige Tage später. Ich erhielt eine Einberufung, nicht zum Wehrdienst, sondern zur Ausbildung in einem WE-Lager (= Wehertüchtigungslager). Ich wurde aufgefordert, mich am 03. April 1945 (Dienstag nach Ostern) auf dem Bahnsteig des Bahnhofs von Jüterbog, einer kleinen Stadt südlich von Berlin, einzufinden.

Meine Mutter begleitete mich bis nach Berlin zum Anhalter Bahnhof, von dem die Züge in Richtung Süden abfuhr. Der Zug fuhr über Zossen nach Jüterbog – eine Strecke, die uns wenige Monate später als Weg zu „Hamsterfahrten“ gut bekannt werden sollte.

In Jüterbog angekommen, traf ich beim Aussteigen auf dem

Bahnsteig eine ganze Reihe Jugendlicher in meinem Alter, die sich dort um einen HJ-Führer versammelten, der aus einer Liste Namen aufrief, die Namen derjenigen, die sich zum Antritt für das WE-Lager einfinden sollten. Hierbei stellte ich fest, dass ein großer Teil der Einberufenen nicht erschienen war. Ich machte mir Vorwürfe, dass ich gefahren war, aber wer konnte schon ahnen, dass die Zeit bis zum Ende des Krieges so kurz sein würde.

Nachdem alle Angekommenen registriert waren, hieß es: Antreten und Abmarsch. Der Marsch ging in einen Ortsteil von Jüterbog mit Namen „Altes Lager“, in dem eine Reihe von Kasernen und Truppenübungsplätzen lag, darunter auch das WE-Lager, das in Holzbaracken untergebracht war.

Wir wurden also auf die einzelnen Zimmer in einer der Baracken verteilt, jeder erhielt ein Bett und einen Schrank zugewiesen. An „Uniformen“ gab es für jeden eine schwarze Winterjacke, wie sie bei der HJ im Winter getragen wurden. Ansonsten mussten wir unsere eigenen „Klamotten“ tragen, die wir mitgebracht hatten.

Die Ausbildung erfolgte durch Soldaten, die wegen ihrer Verwundungen an der Front nicht mehr einsatzfähig waren. Der Lagerleiter war ein „höherer“ HJ-Führer, den genauen Rang weiß ich heute nicht mehr. Die Ausbildung bestand in der Hauptsache im Schießunterricht an Karabinern und an der Panzerfaust. Allerdings gab es Karabiner nur für die Ausbilder, fast jeder hatte ein anderes Modell (italienische, russische usw.). Die deutschen Karabiner wurden an der Front gebraucht. Auch die Munition für die Modelle war unterschiedlich, so dass die tatsächliche Ausbildung fast nur an der Panzerfaust erfolgte.

Panzerfäuste waren genügend vorhanden, eine Baracke war voll davon. Die Schießausbildung daran erforderte viel Platz, da beim Abschuss aus dem nach hinten offenen Rohr ein Feuerstrahl herausschoss und deshalb niemand in der Nähe stehen durfte. Da ich mich nicht gern vordrängte, gelang es mir meist, ohne einen Schuss abzugeben aus der Schießübung herauszukommen, zumal die einzelnen Übungen nicht allzu lange dauerten, weil sie bei feindlicher Flugtätigkeit abgebrochen wurden.

Und die Flugzeuge der RAF flogen oft tagsüber, so dass am frühen Vormittag „Voralarm“ gegeben wurde, der erst gegen Abend aufgehoben wurde. Man musste also stets mit Angriffen aus der Luft rechnen. Bei einem solchen Angriff schlug eine Bombe dicht neben der Baracke ein, in der die Panzerfäuste lagerten. Hätte sie getroffen, wäre von dem Lager nicht mehr viel übrig geblieben.

Oft gab es auch nach Einbruch der Dunkelheit Fliegeralarm, wir mussten dann aus den Baracken in ein nahegelegenes Wäldchen wechseln. Dort konnten wir z.B. gut beobachten, wenn Bombenangriffe auf Berlin geflogen wurden. Auch den Angriff auf Potsdam im April 1945 haben wir so aus der Ferne miterlebt: Der ganze Nachthimmel war hell erleuchtet. Wenige Tage später erlebte ich Potsdam auch aus der Nähe: Ich lief durch die Trümmer der Straße zum S-Bahnhof.

Zunächst aber mussten wir noch einige Tage Lagerdienst verbringen. Am 20. April (das Datum war damals jedem bekannt, es war „Führers Geburtstag“) war nach Dienstende ein „Appell“ angesetzt worden, bei dem der Lagerführer eine Lobrede auf den „Führer“ halten wollte. Die Rede hatte gerade begonnen, als aus Richtung Jüterbog ein Kradmelder heranbrauste, der eine wichtige Meldung überbrachte: Die Rote Armee war südöstlich von Berlin in Richtung Westen durchgebrochen und bewegte sich auf Jüterbog zu.

Der Appell wurde beendet und der Befehl erteilt, die um das Lager herum ausgehobenen Schützengräben zu besetzen. Dazu wurden Panzerfäuste ausgegeben, mit denen die Lagerinsassen die Panzer der Roten Armee erwarten sollten.

Zum Glück für uns wurden wir bereits nach etwa einer Stunde in den Gräben durch den RAD (Reichsarbeitsdienst) abgelöst, der ebenfalls im „Alten Lager“ stationiert war. Die „RAD-Männer“ waren vom Geburtsjahrgang 1928, also ein Jahr älter als wir. Aber sie waren wenigstens mit Karabinern bewaffnet.

Wir erhielten den Befehl, „feldmarschmäßig“ anzutreten und mit Panzerfäusten bewaffnet aus dem Lager in Richtung Wald abzu-

marschieren. Wohin der Marsch gehen sollte, erfuhren wir unterwegs während einer Marschpause. Wir marschierten nach Nordwesten in Richtung Beelitz – Potsdam Brandenburg. Der Marschkolonne folgten einige Pferdewagen mit Proviant und mit Panzerfäusten. Manche ganz eifrigen Kameraden hatten sich beim Abmarsch zwei Panzerfäuste mitgenommen, auf jede Schulter eine. Aber bereits nach der ersten Marschpause hatte keiner mehr als eine Panzerfaust, Die überzähligen wurden im Wald „vergessen“. Bei der zweiten Pause durften alle die Panzerfäuste auf die mitfahrenden Wagen laden.

So ging der Marsch durch die Wälder die ganze Nacht hindurch, mit mehreren Pausen. Am Morgen waren wir bis Beelitz gekommen, etwa 20 bis 30 km. Der Ort war in den Außenbezirken menschenleer. Die Bewohner waren offenbar fast alle auf der Flucht vor den Russen. In einer Straße am Waldrand lagen mehrere Wohnhäuser in Gärten, deren Bewohner auch nicht mehr da waren. Daher wurden uns die einzelnen Häuser als Unterkunft für diesen Tag (es war also der 21. April) zugeteilt. Wir durften wegtreten uns unsere Quartiere aufsuchen, wo wir bis zum frühen Abend schlafen sollten. Dann war, ich glaube für 18.00 Uhr, Antreten angesetzt. Der Marsch sollte am Abend dann weitergehen.

Nachdem wir bis zum frühen Nachmittag geschlafen hatten, erkundeten wir neugierig die Umgebung, in der wir gelandet waren. Unser „Tross“, die Pferdewagen mit dem Proviant und den Panzerfäusten waren auf dem Schulhof des Ortes abgestellt worden. Sie wurden bewacht von zwei unserer Kameraden.

Inzwischen hatte ich mit zwei weiteren Kameraden die weitere Umgebung durchforscht. Dabei waren wir auf eine Brücke über die Autobahn gestoßen, und stellten fest, dass auf der Autobahn in Richtung Potsdam reger Verkehr herrschte. Ohne große Worte und Überlegungen beschlossen wir, zu versuchen, in Richtung „Heimat“ zu kommen. Wir beschafften uns Proviant, indem zwei von uns auf dem Schulhof sich mit den Bewachern der Wagen mit Brot unterhielten, während der dritte die Plane des Wagens anhob und für jeden ein Brot herausholte, die er unter seiner „Windjacke“ versteckte.

Dann verschwanden wir schnell in Richtung Autobahn. Dort standen viele „Anhalter“, wohl meist Bewohner, die auf der Flucht waren. Der Autoverkehr bestand hauptsächlich aus LKWs, von denen ab und zu einer anhielt und einige Anhalter mitnahm. So kamen meine beiden Kameraden auf je einem LKW unter, während bei mir ein PKW (Mercedes) hielt, um mich mitzunehmen. Der Fahrer, ein Soldat, sagte mir, er müsse den Wagen zur Reparatur bringen. Da eine Achse gebrochen war, konnte ich nicht im Auto sitzen, sondern musste auf dem linken vorderen Kotflügel, der Abdeckung des Reserverades liegend, mich festhalten, was wegen der langsamen Fahrt des Autos gut möglich war.

An der Ausfahrt nach Potsdam stieg ich dann ab und ging zu Fuß weiter in die Stadt hinein. Hier erlebte ich die Zerstörungen durch den vor einigen Tagen erfolgten Luftangriff. Die Straße war provisorisch vom Schutt geräumt, man konnte in der Straßenmitte einigermaßen gehen. Die Straße führte zum S-Bahnhof Potsdam, der Endstation einer S-Bahn-Linie. Sie war menschenleer, es war inzwischen dunkel geworden. Kurz vor dem Bahnhof begegneten mir zwei „Kettenhunde“, heute nennt man sie Militärpolizei. Jetzt schien alles aus zu sein, aber der Herrgott hielt seine Hand über mir. Der eine Polizist verlangte meinen Ausweis und ich zeigte ihn vor. Es war ein provisorischer Ausweis, auf normalem Papier mit Schreibmaschine geschrieben. Darauf stand die Einheit, WE-Lager Jüterbog mit Zusatz „Volkssturm, 3. Aufgebot“. Die Frage nach dem Wohin beantwortete ich wahrheitsgemäß „zum Bahnhof“. Er gab mir den Ausweis mit einer Handbewegung zurück, die etwa bedeutete „Hau ab“. Ob er noch etwas sagte, weiß ich nicht mehr. Ich setzte meinen Weg fort und erreichte den Bahnhof, in dem ein S-Bahn-Zug stand.

Dass ich damals um Haaresbreite dem Tod entgangen bin, habe ich mir erst später überlegt. Denn man sah doch immer wieder an Bäumen hängende Soldaten. Aber wieder einmal erfuhr ich die Güte des Herrn, wie schon vorher während der Flucht und oftmals noch bis heute.

In dem S-Bahn-Zug traf ich meine beiden Kameraden wieder, mit denen ich zusammen die „Heimreise“ angetreten hatte. Auch sa-

ßen einzelne „Pärchen“, Soldaten mit „Bräuten“ in dem S-Bahnzug, die in die Innenstadt von Berlin fahren wollten. Nach einiger Zeit setzte sich der Zug in Bewegung. Kurz vor der Station „Westkreuz“ stoppte er und hielt für einige Zeit an, weil Fliegeralarm war. Nach dem Ende des Alarms gab es „Entwarnung“ und der Zug fuhr weiter. Leider endete er aber im Bahnhof „Friedrichstraße“, da in der Innenstadt Gleisanlagen beschädigt waren.

Inzwischen war es schon Mitternacht geworden und die S-Bahn stellte den Zugverkehr für einige Stunden ein. Im unteren Bahnsteig an der Nord-Süd-Strecke, die unterirdisch verlief, waren zwei Züge eingefahren, die bis zum Beginn des Fahrbetriebes am nächsten Morgen stehen blieben und den Wartenden die Möglichkeit eines kurzen Schlafes auf einer der Holzbänke boten. Davon machten auch wir Gebrauch, denn an ein Weiterkommen in der Nacht war nicht zu denken.

Am Morgen des nächsten Tages, es war der 22. April 1945, ein Sonntag, wurden die Schläfer von Bahnbeamten geweckt, da die Züge den Verkehr wieder aufnahmen. So trennten wir uns von einem unserer Kameraden, der mit der Bahn in Richtung Norden fuhr, wo seine Heimat war. Wir beiden anderen erfuhren auf dem oberen Bahnsteig, dass in Richtung Osten, also zu den Stationen Börse, Alexanderplatz und weiter kein Verkehr möglich war. Ob vom Alexanderplatz aus oder weiter östlich noch Bahnverkehr möglich ist, konnte man uns nicht sagen.

So machten wir uns auf den Weg, zu Fuß zu versuchen, weiterzukommen. Vom Bahnhof Friedrichstraße aus marschierten wir über die Straße Unter den Linden, am Lustgarten und Dom vorbei bis zum S-Bahnhof Alexanderplatz. Auf dem Weg hörten wir die ersten Granaten einschlagen, der Beschuss der Innenstadt durch russische Artillerie hatte begonnen.

Als wir feststellen mussten, dass auch vom Alexanderplatz aus keine Züge mehr in Richtung Osten fuhren, suchten wir dort nach einer vorläufigen Bleibe. Die fanden wir in dem Hochbunker direkt neben dem S-Bahnhof Alexanderplatz. In diesem Bunker saßen und lagen hunderte von Menschen, die gesamte Zivilbe-

völkerung, die in der Gegend wohnte, war in den Bunker gezogen. Denn in Berlin war damals schon täglich Fliegeralarm gewesen, so dass man nie vor einem plötzlichen Bombenabwurf sicher sein konnte. Jetzt aber, wo die russische Artillerie schon in die Innenstadt schoss, waren keine Fliegerangriffe mehr zu befürchten. Deshalb sahen wir uns in der näheren Umgebung etwas um, fanden aber fast nur Trümmer. Vor dem Bunker hielt ein Kübelwagen der Wehrmacht. Die darin sitzenden Soldaten waren guten Mutes und verkündeten: Die Armee Wenk sei im Anmarsch, um Berlin zu verteidigen. Was daraus wurde, erlebten wir in den folgenden Tagen.

Die Nacht zum 23. April, einem Montag, verbrachten wir dann in dem Bunker, wo wir uns wenigstens etwas ausruhen konnten. Als wir dann aber am nächsten Morgen feststellten, dass begonnen wurde, die vorbereiteten Panzersperren in den Straßen zu schließen, beschlossen wir, unseren Heimweg fortzusetzen. Mein Kamerad ging in Richtung Nordost und ich nach Südost in Richtung Köpenick, Friedrichshagen mit dem Ziel Schöneiche.

Sobald ich etwas aus dem Zentrum Berlins heraus war, wurden die Straßen immer leerer. Zivilisten waren kaum noch zu sehen, ab und zu kam mir ein Soldat entgegen, der wohl von der Front kam und sicherlich staunte, dass ihm ein 15jähriger Junge ohne Gepäck entgegen kam und in Richtung Front marschierte. Natürlich war mein eigentliches Ziel nicht die Front, sondern die Mama mit den Angehörigen in Schöneiche. Aber dieser Weg führte eben in dieselbe Richtung.

Nach einigen Stunden führte die Straße durch eine dichtere Bebauung. Es war auch eine Ansammlung von Einfamilienhäusern zu sehen. Ich denke, es muss wohl Niederschöneweide gewesen sein. Dort an einer Straßenecke sah ich 4 oder 5 ältere Männer stehen, die etwas besprachen. Es stellte sich heraus, es war der örtliche Volkssturm, der gerade beschloss, sich aufzulösen und nach Hause zu gehen.

Ich wäre an dieser Gruppe vorbeigegangen, wenn nicht einer der Männer mich angesprochen und gefragt hätte, wo ich denn hin

wolle. Als ich ihm mein Ziel genannt hatte, sagte er zu mir: „Da kommst Du aber nicht weiter, die Front verläuft einige Kilometer von hier. Bleib ein paar Tage hier, ich nehme Dich mit zu meiner Familie.“

Ich willigte ein, denn ich sah ein, dass er recht hatte. Das war auch so eine Begegnung, der ich wahrscheinlich mein Leben verdanke, denn was wäre wohl passiert, wenn ich weiter gegangen und in die Kampffront geraten wäre?

So aber brachte mich der gute Mann zu seiner Familie, die aus seiner Frau und mehreren weiblichen Personen bestand, ich denke Mutter und Töchter, genau weiß ich es nicht, habe auch damals nicht danach geforscht. Ich weiß nur noch genau, dass alle sich im Keller des Hauses aufhielten, wohl schon einige Tage lang. Sie hatten sich dort schon „häuslich eingerichtet“.

Ich wurde sehr freundlich aufgenommen, obwohl mich doch keiner kannte. Aber so waren die Menschen damals in der Not und Gefahr. Mir wurde ein Platz auf einem Liegestuhl zugewiesen. Meinen Ausweis verbrannte die Frau, damit die Russen mich nicht als Soldat ansehen sollten, denn dass es nur noch Tage, vielleicht nur noch Stunden dauern würde, bis die Russen da sind, war inzwischen allen klar.

Während ich mich also mit der Familie bekannt machte, ging der Vater vor das Haus und erkundete die Lage. Der Gefechtslärm kam allmählich näher und unser „Beobachter“ brachte die Meldung: „Die deutsche Flak (Flugabwehrkanonen), die am nahegelegenen S-Bahnhof Schöneweide stationiert war und zu der auch einige Flakhelferinnen (Mädchen, die als Helferinnen für die Geschützbedienung eingesetzt wurden) gehörten, zieht in Richtung Innenstadt ab.“ Damit war klar, dass es nicht mehr lange dauern konnte, bis die Front über uns hinweg war.

Schon in der kommenden Nacht war es soweit: Der Geschützdonner verstummte und es trat eine ungewohnte Stille ein. Nach einiger Zeit hörten wir Tritte von Stiefeln, die sich dem Keller näherten. Und dann stand er da: der erste Russe. Er leuchtete mit einer Taschenlampe durch die Räume, in die Gesichter und sag-

te: „Deutsche Soldat nix?“ Als sich niemand als Soldat meldete, fragte er: „Uri, Uri?“ und zeigte auf seinen erhobenen linken Arm, an dem mehrere Armbanduhren nebeneinander befestigt waren. Als keiner eine Uhr vorweisen konnte, nahm der Genosse einen Stadtplan aus einem Regal an sich, steckte ihn ein und verschwand so leise wie er gekommen war. Das war meine erste Begegnung mit einem Rotarmisten. Der Rest der Nacht verlief vollkommen ruhig.

Erst am kommenden Morgen meldete unser Späher, dass auf der Straße russische Soldaten auftauchten, die offensichtlich betrunken waren. Auch ein Offizier auf einem Pferd ritt durch die Gegend und schoss um sich, ebenfalls nicht mehr nüchtern.

Der Grund für die „Feierlaune“ der Rotarmisten war offenbar ein Lebensmittelladen in der Straße, dessen Besitzerin im Keller größere Mengen alkoholischer Getränke gelagert hatte, weil nach Luftangriffen oft Sonderzuteilungen von Alkohol an die Bevölkerung verteilt worden waren. In diesem Keller unter dem Geschäft hatte in der Nacht wohl ein größeres Saufgelage stattgefunden, dessen Ergebnis insbesondere die Frauen zu spüren bekamen, deren die neuen Herren habhaft werden konnten.

Für uns hieß die Konsequenz aus der neuen Lage: Alle Frauen auf den Dachboden. Die einstöckigen Häuser der Siedlung hatten einen Dachboden, der nur über eine angelegte Leiter betreten werden konnte.

Diese Leiter hing im Flur und wurde im Bedarfsfall an eine Luke in der Decke angelegt, die durch eine Klappe verschlossen war. Diese Konstruktion war in der Gegend üblich, auch im Haus meiner Großeltern in Schöneiche gab es sie. Und wie sich später herausstellte, hatten die Russen so etwas offenbar nicht gekannt und daher auch nicht erwartet.

Also kletterten alle Frauen aus dem Haus, ob jung oder alt, über die Leiter auf den Dachboden. Und als Bewacher wurde ich aus-ersehen. So begab auch ich mich auf den Dachboden und als alle oben waren, zogen wir die Leiter hoch und legten sie über die Luke, die der Hausherr von unten schloss. Oben richteten wir

uns so gut es ging ein. Ich nahm einen Platz in der Nähe der Dachluke ein und beobachtete durch die Luke die Vorgänge auf der Straße, während die Frauen sich auf dem Boden niederließen.

Zum Glück blieb es die meiste Zeit ruhig, was die direkte Begegnung mit der Roten Armee anging. Die Kampftruppen waren weitergezogen, aber Granatwerfer, sogenannte Stalinorgeln, schossen mit einem fürchterlichen Geheul über uns hinweg in Richtung Innenstadt. Schon bald aber spürten wir die zweite Welle der Front: die Nachhut hatte unsere Gegend erreicht. Wir bekamen öfter Besuch von Russen, die nach Frauen suchten. Aber glücklicherweise ging unsere Hoffnung in Erfüllung: Die Russen ahnten nicht, dass unter dem Dach Menschen waren. Sie kamen ins Haus, in dem der Hausherr allein anwesend war, und durchsuchten alle Räume. Als sie nirgends ein weibliches Wesen fanden, zogen sie wieder ab.

So vergingen einige Tage ohne besondere Ereignisse. Der Hausherr wagte sich allmählich auch wieder auf die Straße und erkundete die Lage. So brachte er bald die Nachricht nach Hause, dass deutsche Zivilisten auf der Straße eine weiße Armbinde tragen müssten.

Nachdem die Lage sich inzwischen etwas beruhigt zu haben schien, konnte ich auch daran denken, meinen Weg nach Schöneiche fortzusetzen. Also erhielt ich von meinen Gastgebern eine weiße Armbinde und eine Beschreibung der Richtung auf den Weg, die ich einschlagen sollte, um zunächst nach Köpenick zu kommen.

Also machte ich mich auf den Weg und es ging alles gut. Ich wurde nicht angehalten und konnte so meinen Weg fortsetzen, bis ich an die Spree kam. Die Straße führte über eine Brücke in Richtung Köpenicker Schloss. Über diese Brücke rollte ständig Verkehr, und zwar natürlich nur Fahrzeuge der Roten Armee. Meist waren es LKWs mit einer schräg nach vorn zu laufenden Motorhaube und einem weißen Stern auf den Türen. Es waren eindeutig Lastwagen amerikanischer Herkunft, die ich künftig

noch häufig zu sehen bekommen sollte. Hier über diese Brücke gab es aber für Deutsche kein Überkommen. Militärpolizei dirigierte den Verkehr, für Fußgänger war kein Platz.

Als ich unschlüssig die Lage beobachtete, sah ich, dass in der Nähe der Brücke am Ufer ein Boot festmachte, auf dem sich Zivilisten befanden. Ich ging näher und stellte fest, dass hier ein Anwohner einen Fährbetrieb für Zivilisten eingerichtet hatte. Es wurde jeder mitgenommen, der über die Spree ans andere Ufer wollte und nicht über die Brücke gehen konnte. So stieg ich dann also auch in das Boot und kam so ans andere Ufer, wo ich meinen Weg fortsetzen konnte. Es war nun nicht mehr weit bis Friedrichshagen, wo ich mich früher schon einigermaßen auskannte.

Vom S-Bahnhof Friedrichshagen aus geht die Schöneicher Straße, eine ziemlich befahrenen Straße, die ich wegen der vielen Russen-LKWs lieber meiden wollte. So versuchte ich mein Glück auf der anderen Seite der S-Bahnstrecke in Richtung Rahnsdorf auf dem Fürstenwalder Damm. Wo die Straße die Bahnstrecke verlässt, überquerte ich die Schienen und ging weiter auf Waldwegen in Richtung Schöneiche. Unterwegs hatte ich noch eine Begegnung mit zwei russischen Soldaten, die mich aber unbehelligt weitergehen ließen. So erreichte ich Schöneiche an der Friedrichshagener Straße, wo ich neben den Straßenbahnschienen bis zum Königspark ging, der heute Goethepark heißt. Von dort ging der Weg über die Akazienstraße zur Parkstraße, der Wohnung meiner Großeltern. An der Ecke Akazienstraße/Parkstraße angekommen, erlebte ich eine Überraschung: Die Parkstraße war von der Akazienstraße bis zur Hubertusstraße durch Schlagbäume abgesperrt. Und an der Ecke, genau vor dem Haus meiner Großeltern stand ein russischer Posten, der mir zurief: „Su da, su da, su da“, das sollte heißen, ich könnte in drei Richtungen gehen, aber nicht in die vierte, in die Parkstraße. Mein Versuch, ihm zu erklären, dass ich dort wohne, scheiterte an seinem „Nix hier, su da, su da, su da!“.

Wie ich später erfuhr, waren drei Tage zuvor mehrere Russen mit einigen deutschen Kommunisten, die sofort von den Russen als

Verwaltung eingesetzt worden waren, frühmorgens erschienen und hatten die Bewohner des Straßenstückes der Parkstraße zwischen Akazienstraße und Hubertusstraße aufgefordert, Ihre Sachen zu packen und die Häuser sofort zu verlassen. Niemand wusste, was los war. Man befürchtete, es würde nach Sibirien gehen, was sich aber zum Glück nicht bestätigte. Die Russen wollten die Häuser in dem Straßenstück als „Hauptquartier“ haben und hatten deshalb diese Aktion gestartet.

Da mit dem russischen Posten nicht zu verhandeln war, blieb mir nichts anderes übrig, als nach meinen Angehörigen zu suchen. Ich ging also die Akazienstraße weiter in Richtung Waldstraße. Schon im nächsten Haus in der Akazienstraße stand der Besitzer vor seiner Haustür. Ich kannte ihn durch unsere früheren Besuche bei meinen Großeltern und er kannte mich daher auch. Auf meine Frage, ob er etwas über den Verbleib meiner Angehörigen wisse, sagte er mir das von der Räumung der Häuser, über den Verbleib der Bewohner konnte er aber auch nichts sagen. Man ging in jenen Tagen ja möglichst nicht aus dem Haus und hatte daher auch kaum Kontakt mit Nachbarn.

So zog ich also weiter auf dieser Herbergssuche bis zur Waldstraße, dann rechts bis zur Ahornstraße. Warum ich gerade in die Ahornstraße einbog und die vorher liegende Hubertusstraße ausließ, weiß ich nicht. Es muss wohl höhere Fügung gewesen sein. Jedenfalls hörte ich aus einem der an der Straße liegenden Gärten Stimmen. Eine recht laute Stimme kam mir bekannt vor: Es war die eines Onkels aus Braunsberg, der inzwischen ebenfalls in Schöneiche bei meinen Großeltern angekommen war, weil er deren Adresse wusste.

Ich ging also der Stimme nach und fand alle meine Lieben einigermaßen wohlbehalten vor. Nur meine Großmutter lag im Bett, sie hat die Strapazen nicht lange überlebt. Alle waren nach dem Rauswurf aus ihrem Haus die Straße entlang gezogen, wo sie auf ein Ehepaar trafen, das auch in einem schönen Haus mit Garten wohnte, aber keine Angehörigen hatte und aus Angst vor den Russen zu einer befreundeten Familie gezogen war. Ihr eigenes Haus stand daher leer und sie waren froh, es meinen An-

gehörigen anbieten zu können.

Die Freude über meine unverhoffte Rückkehr war groß und so warteten wir sehnsüchtig darauf, dass die Russen das Haus meiner Großeltern wieder verließen. Mein Opa ging täglich in der Nähe seines Hauses die Lage beobachten, bis er eines Tages mit der Nachricht zurückkam, „die Russen sind weg“. Über Nacht war der Armeestab, der bei uns wohnte, abgezogen.

Sofort machten wir uns daran, das Haus wieder zu übernehmen, bevor umherziehende Plünderer, derer es damals sehr viele gab, von dem Abzug der Russen Wind bekamen. Wir staunten nicht schlecht: die Wohnung war aufgeräumt, es war nichts „geplündert“, auf dem Tisch im Esszimmer stand noch Geschirr von der letzten Mahlzeit. Der Abmarschbefehl muss also sehr plötzlich gekommen sein.

Nur im Keller sah es schlimm aus: Dort hatten meine Großeltern viele Sachen untergebracht, die in der Wohnung störten, so z.B. auch die Sachen, die meine Mutter seit Herbst 1944 hingeschickt hatte, z.B. Wäsche und Kleidung. Diese Sachen waren ordentlich durchwühlt worden, ein Teil war auch weg. Im Keller hatten wohl die „niederen Dienstgrade“ gehaust.

Trotz allem waren wir froh, dass alles so ausgegangen ist.

Das Ende des Krieges wurde uns durch Rotarmisten auf der Straße verkündet: „CHITLER tot, WOYNA kaputt“, auf deutsch: „Hitler tot, Krieg kaputt“.

Mit dem Ende des Krieges begann eine Zeit des Hungerns. Die Russen versuchten, in Berlin möglichst bald wieder einigermaßen normale Verhältnisse herzustellen. Sie wussten wohl schon bald, dass in Kürze die Amerikaner einen Teil der Stadt übernehmen würden und wollten deshalb mit nicht zu schlechten Verhältnissen auffallen. So wurde zum Beispiel auch die Versorgung mit Lebensmitteln in Angriff genommen. Es gab Lebensmittelkarten und auf diese Karten auch etwas zu kaufen.

Ganz anders war es im Umland. Schöneiche gehörte auch damals schon nicht zu Berlin, sondern zum Kreis Niederbarnim. Of-

fenbar war die von den Russen eingesetzte deutsche Verwaltung völlig überfordert. Es gab keine geregelte Versorgung mit Lebensmitteln. Von Zeit zu Zeit gab es Anschläge am „Schwarzen Brett“, die so aussahen: Morgen gibt es 100 g Brot pro Person. Sofort liefen alle Leute zu den wenigen Bäckern, die Brot backen durften, und in wenigen Stunden war alles ausverkauft. Solche Anschläge erschienen aber nicht etwa regelmäßig, sondern völlig unregelmäßig, nur gelegentlich. Andere Lebensmittel, wie Kartoffeln oder gar Fett, gab es wochenlang überhaupt nicht. Bald waren die Vorräte, die meine Oma gehortet hatte (z.B. Nudeln und Reis), durch die inzwischen auf 7 Personen angewachsene Familie aufgebraucht. Also musste „Nachschub“ beschafft werden.

Die einzige Möglichkeit dazu bestand darin, in die weitere Umgebung Berlins – aufs Land – zu fahren und dort bei Bauern zu versuchen, Nahrungsmittel zu „hamstern“. Für Geld bekam man nichts zu kaufen, es mussten schon „Naturalien“ sein.

Also beschloss meine Mutter, einen Teil der aus Braunsberg geretteten Sachen (Kleidung, Wäsche) zu opfern und dafür Lebensmittel einzutauschen.

Von meinem „Kriegseinsatz“ im WE-Lager her kannte ich die Gegend um Jüterbog etwas und wusste, dass es dort in der Gegend Bauernhöfe gab. Also machten wir uns auf, fuhren nach Berlin zum Anhalter Bahnhof und von dort mit einem der wenigen total überfüllten Züge (manchmal auf dem Trittbrett) in Richtung Luckenwalde, Jüterbog, Wittenberg, Bitterfeld. Für Kartoffeln waren die bevorzugten Dörfer Niedergörsdorf und Gölsdorf, beide in der Nähe von Jüterbog gelegen und Bahnstation. Solch eine Fahrt dauerte zwei Tage mit Übernachtung auf dem Bahnhof (Wartesaal) Niedergörsdorf, wo viele „Hamsterer“ anzutreffen waren.

Erst ganz allmählich normalisierte sich das Leben wieder, in Schöneiche wurde sogar im Herbst 1945 eine Oberschule eröffnet, die es bis dahin dort nicht gegeben hatte. Sie wurde von Lehrern (Studienräten) geführt, die in Schöneiche wohnten und

vorher wohl an Berliner Schulen unterrichtet hatten. Obwohl ich mich inzwischen an das Leben ohne Schule gewöhnt hatte, meldete mich meine Mutter an der neuen Schule an, die ich dann bis zu den Sommerferien 1947 besuchte. Durch Vermittlung des ermländischen Pfarrers Friedrich (der Pfarrer in Süßenberg und inzwischen in Schöneiche war) wurde ich dann im Sommer 1947 in das durch Bischof Kaller gegründete Realgymnasium für Heimatvertriebene in Königstein im Taunus aufgenommen, wo ich am 20. September 1948 das Abitur machte.

In Königstein durfte ich am Sarg von Bischof Kaller, der am 07. Juli 1947 plötzlich starb, die Totenwache halten und bei der Beerdigung des Bischofs dabei sein.



Requiem für Bischof Kaller in Königstein



Beisetzung von Bischof Kaller mit Kardinal Frings, Köln

Nicht vergessen!

In den vergangenen Wochen wurde immer wieder auf den Mauerbau vor 50 Jahren hingewiesen und der Toten, die an der Mauer ihr Leben verloren haben, gedacht. Auch an die Opfer des Nationalsozialismus wurde hingewiesen. Es muss unser Ziel sein, dass solche Verbrechen nicht wieder geschehen.

Aber wer gedenkt der Toten, die während der Besetzung der roten Armee in Deutschland nach dem Waffenstillstand nach dem 08.05. 1945 ihr Leben verloren haben. Im Juni 1945 kamen sowjetischen Soldaten nach Lichtenau Kreis Braunsberg Ostpreußen und suchten nach Arbeitskräften unter den zurückgekommenen Landsleuten. In der Kommandantur arbeitete eine Frau Petereit aus dem Raum Tilsit als Dolmetscherin. Erst nach mehrmaligen Versuchen hat sie 15 Arbeitskräfte aufgetrieben. Das

Versprechen war groß. Wir sollten Urlaub bekommen, gutes Essen war die Voraussetzung. Geregelte Arbeitszeit, und jeder sollte ein Fahrrad bekommen, um am Wochenende nach Hause fahren zu können.

In Lichtenau waren es u. a. Elfriede Thiel, Monika Haustein, Erna Tolksdorf, Elisabeth Hippler, Paul Ehlert, Leo Kramp, Bruno Poschmann, Alois Huhn aus Lotterbach, Annemarie Waldau aus Eschenau und eine Maria aus Paulen. Es sind die Namen, die ich noch im Gedächtnis habe. Insgesamt waren es 15 Jugendliche. Das jüngste Mädchen war 13 Jahre. Wir wurden mit Waffengewalt auf den LKW getrieben. Unsere Eltern protestierten, aber es half nichts, wir mussten auf den LKW. Die Stimmung war sehr traurig. Es war durchgesickert, dass es in ein Arbeitslager mit unbekanntem Ziel geht.

Auf dem LKW wurden wir von einem Posten mit einer Maschinenpistole bewacht, es war ein junges Kerlchen, das selbst große Angst hatte.

Die Fahrt verlief über Mehlsack in Richtung Braunsberg und wir landeten in Rodelshöfen. Vor dem Berg zum Gut war ein Gerüst aufgebaut mit roten Buchstaben GPU. Wir wussten es noch nicht, was uns bevor stand. Wir wurden in ein Gebäude eingewiesen, in dem die Fenster und Türen nicht zu verschließen gingen. Innentüren gab es keine.

Die ersten Tage verlief es eigentlich ganz ordentlich. Vernünftiges Essen, aber die Unterkunft und WC waren unbeschreiblich.

Nach etwa 8 Tagen war die vernünftige Zeit vorbei. Wir mussten abends auf dem Platz vor dem Gutshaus antreten. In der Zwischenzeit waren es etwa 500 Jugendliche. Um den Appellplatz standen Posten mit Gewehren,. Von einem Offizier wurde das Programm verlesen. Arbeitszeit von 6:00 bis 18:00 Uhr. Eine Stunde Mittagszeit. Wer aus dem Lager flieht, wird vor der Mannschaft erschossen, wenn er erwischt wird. Dies waren nur einige Punkte, die der Offizier verlas. Die Stimmung war zum Überlaufen.

Als Essen gab es ab jetzt 300 gr. Kommissbrot, zwei mal täglich eine Wassersuppe und abends und früh Tee zum Trinken. Als Toilette war eine Grube ausgehoben worden, die mit Balken abgedeckt war, dort musste jeder seine Notdurft erledigen.

Wir mussten täglich bei jedem Wetter die Gemüsepflanzen auf dem Feld von Rodelshöfen pflegen.

Nach sechs Wochen brach Hungertyphus aus. Ich war einer der Ersten, der diese Krankheit bekam, und ich wurde in das Lazarett nach Braunschweig im Landratssamt eingeliefert. Hohes Fieber und Durchfall war die Erscheinung dieser Seuche. Als Medikamente bekamen wir schwarzen Tee und geröstetes Weißbrot. Ein deutscher Arzt und deutsche Schwestern pflegten uns.

In den Betten waren Ratten und Mäuse zuhause. Es war grausam. Nach der Aussage der Schwestern sind in der Zeit Juni und Juli 1945 etwa 150 Jugendliche verstorben.

In den Lagern Rodelshöfen und Regitten waren etwa je 500 - 600 Jugendliche.

Nach drei Wochen der Behandlung wurde ich entlassen. Ich hatte großes Glück gehabt, 80 % der Kranken sind verstorben. Im Januar 1945 habe ich mich zu Hause gewogen und wog 140 Pfund. Nach der Entlassung aus dem Lazarett wog ich 87 Pfund und war total entkräftet. Ich war nicht in der Lage, zwei Treppenstufen alleine zu steigen, sondern musste mit allen Vieren hochklettern. Ich musste in das Lager nach Rodelshöfen zurück.



*Aus friedlicher Zeit in Lotterbach:
Familie Josef Widdermann mit
Tochter und Enkeln (um 1940)*

In der Zwischenzeit war in Rodelshöfen ein neuer Kommandant eingesetzt worden, er bemusterte mich und meinte ich solle nach Hause gehen, aber wie. Der Kommandant gab mir einen Passierschein und ich konnte gehen. Plötzlich sagte er noch, morgen fährt ein Pferdewagen nach Mehlsack, mit dem konnte ich mitfahren und sollte am nächsten Tag früh um 8 Uhr an der Kommandantur sein.

Über diese Geste war ich natürlich sehr überrascht, aber sehr glücklich. In Mehlsack übernachtete ich in einer Scheune in der Nähe vom Bahnhof, wo der Fahrer den Wagen einschließlich Pferd abgestellt hatte.

Am nächsten Tag, bei sehr schönem Sommerwetter machte ich mich auf den Weg nach Hause, es waren ja nur 13 km bis nach Lotterbach. Gegen Abend, die Sonne verschwand langsam am Horizont, war ich in Sonnwalde am Ende des Dorfes.

Ich war müde und legte mich an einem Baum an die Seite von der Straße. Vorbeifahrende Militärfahrzeuge nahmen kaum Notiz von mir.

Ich war schon eingeschlafen, plötzlich wurde ich von einer Frauenstimme geweckt: „Jungche was machst du hier, komm zu uns in das Haus und schlafe bei uns und nicht draußen.“

Es war das letzte Haus in Sonnwalde in Richtung Lichtenau an der Unken Seite. Die Frau mit zwei kleinen Kindern war schon von der Flucht zurückgekehrt.

Sie hatten schon Abendbrot gegessen, aber es war noch etwas übrig und so konnte ich meinen Hunger noch stillen. Es gab Stampfkartoffeln mit Blaubeersuppe. Das hat mir köstlich geschmeckt und von da an ging es aufwärts.

Als ich am nächsten Tag aufstand, war ich wie neu geboren.

Nach einem sehr köstlichen Frühstück, mit frischem Brot und Heidelbeermarmelade, machte ich mich auf den Weg nach Hause. Es war der 12 August 1945.

Es waren ja nur 4 km. So kam ich nach dem Mittag in Lichtenau an. Ich wurde sehr herzlich durch einigen Bewohner begrüßt, sie wollten aber auch gleichzeitig wissen, wo ihr Angehöriger war. Ich wurde informiert, dass meine Eltern in der ehemaligen Kommandantur wohnten, aber nicht dass sie krank waren. So ging ich in das Haus, wo sie wohnten, es war schrecklich, was ich dort vorfand. Vater, Mutter und eine Schwester waren an Hungertyphus erkrankt. Vater hat vor Freude geweint, als er mich erblickte. Ich war aber zu Hause.

Frau Stell, unsere Nachbarin, hat meine Eltern gepflegt.

Die Freude zu Hause zu sein dauerte nicht lange, denn mein Vater ist in der Nacht vom 14.08 zum 15.08 eingeschlafen. Mutter schlief in dem

Zimmer, sie hatte es nicht gemerkt.

Er war mit der Situation - alles verloren - nicht fertig geworden.

Er war nur 48 Jahre alt geworden. Für mich war es ein schwerer Schlag, denn meine leibliche Mutter war gestorben, als ich drei Jahre alt war und jetzt auch noch der Vater. Aber das Leben ging weiter, wenn es auch noch so hart war.

Die Kommandantur war in Lichtenau Anfang August aufgelöst worden. Die Dolmetscherin, Frau Petereit, war ebenfalls in der Nacht verschwunden, das war Ihr Glück. Die Arbeitslager in Rodelshöfen und Regitten sind im Oktober aufgelöst worden und die Jugendlichen, die noch da waren, in den Raum von Königsberg verlegt worden.

So hat mir wenigstens Annemarie Waldau aus Eschenau mitgeteilt, und dass sie in der Nähe von Bartenstein auf einem großen Gut gearbeitet hat. Eine Freundin von ihr, eine Margarete Huhn aus Lotterfeld, 16 Jahre, wurde von einem sowjetischen Offizier aufgefordert, mit ihm mit zu gehen, und weil sie sich geweigert habe, hat er sie auf der Stelle erschossen. Das war heimtückischer Mord.

Wie viele alte Leute sind nach dem Einzug der roten Armee erschossen worden, ich denke nur an das Kirchspiel in Lichtenau. Sie mögen ruhen in Frieden.

Wie viele Mädchen, Frauen und friedliche Bauern sind nach Sibirien verschleppt worden und sind dort durch die unmenschlichen Bedingungen umgekommen?

Ist das alles vergessen? Was ist das für eine Zeit? Oder liegt das an der Gesellschaft, der es zur Zeit schon wieder zu gut ging?

Wir fordern, dass für die 2 Million Vertriebenen, die durch den Krieg umgekommen sind, um sich an sie zu erinnern, ein Gedenktag eingerichtet wird.

Dann werden die Angehörigen der Vertriebenen auch wieder mehr Vertrauen in die Politik bekommen.

Alois Huhn, Lotterbach Kreis Braunsberg Ostpreußen, jetzt
Seegasse 6, 09669 Frankenberg, Tel. 037206/3073

Späte Erinnerungen

Angeregt durch die liebenswerte Gastgeberin des wie immer sehr gemütlichen und besinnlichen (22.) Braunsberger Adventstreffens am 26. November 2011 in Mülheim an der Ruhr, Frau Hildegard Lemmer, und den unermüdlichen Kreisvertreter Manfred Ruhnau, erinnert sich eine Ruhrgebietspflanze an ihre ermländisch-masurisch-ostpreussischen Vorfahren.

Inge Wieshoff, geb. Marquardt, erzählt:

Leider ist mir die Geschichte meiner Vorfahren und meiner Abstammung erst vor ca. 30 Jahren richtig bewußt worden. Damals kramte mein Mann in der Geschichte seiner Vorfahren. Sein Urgroßvater in der jeweils väterlichen Linie war 1843 in Gilgenburg (heute Dałbrówno), Kreis Osterode/Ostpr., geboren worden, und seine Urgroßmutter im gleichen Jahr im ca. 30 km weiter östlich gelegenen Lahna (heute Łyna), Kreis Neidenburg. Sehr groß war unser beiderseitiges Erstaunen, als wir feststellten, daß Großeltern meiner Mutter, Johanna, geb. Quaschny, um 1880 in dem, genau zwischen diesen Orten gelegenen Ort Groß-Gardienen (heute Gardyny) gelebt haben. Andere Verwandte schrieben den Familiennamen "Kwasny".

Aber auch die Geschichte meiner väterlichen Abstammung ist reich an bemerkenswerten Dingen. Heute, 75 Jahre alt, bedaure ich sehr, mich nicht früher mit meiner Familiengeschichte befaßt zu haben, da nun niemand mehr aus meiner Verwandtschaft lebt, den ich befragen könnte.

Der Familienname Marquardt, am Ende mit "dt", oder nur mit "d" oder auch nur mit "t" geschrieben, ist ja nun nicht gerade selten in Ostpreußen. Im Folgenden wird "Marquar(d)t" nur mit "M." abgekürzt.

Seit der ersten Teilung Polens, 1772, durch Preußen, Rußland und Österreich war das bis dahin selbständige weltliche Fürstbistum Ermland, ein Teil des Königreiches Preußen, unter König Friedrich II., geworden.

Mein Ur-Ur-Großvater war Andreas Marquart (nur mit "t" ge-

geschrieben), er lebte von 1796 bis 1863. Der mittlerweile verstorbene Heimatforscher Werner Thimm aus Havixbeck teilte mir 1987 zum Jahr 1838 mit, "daß der Stadtkämmerer Marquardt, der 12 Jahre in dieser Stelle war, Kalkulator bei der bischöflichen Kurie des Bistums Ermland in Frauenburg wurde.". Im Januar 1846 wird Andreas M. als Taufpate bei der Taufe des ersten Kindes (Agnes Maria Auguste) seines Sohnes Andreas Valentin in Mehlsack, als Rechnungsrevisor aus Frauenburg bezeichnet.

1856 wird in Frauenburg der Historische Verein für Ermland gegründet.

Im Band 1 der "Zeitschrift für die Geschichte und Alterthumskunde Ermlands", von 1860, wird "Rechnungsrevisor Marquardt" als Mitglied des Historischen Vereins aus Frauenburg genannt.

Leider sind zu seinen Tätigkeiten und auch zu seinem ganzen Leben, außer seinem Tod in Frauenburg, weiter keine Einzelheiten bekannt.

Verheiratet war Andreas M. mit Catharina, geb. Bucholtz.

Auch von meiner Ur-Ur-Großmutter ist leider weiter nichts bekannt.

Andreas M. und seine Frau Catharina werden vermutlich aber noch 1818 in Bischofstein gelebt haben, denn dort wurde am 11.02.1818 ihr Sohn Andreas Valentin M. (1818-1902, auf späteren Urkunden mit "dt"), mein Ur-Großvater, geboren.

Er wird in ein Jahrhundert hineingeboren, das unerwartete und völlig unvorhersehbare Ereignisse und Entwicklungen in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht mit sich bringt, obwohl schon die zurückliegende Zeit nicht arm war an aufregenden Ereignissen.

Wir schweifen kurz von der Familiengeschichte ab und betrachten die Weltgeschichte:

1786 stirbt der preußische König Friedrich II., den die Geschichte "der Große" nennt.

1789-1799 Revolution in Frankreich

In den Wirren dieser Revolution beginnt der Werdegang und Aufstieg eines französischen Soldaten aus Korsika: Napoleon Bonaparte.

1792 Zweite Teilung Polens durch Preußen und Rußland; In Frankreich wird das französische Königspaar Ludwig XVI. und Marie Antoinette mit der Guillotine hingerichtet.

1794 In Frankreich werden die Revolutionäre Danton und Robespierre hingerichtet (Die Revolution frißt ihre Kinder!).

1795 Dritte Teilung Polens durch Preußen, Rußland und Österreich, damit hat Polen aufgehört zu existieren.

1797 Friedrich Wilhelm III. wird König von Preußen (bis 1840).

1799-1814 Kriege Frankreichs gegen fast alle Staaten in Europa.

1803 Der Immerwährende Reichstag zu Regensburg verabschiedet den Reichsdeputationshauptschluss zur Neuordnung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation (u. a. Aufhebung der geistlichen Fürstentümer).

12.02.1804 stirbt in Königsberg Immanuel Kant, der Philosoph der Aufklärung. "Sapere aude – Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!" (Aus Kants Traktat "Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?", 1784).

02.12.1804 krönt sich Napoleon in Paris selbst zum Kaiser.

1806 Ende des Deutschen Reiches: Der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, Franz II., legt die Deutsche Kaiserkrone nieder.

Frankreich fällt in Preußen ein, die preußische Armee wird in der Schlacht bei Jena und Auerstedt vernichtend geschlagen.

24.06.1812 Napoleon überschreitet die Memel und marschiert nach Moskau, muß sich jedoch aufgrund großer Verluste durch weite Wege und schlechten Wetters wieder zurückziehen.

30.12.1812: Konvention von Tauroggen. Der preußische General Yorck schließt einen lokalen Waffenstillstand mit Rußland: Das preußische Armeekontingent trennt sich von der französischen Armee. Diese Entscheidung markiert den Beginn der Freiheits-

kriege.

10.03.1813 Stiftung des Eisernen Kreuzes als Kriegsauszeichnung der Befreiungskriege.

16.-19.10.1813 Völkerschlacht bei Leipzig, Napoleon zieht sich mit den Resten seiner Armee nach Frankreich zurück.

1814 Der französische Senat erklärt Napoléon Bonaparte für abgesetzt. Ludwig XVIII. wird König von Frankreich. Napoléon wird nach Elba verbannt.

1815 Mehrere Ausbrüche des Vulkans Tambora auf der Insel Sumbawa in Indonesien fordern etwa 100.000 Todesopfern. Es werden große Mengen Asche in die Atmosphäre geschleudert, die im Folgejahr auf der Nordhalbkugel der Erde ein Jahr ohne Sommer, einen "vulkanischen Winter", mit Hungersnöten verursachen.

Napoleon kehrt für eine 100tätige erneute Herrschaft aus Elba zurück; in der Schlacht bei Waterloo/Belle-Alliance, südlich von Brüssel, wird er von Wellington ("Ich wünschte, es wäre Nacht oder die Preußen kämen") und Blücher endgültig besiegt und auf die Insel St. Helena verbannt.

Ebenfalls im Jahr 1815 wird in dem kleinen Ort Schönhausen, nahe der Elbe bei Stendal, einem Rittmeister der preußischen Armee ein Sohn geboren und auf die Vornamen Otto Eduard Leopold getauft.

Wie der Familienname heißt? Ach, ich vergaß ihn zu erwähnen: Von Bismarck!

1821 stirbt Napoleon auf St. Helena.

1832 stirbt Johann Wolfgang von Goethe in Weimar.

1835 fährt in Deutschland die erste Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth.

1840 Friedrich Wilhelm IV. wird König von Preußen (bis 1858).

1842 Nach mehr als 300 Jahren Stillstand wird der Bau des Kölner Domes fortgesetzt.

1856 wird in Frauenburg der Historische Verein für Ermland ge-

gründet.

1862 Otto von Bismarck wird preußischer Ministerpräsident, bis 1890.

1864 Deutsch-Dänischer Krieg wegen Schleswig und Holstein ("Düppeler Schanzen").

1866 Deutsch-Österreichischer Krieg wegen Holstein (Schlacht bei Königgrätz).

1867 Bismarck wird zugleich Bundeskanzler des Norddeutschen Bundes, bis 1871.

1870/71 Deutsch-Französischer Krieg

18.01.1871 Gründung des Deutschen Kaiserreiches, Proklamation des preußischen Königs Wilhelm I. durch Bismarck in Versailles zum Deutschen Kaiser.

1871 Bismarck wird zugleich Reichskanzler des Deutschen Reiches, bis 1890.

Nun aber wieder zurück zur Familiengeschichte der Marquards:

Vom Leben meines Urgroßvaters Andreas Valentin M. (1818-1902) sind nur einige herausragende Ereignisse bekannt:

Er war verheiratet mit der aus Königsberg stammenden, 1822 geborenen Augusta Henriette Eleonore, geb. Petzold. Wann und wo geheiratet wurde ist unbekannt.

Andreas Valentin M. wurde (nach Angabe von Thimm) 1843 als "cand. med." bezeichnet und als "Wundarzt 1. Klasse" approbiert (zugelassen). Er praktizierte in Mehlsack als Arzt.

Das erste von 10 Kindern des Ehepaares, 7 Jungens und 3 Mädchen, wurde im Dezember 1845 geboren. Die anderen Geburten folgten bis 1862. Nach Auskunft von Thimm sind alle Kinder in Mehlsack geboren worden.

Das erste Kind, Agnes Maria Auguste, wurde Katharinenschwester unter dem Ordensnamen Schwester Pacifica; Profeß 1867. Nach dem Schwesternverzeichnis von 1896 arbeitete sie im Hospital in Braunsberg als Oberin; im Schwesternverzeichnis

von 1899, gedruckt 1900, wird sie als Oberin des Josefs-Waisenhauses in Heilsberg aufgeführt (das Waisenhaus befand sich im ehemaligen Residenzschloß des Bischofs). Noch 1921 arbeitete sie im Heilsberger Waisenhaus. Sie starb 1924 in Heilsberg.

Beim Taufeintrag des zweiten Kindes, Oscar Valentin, 1847, findet sich beim Vater außer dem Vermerk "Wundarzt 1. Klasse" auch der Vermerk "Dr. der Philosophie".

Der Taufeintrag des vierten Kindes, der Tochter Maria Auguste, 1851, nennt den Mehlsacker Stadtkämmerer Johann Kretschmann als Taufpaten.

Es wäre hochinteressant, nachzuforschen, ob er ein Vorfahre des heutigen Ministerpräsidenten Baden-Württembergs, Wilfried Kretschmann, ist, denn dessen Eltern stammen aus dem Erm-land!

Diese Tochter heiratete 1874 den Mehlsacker Kaufmann August Matern (1847-1899). Nach ihrem frühen Tod 1878 heiratete August Matern 1879 ihre jüngere Schwester Anna (1851-?, 10. Kind ihrer Eltern).

Ich will jetzt nicht alle Verbindungen zwischen Marquardt und Matern aufzählen, aber:

4 Marquardts (der 10 Kinder) und 3 Materns haben sich ehelich miteinander verbunden.

Andreas Valentin M. und seine Ehefrau müssen also schon 1845 in Mehlsack gewohnt haben. Die Taufpaten der Kinder sind: Fahrenholz, Kretschmann, Kolberg, Augst, Suren und Kühnapfel. Sie kommen aus Frauenburg, Mehlsack und Braunsberg.

1848 ist das Jahr der ersten bürgerlichen Revolution in Deutschland, der März-Revolution; in einem Deutschland, das noch in viele Königreiche, Fürstentümer und Freie Städte geteilt ist. In Frankfurt tritt das erste gesamtdeutsche Parlament in der Paulskirche zusammen. Es ist aber auch das Jahr, in dem Karl Marx und Friedrich Engels das "Kommunistische Manifest" in London veröffentlichen; mit der Aufforderung: „Proletarier aller Länder,

vereinigt euch!“ Das Zeitalter der Industrialisierung war angebrochen!

In diesem aufregenden Jahr 1848 wird mein Urgroßvater Andreas Valentin in Mehlsack zum ersten Mal auf 6 Jahre zum Ratsmann gewählt.

Im Band 1 der "Zeitschrift für die Geschichte und Alterthumskunde Ermlands", von 1860, wird aber nicht nur mein Ur-Ur-Großvater, "Rechnungsrevisor Marquardt", als Mitglied des Historischen Vereins für Ermland, aus Frauenburg genannt, sondern auch sein Sohn, mein Urgroßvater, "Arzt Dr. Marquardt", als Mitglied aus Mehlsack.

Am "20. Maerz 1888" wird meinem Urgroßvater Dr. Andreas Valentin M. eine Urkunde in deutscher Schreibschrift mit folgendem Wortlaut ausgestellt:

Mehlsack, den 20. Maerz 1888

No. 447

Hochverehrter Herr Kollege!

Sie sind über dreißig Jahre hindurch Mitglied unseres Kollegiums oder Stadtverordneten-Vorsteher gewesen und haben diese wie auch die sonstigen Ihnen anvertrauten Ehrenämter mit seltener Pflichttreue (,) Umsicht und Ausdauer verwaltet und sich dadurch um das Gemeinwohl der hiesigen Stadt sehr verdient gemacht. Wir sehen Sie ungern aus der Gemeindevertretung scheiden!

In Anerkennung Ihrer Verdienste haben wir Ihnen in Uebereinstimmung mit der Stadtverordneten-Versammlung in Gemäßheit des § 34 der Städte-Ordnung das Prädikat

"Stadtaeltester"

verliehen, die höchste Ehre, welche einem Bürger zu Theil werden kann.

Möge Ihnen ein froher Lebensabend beschieden sein.

(Siegel der Stadt Mehlsack)

Der Magistrat

gez. Kinder

gez. Röhrich

gez. Pohl

An
den praktischen Arzt
Ritter des Kronen-Ordens
Herrn Dr. Marquardt
Hochwohlgeboren
hier

Diese Urkunde ist noch heute in meinem Besitz; nur der Kronenorden ist nicht mehr vorhanden.

Der Königliche Preußische Kronenorden wurde am 18. Oktober 1861 durch König Wilhelm I. als allgemeiner Verdienstorden anlässlich seiner Krönung in Königsberg gestiftet. Der Kronenorden mußte nach dem Tode des Ausgezeichneten an die Ordenskanzlei zurückgegeben werden.

Noch 1890 hat Dr. Andreas Valentin M. in Mehlsack Totenscheine ausgestellt.

Er starb 1902 im Alter von 84 Jahren in Mehlsack.

Am 28.06.1853 wurde mein Großvater Bruno Albert M., als fünftes Kind seiner Eltern geboren.

Im gleichen Jahr verkehrte am 2. August 1853 die erste Eisenbahn in Ostpreußen von Königsberg nach Braunsberg.

Diese beiden Ereignisse sollten sich später auf schicksalhafte Weise miteinander verknüpfen: Die seinerzeit modernste Technik, die Eisenbahn, wurde zum Lebensinhalt meines Großvaters und auch meines Vaters.

1891 heiratete er, als Eisenbahn-Stationsassistent, in Osnabrück die 1870 in Minden geborene Emma Ferdinande Johanne Antoinie Marschner aus Osnabrück.

Hier könnte es eine interessante verwandtschaftliche Beziehung zu dem Komponisten Marschner geben. Die väterlichen Vorfahren der Emma Marschner stammen aus Schönlinde in Böhmen (heute: Krasna Lipa in der Tschechischen Republik). Ebenfalls aus Böhmen stammt der Komponist Heinrich August Marschner

(1795-1861), er wurde in Zittau (nur ca. 25 km von Schönlinde entfernt) als Sohn böhmischer Handwerker geboren. Seine Opern machten ihn um 1850 zum führenden Opernkomponisten der Zeit und gelten als wichtiges Bindeglied zwischen den Werken Webers und Wagners.

1892 wurde Bruno Albert M., laut der noch im Familienbesitz vorhandenen Urkunde, "Im Namen des Königs" vom "vertragsmäßig angestellten Eisenbahn Stations-Assistenten" zum "Königlichen Eisenbahn-Stations-Assistenten unter Wegfall des Vorbehaltes der Kündigung in seiner bisherigen Stellung bestätigt.". Die Urkunde ist mit einer Gebührenmarke im Wert von 1 ½ M versehen.

Wie es der Eisenbahn zu eigen ist, transportiert sie nicht nur ihre Fahrgäste, sondern versetzt auch ihre Mitarbeiter von einem Ort zum anderen.

1895 war mein Großvater "Eisenbahn-Stations-Vorsteher" der Bahnstation Empel, Kreis Rees, an der Eisenbahnstrecke Oberhausen-Emmerich.

In diesem Jahr wurde dort mein Vater, Ernst Paul Viktor M., geboren.

Anfang des 20. Jahrhunderts zog die Familie nach Sterkrade (seit 1929 ein Stadtteil von Oberhausen).

Am 30. August 1918 wird dem "Eisenbahnkassenvorsteher" Bruno M. mit einer Urkunde "Auf Befehl Seiner Majestät des Königs" der "Königliche Kronenorden vierter Klasse" verliehen.

Am 9. November 1918 wird in Berlin durch Philipp Scheidemann der Thronverzicht Wilhelms II. bekanntgegeben und die Republik ausgerufen. Zwei Tage später wird in Compiègne zwischen dem Deutschen Kaiserreich und Frankreich ein Waffenstillstandsabkommen geschlossen. Damit endet der Erste Weltkrieg.

Am 24.02.1922 stirbt der Eisenbahn-Inspektor Bruno Albert M. in Oberhausen-Sterkrade.

Auch mein Vater, Ernst Paul Viktor M., diente der Reichsbahn

und Bundesbahn in Oberhausen-Sterkrade bis zu seiner Pensionierung.

Mein Mann und ich haben in den Jahren 1988, 2009, 2010 und 2011 alle Orte in Masuren und im Ermland aufgesucht, aus denen unsere Vorfahren stammen.

Wir haben freundliche Menschen getroffen und Freundschaften geschlossen.

Wir haben aber leider auch feststellen müssen, daß das wiedererrichtete Rathaus von Mehlsack seit Jahren immer noch nur als Rohbau mit verbretterten Fenstern sein Dasein fristet. Die Ordensburg hinter der Kirche verfällt auch immer mehr.

Das am Ortsrand von Mehlsack gelegene Missionshaus der Steyler Missionare, St. Adalbert, soll nach der Familienüberlieferung von einem Marquardt erbaut worden sein.

Bei einem Besuch in Heilsberg haben wir in der spätgotischen Pfarrkirche St. Peter und Paul eine Bank gefunden mit der Inschrift: "IOANNES MARQVART SIBI ET SVIS HAEC SVBSELLIA FIERI FECIT ANNO 1648" (Johannes Marqvart hat dieses für sich und die Seinen anfertigen lassen im Jahr 1648).

Verwandschaftliche Beziehungen zu diesem Marquar(d)t sind ungeklärt.

Eine Verwandtschaft könnte vielleicht auch zum letzten Generalvikar des Bistums Ermland unter Bischof Maximilian Kaller, Domdechant Prälat Aloys Marquardt (1891-1972), bestanden haben.

Inge (*1936), geb. Marquardt,
und Horst (*1943) Wieshoff (bis 1921 Wiśniewsky)
Matzenbergstr. 14, D-46145 Oberhausen
Tel. 0208 / 67 37 02, E-Mail: horst.wieshoff@gmx.de

UNSERE LEBENDEN



Am 26. 11. 2011 feierten Hugo und Gertrud Fehlau geb. Steffen in Düren ihre diamantene Hochzeit. Hier Bilder von den beiden Hochzeiten.

Beide waren und sind immer für die Heimat aktiv. In ihrer Wahlheimat Düren organisieren sie immer den Ermländernachmittag im Advent und in der Fastenzeit. Besten Dank!

Frau Fehlau feierte am 15. 06. 2012 ihren Neunzigsten, auch dazu die besten Glückwünsche!

WIR GRATULIEREN HERZLICHST ZUM GEBURTSTAG:

90 Jahre

Anna Maria Bahr, geb. Kolberg, Steffenshöh-Pettelkau/Kreis Braunsberg, am 30.09.2011, Römerstr. 273 47441 Moers

Eva Grunwald, geb. Thomaszewski, Wormditt, geb. 08. 02. 2012, heute in Schlesierweg 16, 29225 Celle (mitgeteilt von Gerhard Schwarz, Linh/Rh.)

Ernst Radau, am 24. 12. 2011 aus Wagten bei Wormditt, jetzt Lechterstraße 14, 48153 Münster.

84 Jahre:

Ewald Hasselberg, geb. am 04. 02. 1928 in Tiedmannsdorf, aufgewachsen dort und in Brausberg, heute wohnhaft in Pulheim bei Köln.

80 Jahre

Hedwig Fox aus Langwalde, am 13. 02. 2012 in Kiwitte Moor 30, 22417 Hamburg

75 Jahre

Erika Hantke, geb. Ruhnau, aus Langwalde am 09. 01. 2012 in Landeckstr. 18, 76889 Klingenmünster, Telefon 06349 / 990301

Ferdinande Schrade aus Lichtenau, am 04. 02. 2012 in Am Mühlenfeld 12, 51491 Overath, Telefon 02204 / 73350

Anneliese Neß, geb. Braun, aus Braunsberg, Hindenburgstr. 35, am 14. 03. 1937 in Beim Briggenkamp 14, 21680 Stade, Telefon 04141 / 63180

Es sind leider nur wenige, denen wir hier gratulieren können, wir bitten um Beachtung anderer Geburtstage in den Ermland-briefen.

Da komm ich her

Auf Sehnsuchtsflügeln schwinge ich mich fort
hin zu dem Land, das mir nie aus dem Herzen schwindet

In meinen Träumen bin ich immer dort,
wo sich der Strom durch weite Wiesen windet.

Ich schreite durch die reifen Ährenfelder,
der Kornmuhme unendlich großes Reich.

Ich lausche innig dem Gesang der Wälder,
der Wiegenlied mir war und Trost zugleich.

Dort, wo der Elch sanftäugig um sich schaut
in sträucherreicher, ursprünglicher Flur,
wo Störche immer gern ihr Nest gebaut,
da findet sich auch meiner Kindheit Spur.

Wo lodernde Johannisfeuer brannten,
die Sage gläubige Gemüter fand,
wo noch die Menschen ihren Nachbarn kannten,
da komm ich her - das ist mein Heimatland!

Hannelore Patzelt-Hennig



Fischerhaus Kahlberg

ERINNERUNGEN

Frau Jutta Hunsrügge (sie ist nicht in unserer Heimatkartei) hat uns diese von Unbekannt liebevoll gestaltete Karte geschickt. Wir wollen sie doch den Braunsbergern „zeigen“!

Und hier das, was nicht so leicht zu lesen ist, allerdings auch noch mit Überschriften (aus einem anderen Blatt):

1. Der Elch: Wo gab's noch Elche, die wie hier, gehegt, gepflegt im Elchrevier!
2. Die Kurische Nehrung: Wer je die Kurische Nehrung hat durchwandert, war sicher von dem eigenartigen Bild zutiefst ergriffen! Und es packte seine Seele als wenn sich streng und keusch – die Gottheit dort verhüllt!
3. Der Bernstein: Schon in dem alten Griechenland als „Meergold aus dem Norden“ bekannt war unser Bernstein vom Samlandstrand!
4. Der Trakehner: Wer sprach nicht von dem hohen Wert der Zucht – von dem Trakehner Pferd!?
5. Der Elbing-Oberland-Kanal: Als eine Seltenheit bekannt in allen Landen ist unser „Elbing-Oberland-Kanal“! Hier rollen Schiffe „über Land“! Ein Werk der Technik wie ausgeführt in ganz Europa – nur einmal!
6. Die Johannisburger Heide: Wohl gibt es manche schöne Heide da und dort im Reiche, die oft ein Dichter – und mit Recht – besang im Lied. Und doch ist uns're Heide, die Johannesburger, Ostpreußens Seltenheit, als „Preußens größtes Waldgebiet“!
7. Treuburg: Die „kälteste“ Stadt Preußens mit Preußens größtem Marktplatz.



Ostpreussen, Du, mein Heimatland, Land des Kopernikus und Kant! Du Land der 7 Seltenheiten Bleibst Heimat uns für alle Zeiten!



Die große Nordflut, die uns hier
Gefahrt, erglänzt in Ostpreussen! —
Denn ja die Ostpreussen sah
aufwachtend,
das hier von dem nigunartigen
Jüdischen ergriffen! Und so gab es ja
das was wir hier hängen. Pentel —
Der Gott hat hier auch sein! —
Es ist ein alter Götterland
das, Man hat es aus dem Nordsee! So kann
das was in Ostpreussen von dem Lande
das was wir hier hängen, von dem Lande
das was wir hier hängen, von dem Lande
das was wir hier hängen, von dem Lande



Alle diese Ostpreussen, Ostpreussen ist allen Land
Es ist ein, Elbing - Oberland - Kanal!
Es ist ein, Elbing - Oberland - Kanal!
Es ist ein, Elbing - Oberland - Kanal!
Es ist ein, Elbing - Oberland - Kanal!
Es ist ein, Elbing - Oberland - Kanal!
Es ist ein, Elbing - Oberland - Kanal!
Es ist ein, Elbing - Oberland - Kanal!
Es ist ein, Elbing - Oberland - Kanal!

Die letzte
Kaufzeit:
Treu berg,
die Kollaps
Halt Preis



Das ist
das ist
das ist
das ist
das ist
das ist
das ist
das ist

Wo immer wir heute auch leben u. sind:
Wir wollen mit Kindern und Kindeskind
Dir Treue schwören mit Herz u. Hand,
Dir, Ostpreussen, unserm Heimatland!



Brief an eine geliebte Stadt

"Wormditt", geliebte Stadt, ich träume so oft von dir.

Dann gehe ich mit meiner Oma durch deine gepflegten Straßen, unter den Lauben entlang zum Fleischer und wir kaufen "Pommersche".

Mit meiner Mutter gehe ich in die Kirche, und ich sehe mich dort mit ihr sitzen. Bei meiner Tante in der Kirchenstraße kann ich aus dem Küchenfenster auf den Schulhof gucken.

Mit meinem Papa gehe ich durch unseren Garten hinter dem Haus in der v.-Schau-Straße, und wir lassen unsere Füße in das kleine Bächlein am Ende des Gartens hängen.

Mit meiner Oma gehe ich in ihren Schrebergarten, wo die Kartoffeln blau blühen. Wenn sie die Kartoffeln schält (sie haben blaurote Schalen und sind goldgelb), dann gibt es Schuckeflinsen mit viel Zucker drauf und Blaubeersuppe.

In meinen Träumen ist alles so schön, und ich habe solche Sehnsucht nach dir und möchte dich wiedersehen.

Es ist Anfang September 2002. Ich bin mit einer Pilgergruppe im Ermland. Heute ist ein freier Tag, und ich fahre mit 2 jungen Männern aus Elbing, die auch deutsch sprechen können, in Richtung Wormditt.

"Geliebte Stadt, ich bin auf dem Weg zu dir"!

Wir fahren durch die Alleenstraße, ich habe dabei das Gefühl, durch einen grünen Tunnel zu fahren.

Wir kommen zum Ortsschild, auf dem "Orneta" steht. Diesen Namen hat man dir einfach gegeben, obwohl dein Name seit Jahrhunderten "Wormditt" ist und für mich immer sein wird.

Wir sind angekommen, und mein erster Weg geht zur Kirche. Mir wird aufgeschlossen und ich trete ein.

Doch wie ist mir auf einmal? Mir ist, als würde ich keine Luft

mehr bekommen. Ich bin so überwältigt, weil alles so ist, wie in meiner Erinnerung. Ich gehe ganz langsam bis zur Kommunionbank. Dort knie ich nieder und weine, weine, weine. Ich kann gar nicht aufhören. Was sind das für Gefühle?

Traurigkeit? Dankbarkeit? - das Gefühl, endlich angekommen zu sein?

Nachdem ich mich ein bisschen beruhigt habe, gehe ich durch die Kirche und sehe mir alles an, erkenne so viel wieder, und mein Herz ist voller Wehmut.

Bei meinem Gang durch die Kirche komme ich vorne rechts zu einem großen Bild vom barmherzigen Jesus von Schwester Faustine.

Plötzlich habe ich das Gefühl, als ob mir der liebe Gott die Hand auf die Schulter legt und mir sagt: "Kind, sei nicht traurig, ich bin doch bei dir!"

Ich singe dann eines der schönsten ermländischen Lieder: Jesus meine Liebe..

Nachdem ich für alle, die ich liebe, gebetet habe, verlasse ich schweren Herzens die Kirche, in der ich getauft wurde; ich weiß ja nicht, ob ich noch einmal wiederkommen werde.

Obwohl dieser Besuch in meiner Kirche mich ganz tief beeindruckt und traurig gemacht hat, war es mein schönstes Erlebnis an diesem Tag.

Alles andere, was ich an diesem Tag erlebt habe, war eher traurig.

An der Schule wurde ich von einem Polen angeschnauzt, weil öffentliche Gebäude nicht fotografiert werden dürften. Die jungen Männer übersetzen es mir, und ich kann es nicht verstehen, es ist September 2002.

Vor meinem Elternhaus lässt man mich stehen wie eine Bettlerin. Ich wollte doch nur einmal gucken, ob der Kachelofen noch an seinem Platz steht, nur einmal durch unseren Garten gehen und mir

ein paar Löffel Heimaterde mitnehmen.

Einer meiner Begleiter will mir nicht sagen, was gesprochen wurde, um mich nicht traurig zu machen.

Wir fahren wieder in die Stadt zurück und wir stehen auf dem Marktplatz.

Als ich mich so umsehe wird mir plötzlich bewußt, wie sehr du, geliebte Stadt, dich verändert hast. Mir wird auch bewusst, dass ich hier nicht mehr leben könnte, selbst wenn ich es wollte.

Hier wohnen fremde Menschen, die eine fremde Sprache sprechen; in der Kirche wird kein ermländisches Lied mehr gesungen, und die Menschen hier wollen uns gar nicht mehr haben. Sie nennen uns "Heimwehtouristen".

Heimweh haben wir, aber wir sind keine Touristen. Wir sind Menschen, die auch nach so vielen Jahren ihre Heimat, die man ihnen einfach weggenommen hat, immer noch lieben - und sie haben jedes Recht der Welt, ihre Heimat zu besuchen.

Gerade die Menschen, die jetzt in unserer Heimat leben, müssten uns doch verstehen. Sie haben doch teilweise das Gleiche erlebt wie wir. Ihnen ist auch die Heimat genommen worden, aber sie haben nicht die Flucht mit ihren Schrecken erleben müssen. Als sie in unsere Heimat kamen, haben sie Häuser und Wohnungen vorgefunden.

Als wir in den Westen kamen, wollte uns keiner haben, denn Flüchtlinge waren Menschen 2. Klasse. Ich habe als Flüchtlingskind sehr darunter gelitten.

Warum lehnen uns die Leute, die jetzt in unserer Heimat leben, so ab? Wir haben ihnen doch nichts getan.

Als wir mit der Pilgergruppe in Dietrichswalde eine heilige Messe hatten, habe ich so viel Ablehnung auf den Gesichtern der jetzt dort lebenden Menschen gesehen, einige Leute verließen sogar die Kirche, als sie gemerkt haben, dass dies eine deutsche Messe war - das hat mich unendlich traurig gemacht.

Nun stehe ich hier auf dem Marktplatz und muss von dir Abschied nehmen, geliebte Stadt, und ich weiß nicht, ob ich dich noch einmal wiedersehen werde.

Ich werde weiterhin von dir träumen und an dich denken, und ich werde dich lieben so lange ich lebe.

Das verspreche ich dir.

Dein Wormditter Kind

Es wird so viel von Versöhnung gesprochen und geschrieben. Wann wird sie endlich praktiziert?

Renate Kienberger, Am Sulberg 7, 37115 Duderstadt
Tel. 05527/2120

Jeder Deutsche ein Schwimmer, jeder Schwimmer ein Retter

Bei Herrn Lehrer Wenzel hatten wir Sport, was uns allen mächtigen Spaß machte. Er war sehr streng und hatte uns Bengels alle fest im Griff. In seinem Ärmel trug er immer einen kleinen, sehr elastischen Stock, und, wer nicht parierte, bekam ihn zu schmecken. Doch meist brauchte er ihn nicht.

Der Tag kam heran, wo wir nach dem langen Winter zum ersten Mal zur Badeanstalt an die Passarge gehen wollten. Wir mußten antreten, und im Gleichschritt, mit dem Lied "Der mächtigste König im Luftrevier", ging's zur Badeanstalt. Dort angekommen, rasch ins Wasser. Zwischen dem Schwimmer- und dem Nichtschwimmerabteil gab es noch ein Übergangabteil. Hier reichte das Wasser bis zum Hals. Einer von den Schnellsten war Heppi Arndt, der sich im mittleren Abteil aufhielt. Ich wußte, daß er nicht schwimmen konnte.

Er bewegte die Arme, als ob er schwimmen würde. Mit den Beinen war er jedoch am Boden. Da das Wasser noch recht kühl und vor allen Dingen naß war, standen wir anderen noch am Geländer und bewunderten

Heppis "Schwimmkünste". Immer mutiger wagte er sich in die Mitte der Passarge.

Er muß wohl in eine tiefe Stelle geraten sein, wo er den Boden unter den Füßen verlor. Er fuchtelte mit den Armen in der Luft herum, tauchte mehrmals unter und rief um Hilfe. Alle, selbst Lehrer Wenzel, der noch angekleidet war, glaubten an einen Spaß. Ich wußte, daß Heppi nicht schwimmen konnte. Ohne lange zu überlegen, sprang ich ins Wasser, schwamm zu ihm, tauchte, denn er war untergegangen, und holte ihn hoch. Er hatte die Besinnung verloren. Dieses war für mich ein Glück, sonst hätte er sich wohl an mich geklammert, und wir wären beide untergegangen. Ich hab' ihn sicher an Land gebracht, obwohl ich auch etwas Wasser geschluckt hatte. Herr Lehrer Wenzel hat dann Wiederbelebungsversuche gemacht, und bald war unser Heppi Arndt wieder munter.

Abends habe ich dann Mutter erzählt, daß ich Heppi aus dem Wasser gezogen hab'. Ich mußte es ja tun, denn ich hab' doch sein schönes rotweiß-gestreiftes Hemd zerrissen.

In der Schule

Ich bin gern zur Schule gegangen, denn da kamen viele Kinder zusammen. Auch eine Menge Lehrer gab es, die es versuchten, uns allerhand nützliche Dinge beizubringen. Fräulein Hoseit gab Religionsunterricht. Sie war sehr freundlich und hat uns viele biblische Geschichten erzählt, die wir dann nacherzählen mußten. Bei Herrn Legner hatten wir Deutsch, Naturkunde und Zeichnen. Ich weiß zwar nicht, ob es zur damaligen Zeit schon eine antiautoritäre Erziehung gab, er hat sie jedenfalls bei uns „Lorbassen“ mit Erfolg durchgeführt. Den Unterricht konnte er so interessant und spannend gestalten, daß niemand auf die Idee kam, Dummheiten zu machen. Zum Biologieunterricht mußten wir Pflanzen mitbringen, und er hat uns erklärt, was das alles für Pflanzen waren und zu welcher Familie sie gehörten. Während wir im Zeichenunterricht eifrig arbeiteten, stand er an der Tafel und zauberte in kurzer Zeit die tollsten Bilder. Wir haben ihn alle bewundert und hatten ihn sehr gern. Die letzten Tage vor den Ferien las er uns immer aus dem Buch "Seefahrt tut not" vor.

Da konnte man eine Stecknadel zu Boden fallen hören, so still war es in der Klasse. Der Tag kam heran, als unser Lehrer Geburtstag hatte. Wir wollten ihm eine besondere Überraschung bereiten.

Viele Blumentöpfe standen auf dem Tisch, an der Tafel stand in großen, bunten Buchstaben: „Wir gratulieren zum Geburtstag!“ Diesen Satz wollten wir auch im Sprechchor erklingen lassen. Doch Heinz Selke wollte noch etwas ganz besonders Hübsches machen: Er hatte nämlich vor einigen Tagen auf dem Jahrmarkt eine Knallkorkenpistole gekauft. Nun erklärte er uns: „Wenn der Lehrer Legner die Tür aufmacht, schieß' ich Salut; so was wurde immer gemacht, wenn der Kaiser irgendwo hinkam!“ Wir waren alle begeistert, und unser Lehrer würde sich sicherlich riesig freuen. Ich mußte an der Tür stehen, und bald rief ich: „Er kommt!“ Alle hatten sich erhoben und blickten gespannt zur Tür, die sich auch bald öffnete.

Jetzt mußte der Salutschuß kommen; wir waren auf alles gefaßt, doch daß so ein mächtiger Knall erdröhnen würde, damit hatten wir nicht gerechnet. Unser Lehrer stand kreideweiß in der Tür und rührte sich nicht.

Im Sprechchor erschallte der nette Satz: "Wir gratulieren zum Geburtstag!" - Erst allmählich kam unser Geburtstagskind wieder zu sich. Wir waren alle sehr erschrocken und erwarteten ein gewaltiges Donnerwetter. Doch Herr Lehrer Legner sagte nur: "So etwas dürft ihr nie wieder tun."

Wir haben es uns alle sehr zu Herzen genommen.

Auszüge aus dem Buch „Vom Bernsteinstrand ins Heide-land“
von Günther Losch, Kirchweg 3 b, 29393 Groß-Oesingen,
Tel. 05838 / 991 654

Günther Losch ist 1920 in Braunsberg geboren. Im Jahr 2005 hat er sich am Schillingsee in der Nähe von Tharden und Osterode eine „Wochenendstüga“ gekauft und verbringt im Jahr 5 – 6 Monate in der Heimat. Dort begleitet er Touristen auf Forstwanderungen und bei Fahrradtouren, beim Beerenpflücken und bei Besichtigungen.

Mein Schulweg

So nah am Frischen Haff wie Frauenburg mit dem Dom liegt keine Stadt im Kreis Braunsberg/Ermland. Unvergessen bleibt mir der Blick auf den idyllisch gelegenen Ort während einer Schiffsfahrt von der Frischen Nehrung über das Haff bei sinkender Abendsonne zurück in den kleinen Hafen der Domstadt. Die Backsteingebäude des burgartigen gotischen Doms auf der Anhöhe, das wohl schönste Werk geistlicher Baukunst in Ostpreußen, strahlte in leuchtendem Rot, eingerahmt vom satten Grün der Bäume.

Schon seit geraumer Zeit dachte ich daran, meinen damaligen Schulweg als Steppke in meiner Geburtsstadt Braunsberg, jetzt im Herbst des Lebens wieder zu begehen. So schließt sich nun ein Lebenskreis.

Gleich morgens stiegen meine Cousine Sigrid und ich in Frauenburg in den überfüllten polnischen Bus nach Braunsberg, in die ehemalige alte Hanse- und Kulturstadt des Ermlandes. - Die frühere prussische Ansiedlung "Brusebergue" erhielt 1284 die Stadtrechte. - Unseren Wagen ließen wir auf dem Parkplatz hinter dem Hotel Kopernik stehen, in dem wir für ein paar Tage zwei Zimmer gemietet hatten.

Der Bus ratterte über eine nicht durchweg ebene Straßendecke der Frauenburger Chaussee etwa neun Kilometer meiner Geburtsstadt entgegen. Einst (1812) zog Napoleon mit seinen Armeen auf dieser Chaussee gegen Russland. Die alten Bäume an den Straßenseiten erinnerten mich an Wanderungen im Schatten des ausladenden Blätterhimmels Richtung Julienhöhe. Gelegentlich sind wir vom Obertorbahnhof mit der Haffuferbahn (HUB) in die nahe Domstadt gefahren und besuchten auch den prachtvoll ausgestatteten Sakralbau, in dem der ehrwürdige Domherr Nikolaus Kopernikus seine letzte Ruhe fand.

Von der Bushaltestelle an der Ecke Hansa Str. - Simon-Wichmann-Str. führte uns der Weg zunächst auf der Frauenburger Chaussee (auch Reichsstraße 1) aus südwestlicher Richtung

nach Norden in die ehemalige Hauptstadt des Ermland. Meine Cousine ist um einige Jahre älter als ich, und so konnte sie aus ihrer Erinnerung aufschlussreiche Erklärungen zu markanten Gebäuden und Plätzen, die an meinem ehemaligen Schulweg lagen, geben.

Wir kamen an der Ruine des einstigen neuen Priesterseminars vorbei und schräg gegenüber sah man früher das Gebäude des Bischöflichen Konvikts, ein roter Backsteinbau im preußischen Stil erbaut, das Schülern aus der Umgebung von Braunsberg als Internat diente. Auf der Giebelspitze befand sich ein Storchennest, und oft hörte ich beim Vorbeigehen, die Störche klappern.

Von hier aus sind es nur wenige Schritte zum Platz Dreizehnlinden. An dieser Stelle verteilten sich die Straßen fast sternförmig in verschiedene Richtungen, nach Rodelshöfen, zum Stadtwald, nach Frauenburg/Elbing und dann in die Berliner Straße zur Innenstadt, und weiter über die Langgasse nach Königsberg. In der Nähe dieses Platzes sollen früher viele Lindenbäume gestanden haben und einer schmückt als Symbol das Stadtwappen. Sigrid nahm aus ihrer Handtasche eine Abbildung des Stadtwappens von Braunsberg, auf der ein Lindenbaum mit dreizehn Blättern zu sehen war, der auf einem Hügel steht. An der einen Seite des Baumstamms steht ein Drache und ihm gegenüber ein Hirsch. Die abgebildeten Tiere im Stadtwappen sollen wohl Symbole für Heidentum und Christentum der Balten und Prussen sein, bevor das Land missioniert wurde und sich dann zum christlichen Glauben bekannte.

Wir unterhielten uns auch darüber, was sich im Februar 1945 auf diesem belebten Platz zugetragen haben soll. Dieses Ereignis fand schnell Verbreitung unter den noch verbliebenen Einwohnern. Mit Entsetzen lief es von Mund zu Mund. Nach zwei, drei Bombenangriffen und Artilleriebeschuss meinten doch viele Bürger, der Krieg sei bald zu Ende. An einen Sieg der Nationalsozialisten glaubte wohl keiner mehr. Wer sich laut äußerte und dies wurde einem Anhänger des Nationalsozialismus vor Ort bekannt, so erschoss man die Menschen direkt und zur Ab-

schreckung für Nachahmer nagelte man sie an Wände und Haustüren. Manche sollen auch mit dem Kopf nach unten hängend zur Schau gestellt worden sein. An den Kleidern der Gehängten sah man befestigte Zettel mit ihren Namen und den Grund der Erschießung. Und dies nur wenige Wochen vor Kriegsende! Was für ein Irrsinn.

Aber damals, als der Krieg noch nicht bis Braunsberg vorgedrungen war, bin ich als Steppke mit dem Tornister auf dem Rücken meinen Weg durch die Straßen an stilvollen Gebäuden vorbei in einer ruhigen Kreisstadt zur Schule gegangen, die heute nach dem zweiten Weltkrieg ein lückenhaftes und weniger einladendes Bild bietet. An vielen Stellen wo einst Bürgerhäuser und Geschäfte standen, sind Grünflächen zu sehen oder schäbige Plattenbauten.

Nach Passieren des Straßendamms, der Pflaumengrund und Schwanenteich trennt, beide Anlagen von den Polen ordentlich gepflegt, führte mein Schulweg in die Langgasse, am Gymnasium Hosianum (seit 1937 Hermann-von-Salza-Schule, Oberschule für Jungen), am Rathaus und an St. Katharinen vorbei. Das barocke Rathaus stand auf dem Altstädtischen Markt und galt wohl zur Zeit der deutschen Bewohner als die größte Sehenswürdigkeit der Hauptstadt des Ermlandes. Das Gebäude zählte zu den bedeutenden Kunstdenkmälern im ganzen deutschen Osten. Doch die Kriegseinwirkungen waren so vernichtend, das die Polen die Ruine wegräumten. So blieb nur noch eine Baumreihe auf dem ehemaligen Marktplatz stehen. Eigentlich hätte man das beschädigte Gebäude wieder in Stand setzen können, die Außenmauern sind stehen geblieben, und es wäre eine historische Bereicherung für das heutige Braniewo gewesen, wie Polen beispielhaft der Wiederaufbau der zerstörten Gebäude in Danzig und Elbing gut gelungen ist. Doch blinde Zerstörungswut und Hass auf alles Deutsche war in der Nachkriegszeit in den eroberten Gebieten vorherrschend.

Sigrid zeigte mir eine gerettete Ansichtskarte des Rathauses aus der Vorkriegszeit. Wir setzten uns auf eine Bank neben dem Klo-

ster, es liegt gegenüber dem Platz des ehemaligen Rathauses, und betrachteten auf dem Foto den prachtvollen Südgiebel dieses barocken Kleinods. Ich zählte auf der Abbildung sieben Nischen, verteilt über drei Stockwerke, in denen sich allegorische Figuren befanden. Jede Figur stellte eine Verbildlichung eines abstrakten Begriffs dar. Wir begannen mit der Deutung der drei oberen Figuren. Sie weisen auf die tiefe religiöse Haltung der Ermländer zum christlichen Glauben hin. Glaube, Hoffnung und Liebe (1. Kor. V. 13). Den Glauben verkörpert eine weibliche Figur mit Kelch und Buch in der Hand. Die Hoffnung eine weibliche Figur, deren Linke sich auf einen Anker stützt, die Augen nach oben gerichtet. Die Liebe wird durch St. Josef, den Nährvater Christi mit dem Christuskinde, versinnbildlicht. Die darunter vier anderen Figuren in den Nischen versinnbildlichen die bürgerlichen Tugenden, Klugheit, Gerechtigkeit, Mäßigung und Stärke. Die Klugheit vertritt eine männliche Figur in Bürgertracht mit einem Schwert bewaffnet, um das Haupt eine Schlange gewunden, die Hände vorgestreckt (Geste des Redenden), die Schlange mag an das Bibelwort erinnern: Seid klug wie die Schlangen. Die Gerechtigkeit, eine weibliche Figur, hält in der Rechten das Schwert, in der Linken die Waage. Die Mäßigung, ebenfalls eine weibliche Figur, rafft mit der Rechten das Gewand, hält in der Linken eine Sanduhr. Die Stärke verkörpert eine männliche Figur in Kriegsausrüstung mit Schwert und Helm, ihr rechter Fuß ist auf ein Kanonenrohr gesetzt, in der rechten Hand trägt sie eine Lanze. Diese vier Kardinalfiguren dargestellt in der Personifizierung der Figuren, wiesen auf die moralischen Werte hin und sollten verbindlich für das Zusammenleben der Ermländer gesehen werden.

Zwischen der oberen und der unteren Figurenreihe am Ziergiebel sieht man in goldenen Buchstaben einen lateinischen Spruch: HAEC DOMUS ODIT, AMAT, PUNIT, DEFENDIT, HONORAT DESIDIAM, STUDIUM, CRIMINA, JURA, PROBOS. In Deutsch: Dies Haus hasset und liebt, bestraft, verteidigt und ehret Trägheit, Fleiß, Missetat, Rechte und Rechtschaffenheit. Man führt dieses Spruchband auf humanistische - italienische

Einwirkungen zurück.

Auch das hinter dem Rathaus gelegene frühere große Postgebäude ist den Brandbomben zum Opfer gefallen. Jedoch der Artushof an der Langgasse befindet sich nach wie vor an derselben Stelle wie zu deutscher Zeit. Nachdem Granateinschüsse ausgebessert wurden, dient es den Polen als Kulturhaus. Die polnische Bürgervertretung empfängt hier die Vertreter der Kreisgemeinschaft Braunsberg und der deutschen Minderheit zum Kreistreffen. Bei schönem Wetter finden diese Kreistreffen auch im Pflaumengrund statt mit Aufführungen polnischer Volkstanzgruppen und polnisches Militär bietet Eintopfessen an, wusste Sigrid zu erzählen.

Schräg gegenüber dem Rathaus sieht man die wieder aufgebaute Katholische Pfarrkirche St. Katharina (Basilika minor) in Backsteingotik. Ursprünglich 1346 errichtet und nach der Zerstörung im Jahre 1945 durch Spenden nach altem Vorbild aufgebaut. Der riesige dicke Kirchturm mit den hohen Spitzbogenfenstern und den eingelassenen weißen Fensterblenden beherrscht das Stadtbild, und die Aussicht vom Turm reicht bis zum Frischen Haff. Den zur Deutschen Zeit reich geschmückten Kirchenraum mit vielen Seitenaltären vermissen wir. Heute wirkt er auf die Besucher kahl und kalt.

Mein Schulweg durch die Langgasse kam uns fremd vor, weil fast alle Häuser und Geschäfte an denen ich damals vorbei ging durch Bomben zerstört worden sind und die Ruinen abgeräumt. Plattenbauten "zieren" hier das Bild der polnischen Stadt Braniewo. Vereinzelt entstehen auf den deutschen Grundmauern neue Häuser besonders auf der Straßenseite des Artushofes Richtung Steinbrücke.

Wir überquerten die Passarge über die Steinbrücke und weiter führte der Weg über den Vorstädtischen Markt. Auch hier ein verändertes Stadtbild. Verbreiterte Straßenkreuzung und Neubauten. Links sah ich die Türme der früheren Evangelischen Kirche in der ich getauft worden bin. Wo früher der Engpass "Kutschkows-Eck" war, bogen wir in die ehemalige Hindenburgstraße,

anschließend kam man in die Bahnhofsstraße. Wir gingen suchend über die neu entstandene Kreuzung Richtung Bahnhof. An einer der Seitenstraßen der Hindenburgstraße musste die ehemalige Neustädter Kirchstraße zu finden sein. Wir bogen nach unserer Erinnerung in die erste Seitenstraße links ein - die Straßen hatten polnische Namen - und kamen nach wenigen Schritten zu damaligen Ackerstraße an der sich die Adolf Hitler Schule befand. Ich besuchte die ersten Klassen dieser Grundschule, bevor Braunsberg durch Bombenabwurf und Artilleriebeschuss zerstört wurde. Das Gebäude ist auch heute wieder Unterrichtsanstalt.

Beginnend von der Hansastraße bis zur Ackerstraße, dies war mein damaliger Schulweg. Und diesen Weg in meiner Geburtsstadt noch einmal nach Jahrzehnten zu begehen, war mein Traum, den ich mir im Alter mit meiner Cousine Sigrid erfüllt habe. Unser Rundgang durch die Straßen meiner Heimatstadt ließ mich an die Zeit der Kindheit erinnern und versetzte mich auch in die letzten Kriegsmonate. Während dieser Zeit hielten wir uns überwiegend in unserem Luftschuttkeller im matten Schein der Hindenburgkerzen auf, um uns vor Tieffliegergeschossen, Artilleriebeschuss und Bombenabwürfen zu schützen.

Was sich Sigrid noch in ihr Gedächtnis eingegraben hatte, sie hielt sich auch mit ihrer Mutter in unserem Luftschuttkeller auf, erzählte sie nun. Ein, zwei Tage nach dem Befehl zur Flucht trieben uns bewaffnete SS-Männer vom Besitz meiner Eltern. Dies hätte schon früher angeordnet werden können, jedoch der Gauleiter Koch gab zur Flucht keine Einwilligung. Erst als die Front etwa drei Kilometer sich Braunsberg und unserem Grundstück näherte, wurde der Bevölkerung die Flucht vor der anrückenden Roten Armee erlaubt. Artillerieeinschüsse erschütterten unser Haus. Sie schlugen in den Giebel ein.

Vor dem Haus am Rande des Bürgersteigs explodierte eine Bombe. Die überstürzte Flucht vollzog sich in wenigen Stunden, so dass wir nur das Nötigste zum Anziehen und geringe Vorräte an Lebensmitteln für eine ungewisse Zukunft mitnehmen kon-

nten. Auch war es verboten, den kürzeren Weg von unserem Haus entlang der Passarge zum gleichnamigen Ort am Haff zu wählen. Es bestand Seuchengefahr durch die zerbombte Stadt zu gehen. An vielen Stellen in der Innenstadt sollen Leichen gelegen haben und Trümmer versperrten die Fluchtwege. Je nach Windrichtung roch es nach Leichenverwesung. - Wie muss meine Mutter gegen ihre Gefühle gekämpft haben, als sie zum letzten Mal die Haustürklinke ihres Eigentums in der Hand hielt.

Bevor wir an die Rückfahrt dachten, suchten wir den Gedenkstein in Frauenburg auf, der an die Tausende Heimatvertriebene und Flüchtlinge erinnert, die während der Flucht im strengen Winter 1945 über das Frische Haff ihr Leben lassen mussten. Auch meine beiden Großmütter haben die Flucht vor der nahenden Roten Armee nicht überlebt. Sigrid legte einen Blumenstrauß vor dem Gedenkstein nieder.

Über Danzig und Stettin fuhren wir in unserem Wagen wieder Richtung Westen, in unsere jetzigen Wohnorte. Und nicht wie im Winter 1945 in einem kalten Güterwagen, auf Stroh liegend, ohne Toilette. Diesmal in einer kürzeren Zeit als in den letzten Kriegsmonaten. Damals flüchteten wir Mitte Februar vor der Roten Armee aus unserer eingekesselten Heimatstadt durch die einzige Öffnung der Frontlinie zu Fuß über die an manchen Stellen sehr brüchige Eisdecke des Frischen Haffes zur Frischen Nehrung. Es waren fast zwei Monate vom Osten in den Westen, bei zeitweise ständigen Luftangriffen, frostigen Temperaturen und Hunger.

Siegfried Wiechert, E-Mail: siegfried-wiechert@t-online.de

Anmerkung. Die Deutung der Figuren am Ziergiebel des ehemaligen Rathauses sind den Braunsberger Schulheften entnommen.

FOTOS VOM KRIEGSENDE

Unsere eifrige Internetdurchsucherin Bettina Müller fand auf einer poln. Website einige Fotos vom Untergang Braunsbergs
<http://www.forum.eksploracja.pl/viewtopic.php?f=45&t=16516> .







Russischer Panzerfriedhof in Braunsberg, Ostpreußen.



DIE ERM-LÄNDISCHE FAMILIE KLINGENBERG

Im Festvortrag zum Jahreshaupttreffen der Kreisgemeinschaft Braunschweig im Jahr 2010 hat Helmut Stange an einige Persönlichkeiten erinnert, die einst das Braunschweiger Gymnasium besucht hatten. Unter ihnen fand sich auch der „wandernde Poet“ Paul Klingenberg. Ich selbst bin Jahrgang 1954 und habe ihn nie persönlich kennengelernt, doch sein Name ist mir wohlbekannt, denn mein Urgroßvater hieß ebenfalls Paul Klingenberg.

Ich kann mich noch sehr gut an die vielen Geschichten erinnern, die mir meine, leider viel zu früh verstorbene Großmutter über ihre ermländische Verwandtschaft und über ihre Vorfahren erzählt hat: Von ihrem „Mamache“, vom „Papache“, der aus sibirischer Kriegsgefangenschaft „ausjerickt“ ist und tatsächlich den langen Weg zurück in die Heimat geschafft hat, von ihrer nicht so sehr geliebten Schwiegermutter, von jenem „Tantche“ und diesem „Onkelche“, vom berühmten Professor, dessen Name sie nicht mehr kannte, von unseren amerikanischen und schweizerischen Verwandten, von denen sie keine Adressen mehr hatte, und von vielen anderen möglichen und unmöglichen Verwandten

Auch wenn ich damals ganz anderes im Kopf hatte: Es war meine Großmama und ihre Geschichten, die in mir etwas entfacht hatten, etwas, das einige Jahre später - leider erst nach ihrem Tod - dazu führte, dass ich damit begann, die Familiengeschichte aufzuarbeiten.

Noch heute erinnert ein gut erhaltenes, gusseisernes Grabkreuz auf dem alten, zur St. Jakobkapelle gehörenden Friedhof in Mehlsack an die einst im Ermland ansässig gewesene Familie Klingenberg.

Die hier im März 1870 bestattete Elisabeth Kossmann (Koschmann), geborene Klingenberg, war die Tochter des Mälzers Andreas Klingenberg und die Ehefrau des Fleischermeisters Rudolf Kossmann (Koschmann) aus Mehlsack. Was lässt sich zur Geschichte dieser alten ermländischen Familie Klingenberg sonst noch sagen?



*Friedhof bei St. Jakob in Mehlsack:
Grabkreuz für Elisabeth Kossmann*

Die erste Nennung eines Mitglieds der Familie Klingenberg im Ermland findet sich bereits im Jahr 1364, als Johannes Klingenberg, der Schulze von Grunau (das spätere Gronau nordwestlich von Guttstadt), genannt wird.¹ 33 Jahre später ist im „landgehegeten Dinge zu Mehlsack“ ein Hensel zum Klingengebige als „erbar lantscheppe“ genannt.² Im Jahr 1421 kauften Johann und Paul von Klingenberg das Allod Agstein bei Mehlsack.³ In Agstein ging der Name Klingenberg jedoch bald unter. Dafür erscheint er etwas später in der Stadt Mehlsack, wo im Jahr 1481 erstmals die Tochter eines Herrn namens Clingenberg als Ehefrau des Hans Panzenmecher erwähnt ist.⁴ 1497 wird in einem Mehlsacker Ratsprotokoll der Ratskompan Hans Clingenberch genannt. Auch später finden sich Mitglieder dieser Familie immer wieder als Ratsherren dieser Stadt. Im nahe Mehlsack gelegenen Heistern ist ebenfalls im Jahr 1481 ein Clingenberg genannt. In Seefeld übernahm im Jahr 1484

¹ Victor Röhrich: Geschichte des Fürstbistums Ermland, Braunsberg 1925, S. 156f. Sowie: Codex diplomaticus Warmiensis. Band II, Mainz 1864, S. 388.

² Victor Röhrich: Die Kolonisation des Ermlandes. S. 93.

³ Victor Röhrich: Die Kolonisation des Ermlandes, In: Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde des Ermlandes (ZGAE) in mehreren Teilen, hier Band 13, S. 96.

⁴ Hans Schmauch: Nicolaus Copernicus und die Wiederbesiedlungsversuche des ermländischen Domkapitels um 1500. In: ZGAE Band 27, S. 522, S. 532 und S. 540.

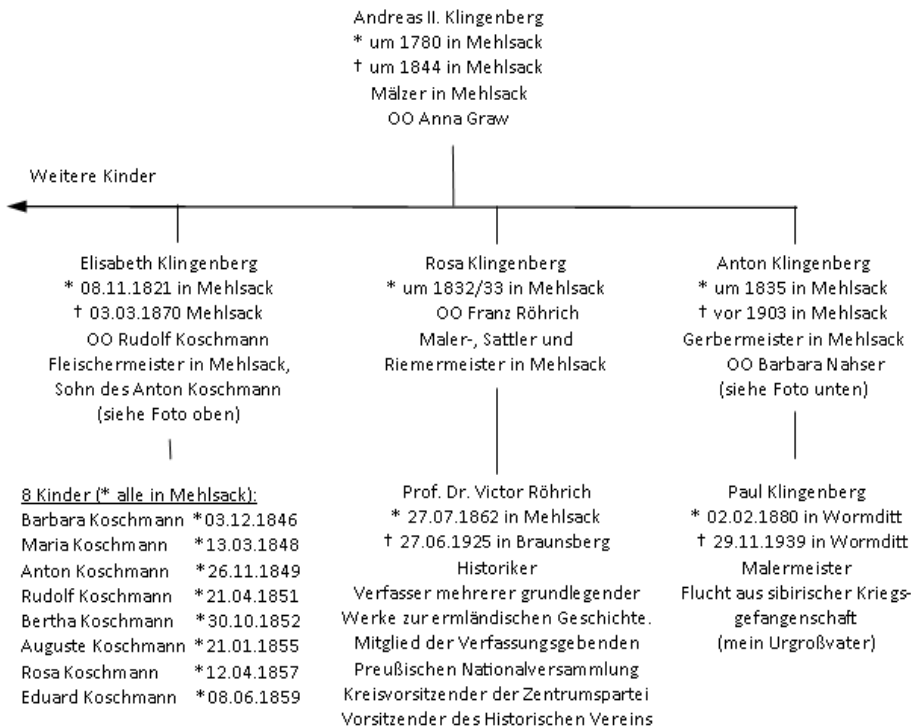
ein Peter Henning eine Hufe von Balthasar Clingenberg.⁵

Gleich mit dem Beginn der Kirchenbuchaufzeichnungen im Bereich des Kammeramtes Mehlsack tritt auch die Familie Klingenberg in den Kirchenbüchern von Mehlsack (ab 1630) wieder auf. Auch im Taufregister von Peterswalde (Kreis Braunsberg), das ab 1636 erhalten ist, wird ein Ehepaar, Agatha und Benedict I. Klingenberg, Bauern in Peterswalde, als Eltern genannt. Von hier aus hat sich ein Familienzweig in Heinrikau gebildet. Meine Forschungen ergaben, dass letztlich alle späteren Mehlsacker Klingenberg auf diesen Heinrikauer Zweig zurückgehen. Die oben erwähnten Agatha und Benedict I. Klingenberg aus Peterwalde sind die vierfachen Urgroßeltern der eingangs genannten Elisabeth Kossmann geborene Klingenberg. Diese wiederum war eine Tante des Historikers Victor Röhrich, von dem jeder, der an ermländischer Geschichte interessiert ist schon gehört hat und der hier in den Fußnoten bereits mehrfach genannt wurde.

Prof. Dr. Victor Röhrich, Historiker, Geheimrat, Kreisvorsitzender der Zentrumspartei Braunsberg, Mitglied der preußischen verfassungsgebenden Landesversammlung (Vorläuferin des preußischen Landtages, die nach der Revolution 1918/19 die preußische Verfassung neu zu beschließen hatte), Mitglied der ostpreußischen Provinzialversammlung, Vorsitzender des Historischen Vereins Ermland. Er wurde am 27. 07. 1862 in Mehlsack als Sohn des Maler,- Riemer- und Sattlermeisters Franz Röhrich und dessen Frau Rosa geb. Klingenberg geboren. Jene Rosa Klingenberg war eine jüngere Schwester der oben genannten Elisabeth Kossmann geborene Klingenberg.

Nicht vergessen will ich an dieser Stelle natürlich meinen Ururgroßvater, den Gerbermeister Anton Klingenberg, der der jüngste Bruder der Schwestern Elisabeth (Kossmann geborene Klingenberg) und Rosa (Röhrich geborene Klingenberg) war. Daneben gab es noch die Geschwister Johann, Franz und Andreas Klingenberg.

⁵ Hans Schmauch (a.a.O.)



(Auszug)

Entwurf: Werner Lange

Stammbaum der Familie Klingenberg

Zu erinnern ist an dieser Stelle auch an den eingangs schon genannten Lehrer und Heimatdichter Paul Klingenberg, der am 1. April 1900 in Mehlsack geboren wurde und 1975 im badischen Kaiserstuhl verstarb. Er war der Sohn des um 1868 in Mehlsack geborenen Carl Klingenberg (Besitzer des Hotels am Markt in Mehlsack), der seinerseits ein Vetter von Victor Röhrich und meinem Urgroßvater war. Neben zahlreichen Gedichten hat Paul Klingenberg auch eine wunderschöne Beschreibung seiner Vaterstadt Mehlsack hinterlassen:⁶

„Meine Augen sahen die Schönheiten mancher Länder und Meere, und durch viele Städte wanderten meine Füße. Jetzt aber, da ich über mei-

⁶ Veröffentlicht in der Ermländischen Zeitung vom 23.04.1938

ne Vaterstadt schreiben soll, klopft mir ein wenig das Herz, obwohl ich sonst nicht einmal weiß, ob ich ein solches Ding besitze. Nicht etwa weil meine Heimatstadt gegen den Glanz anderer Städte verblassen müßte, - nein, mir ist nur, als müßte ich jetzt vor dem keuschen Antlitz meiner Heimat den Schleier hinwegziehen, als müßte ich das Geheimnis meiner Liebe verraten.

„Wodurch ist Mehlsack berühmt“, fragte mich vor Jahren einmal ein bekannter Mann der Wissenschaft, als ich bei ihm eine Prüfung in deutscher Literatur ablegen sollte. Vielleicht wollte er mich hereinlegen, und ich hatte auch eher die Frage erwartet, wann Goethe geboren sei. Aber da ich meine Nase in viele Dinge hineingesteckt habe, so erwiderte ich lächelnd: „Mehlsack hat die einzige Rathausuhr, die ohne Ziffern richtig schlägt und doch falsch geht“. Diese Antwort verblüffte den Herrn Professor so sehr, dass er von Lachkrämpfen geschüttelt wurde und vor Schreck den goldenen Zwicker von der Nase fallen ließ. Heute freilich ist jenes Wunderwerk mittelalterlicher Technik längst verschwunden, und an seiner Stelle heult zuweilen eine dumpfe Sirene aus dem alten Rathausturm.

Erst später erfuhr ich, dass Mehlsack auch noch andere Berühmtheiten aufzuweisen hat. Es war im Nordexpress auf meiner Heimreise von England und Paris, zwischen Osnabrück und Hannover. Als ich damals meine Heimatstadt einem Mitreisenden nannte, sagte er: „So, aus der Stadt der „schweren Ermländer“ stammen Sie? Dann grüßen Sie mir bitte den alten Herrn Romanowski, sein Name hat hier einen guten Klang.“

Und selbst in Ungarn, am Rande der schweigenden Puszta, sagte man mir, dass Mehlsack eine schöne Stadt sei mit ihrer domähnlichen Kirche, mit dem von alten Linden umrauschten Schloß und dem reizenden Flußtal der Walsch.

Gewiß hat Mehlsack kein Theater, kein Tingeltangel, aber dafür hat es einen "Klatschwinkel" an der alten "Poart" (Pforte), wo man die neuesten Nachrichten erfahren kann - wer heute gestorben sei, was der Nachbar geträumt hat, und wer demnächst dran sei zu heiraten.

"Weetst all, Nobasche, dem Schröta sin Marjell, det Marike, ös mit em främde Käärl utjeröckt, nee sowat!" - "Na sißte, säd eck nich emma dee had Ooge wie Plötflöcka im Kopp, joa, joa!"

Mehlsack hat keinen Park, aber dafür einen Marktplatz, auf dem im Sommer früher das Gras wuchs, eine üppige Weide für die Hühner der Frau Nachbarin. Bisweilen geht auch heute noch die "Imarie", ein stadtbekanntes Original mit schlüpfenden Schritten über das holprige Steinpflaster, die zittrigen Hände unter der blaukarierten Schürze geborgen, in seligem Selbstgespräch über die verlorenen "blanken Talersch", die der leidigen Inflation zum Opfer fielen. Und fast jeden Nachmittag spaziert der alte Herr "Rat", mühsam mit Stock den Rinnstein entlangtastend, in die "Con", um hier am Stammtisch sein gewohntes Täßchen Mokka zu trinken.

Am schönsten aber ist Mehlsack im Mondenschein. Wenn der geheimnisvolle Ruf des grauen Käuzchens vom hohen Rathausturm in die schweigende Stille kullert, glaubt der Fremde aus der Großstadt, in eine Märchenstadt geraten zu sein, wo die Zeit stillsteht, wo die Seelen vergangener Geschlechter auf den mondbeglänzten Dachfirsten sitzen und mit Geisterhänden in die verlassenen Straßen hinabwinken."

Dieses Mehlsack existiert heute leider nicht mehr. Ich war inzwischen fünf Mal dort, zuerst 1991 mit meinen Schwiegereltern. Meine Schwiegermutter stammte auch aus dem Ermland (Heinrikau) und ich begann damals gerade mit meiner Ahnenforschung. Inzwischen weiß ich, dass ich mehrfach mit ihr (und also auch mit meiner Frau) verwandt bin, allerdings erst nach 12 Generationen. Welch ein verrückter Zufall! Ich bin Jahrgang 1954, meine Frau 1959. Wir sind beide in Sigmaringen (Hohenzollern) geboren und unsere Mütter – meine wurde 1933 in Wormditt geboren – kannten sich weder von früher noch aus Sigmaringen.

Wir sind 1991 früher als geplant zurückgefahren, man könnte sogar sagen geflohen. Das war genau an dem Tag, als der Putsch in der Sowjetunion war. Die Angst der Polen war damals greifbar und hat sich auch auf uns übertragen. Sie fürchteten, dass die Russen ihre Panzer



Paul Klingenberg (hintere Reihe in der Mitte) im Kreise seiner Freunde

herausholen und sich ihre alten Bündnispartner wieder gefügig machen könnten. Und wir wollten keineswegs dort sein, wenn es so käme. Zum Glück kam es nicht so ...

Ein paar Jahre später waren wir mit meinen Eltern, meiner Tante und einer Cousine meiner Mutter dort. Dabei erfuhr ich, dass das Haus meiner Urgroßeltern in Wormditt nicht mehr steht. Immerhin gab es jetzt

schon ein Lokal in Wormditt. Bei unserem ersten Besuch mussten wir noch bis nach Allenstein fahren, um Essen gehen zu können.

Unsere dritte Reise diente fast ganz allein der Ahnenforschung. Ich war zehn Tage lang im Diözesanarchiv, habe unter anderem nach möglichen Hinterlassenschaften von Victor Röhrich gesucht. Ich hoffte, dass er auch etwas zur Familiengeschichte verfasst haben könnte. Ich fand aber nichts dergleichen. In Mehlsack begannen sie damals gerade mit Bauarbeiten im Bereich des alten Marktplatzes, Kellergewölbe wurden sichtbar – welcher dieser Keller mag wohl der der Klingenberges gewesen sein?

Auch die vierte Reise diente vor allem der Ahnenforschung. Diesmal war ich im Staatsarchiv in Allenstein und in den Rathäusern von Wormditt und Mehlsack. Dort kümmerte sich sogar die damalige Bürgermeisterin persönlich um unsere Anliegen. Ich weiß nämlich nicht, wann genau meine Urgroßeltern verstorben sind. Die Unterlagen von Mehlsack aus dieser Zeit sind ja alle vernichtet worden. Ich hoffte, doch noch irgendetwas zu finden. Die Bürgermeisterin tat wirklich alles, um uns zu helfen – doch blieb alles vergebens.



Otto Hertwig in Mehlsack. Er hat ein Foto, das seine Mutter an gleicher Stelle und in gleicher Pose zeigt.

Die fünfte Reise folgte dann im Jahr 2007. Inzwischen hatte ich unsere amerikanischen Verwandten gefunden. Mein „Cousin“ Otto (Hertwig) – es liegen mehrere Grade zwischen ihm und mir – wollte gerne die Heimatstadt seiner Mutter kennenlernen. Das waren sehr bewegende Tage.

Meine Großmutter und Ottos Mutter waren Cousinen. Ottos Mutter war bereits 1912 als Kind mit ihren Eltern in die USA ausgewandert. Sie blieben aber in Kontakt zu ihren ermländischen Verwandten und hatten sich 1939 zuletzt in Wormditt gesehen. Danach brach der Kontakt ab und meine Oma verlor während der Wirren der Flucht die Adresse ihrer Cousine. Sie wusste nicht einmal mehr den Namen der

Stadt oder des Bundesstaates in dem sie lebte. Und die „Amerikaner“ konnten nicht mehr schreiben, weil sie ja nur die ostpreußischen Adressen kannten.



1939: Die Hertwigs in Wormditt (v.l.n.r.: meine Urgroßmutter Elisabeth Klingenberg, Kurt Herwig, Anna Hertwig, geborene Klingenberg, meine Großmutter Maria Plieth, geborene Klingenberg)

Meine Oma hatte mir lediglich hinterlassen, dass der Bruder ihres Vaters Otto Klingenberg hieß, Schneidermeister in

Mehlsack war und nach Amerika ausgewandert ist. Mit diesen wenigen Angaben ist es mir aber doch gelungen, die ganze Familiengeschichte wieder zusammenzufügen. Dabei stellte sich heraus, dass mein Urgroßvater als einziger seiner Geschwister in Deutschland geblieben war. Nicht nur das, auch seine Cousins mütterlicherseits – sie hießen Nahser – sind damals mit den Klingenberg zusammen in die USA gegangen. Während mein Urgroßvater im Ersten Weltkrieg kämpfte und in Sibirien in Kriegsgefangenschaft war, bauten sich seine Geschwister in Amerika eine neue Existenz auf.

Im letzten Jahr waren wir dann in Atlanta, wo wir ein kleines Familientreffen veranstalten konnten. Die Klingenberg und die Nahsers sind dort bis heute in engem Kontakt. Leider konnte ich den „berühmtesten“ Nahser Amerikas, Clifford Nahser, – er war Architekt und hat die in Amerika überall stehenden „Waffle Houses“ erschaffen – nicht mehr kennenlernen. Er starb im Jahr 2009. Für ihn hatte ich noch die verrückte Geschichte seines Großvaters ausgegraben. Ich hätte ihn gerne noch persönlich kennengelernt.



Waffle House in Fort Worth

Cliffords Großvater, Adolf Nahser, war 1871 in Sonnwalde geboren worden. Als Malermeister ging er auf die Wanderschaft, die ihn u.a. nach Süddeutschland und in die Schweiz (Thalwil, am Zürichsee) führte. Dort lernte er seine spätere Frau, Elisabeth Moser aus Rothenthurm kennen. Beide heirateten am 04.05.1896 in Thalwil (am Zürichsee gelegen), wo die Familie bis etwa 1901 auch lebte. Dort war die wirtschaftliche Lage etwas besser, jedenfalls hatte Adolf Nahser

dort als Malermeister Arbeit. Otto Klingenberg, der Schneidermeister und Bruder meines Urgroßvaters, tat es ihm probeweise gleich und ging ebenfalls in die Schweiz. Er ist dort vom 04.04.1899 bis zum 05.05.1900 als Einwohner von Thalwil gemeldet gewesen.

Übrigens hat auch mein Urgroßvater Paul Klingenberg für einige Monate in Thalwil gelebt. Er war dort zwar nicht offiziell angemeldet, erscheint aber am 10. Oktober 1898 im Kirchenbuch von Thalwil als Taufpate des zweitältesten Sohnes von Adolf Nahser. Er war also sogar noch vor seinem Bruder Otto in der Schweiz.

Doch bald stellte sich heraus, dass auch in der Schweiz die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die Klingenbergs und auch ihr Cousin Adolf Nahser gingen ins Ermland zurück. Adolf Nahser lebte 1902 in Wormditt, wo sein dritter Sohn, Albert, geboren wurde. Er ist der Vater von Clifford. 1906 lebte die Familie Nahser in Elbing. Dort wurde die Tochter Gertrud geboren. Otto Klingenberg heiratete 1902 in Mehlsack die aus Plauten bei Mehlsack stammende Maria Reimann und am 12. Juni 1903 kam dort seine älteste Tochter, Anna Klingenberg auf die Welt. Sie ist Otto Hertwigs Mutter.

Mein Urgroßvater Paul Klingenberg heiratete am 23.11.1904 in Wormditt. Seine älteste Tochter hieß ebenfalls Anna (* 04.11.1906 in Wormditt). Seine zweite Tochter, Maria (* 16.03.1908), ist meine Großmutter. Im Frühjahr 1903 ist mein Urgroßvater, der Gerbermeister Anton Klingenberg, in Mehlsack gestorben. Dies hat nun seine Witwe, Barbara Klingenberg geborene Nahser, zum Anlass genommen, um ihre beiden Kinder – die älteren Geschwister meines Urgroßvaters (Maria und Franz) waren schon 1895 in die USA gegangen – in den USA zu besuchen. Begleitet wurde sie dabei von ihrem Sohn Otto.

Auf der Passagierliste ist vermerkt, dass Barbara Klingenberg und ihr Sohn Otto von Bremerhaven aus mit der „Neckar“ nach Baltimore ausgelaufen sind. Als Grund ihrer Reise ist vermerkt, dass sie ihren Sohn (bzw. Bruder), Franz Klingenberg, in Fulton, besuchen wollten. Bei der Ankunft am 13.09.1903 gaben sie an, ihre Tochter (bzw. Schwester) Maria in Atlanta besuchen zu wollen. Dies war aber nur einer der

Gründe, denn Otto Klingenberg wollte sich in den USA umsehen und schauen, ob es sich dort nicht besser leben lassen würde als in Ostpreußen.



Barbara (geb. Nahser) und Anton Klingenberg mit mit Sohn Otto (dem Bruder meines Uropas) um 1893 in Königsberg

Otto und seine Mutter haben gesehen, dass es den „amerikanischen“ Klingenberg in Fulton (bei Atlanta) sehr gut geht. Franz Klingenberg war Schreinermeister und hatte sich einen kleinen Betrieb aufgebaut (Otto Hertwig hat noch heute ein von ihm angefertigtes Möbelstück zu Hause). Er hatte am 22. April 1900 eine Amerikanerin geheiratet und

fühlte sich in Amerika sehr wohl.

Noch besser hatte es Maria Klingenberg getroffen. Sie war nach Aussagen von Otto Hertwig eine echte Geschäftsfrau. Sie hatte bereits am 10.12.1895 in Fulton den aus dem Elsaß stammenden Witwer Jacob Kreis geheiratet. Er war gut 30 Jahre älter als „Mieta“ (Maria), hatte bereits aus erster Ehe sechs oder sieben Kinder und besaß eine gut gehende Färberei. Die Familie hatte es zu beachtlichem Wohlstand gebracht, besaß ein sehr ansehnliches Haus und beschäftigte sogar einen eigenen „Hausdiener“.

Als Barbara Klingenberg geborene Nahser nach Fulton kam, traf sie dort drei Enkelkinder von ihrer Tochter Maria an. Auch wenn es den Geschwistern offensichtlich sehr gut ging, Otto Klingenberg's Heimweh nach dem Ermland war zunächst noch größer. Seine Mutter und er kehrten vorerst nach Mehlsack zurück. 1906 unternahm er einen zweiten Versuch. Zusammen mit seiner Frau besuchte er erneut seine Geschwister in den USA. Diesmal wollte er drüben bleiben, doch seine

Frau zog es wieder zurück.

Am 8. November 1910 hat meine Ururgroßmutter in Mehlsack nochmals geheiratet. Ihr neuer „junger“ Ehemann hieß Franz Dittrich, war erst 54 Jahre alt, Schreinermeister und stammte ebenfalls aus Mehlsack. Sie hatte ihn in Atlanta neu kennengelernt und ihn überredet, nach Mehlsack zurückzukehren. Barbara war zu diesem Zeitpunkt immerhin schon 62 Jahre alt. Für sie war damit das Thema USA abgeschlossen. Für Otto Klingenberg nicht. Am 2. Februar 1912 gingen er, sein Cousin Adolf Nahser, der „Schweizer“, der zwischenzeitlich wieder in der Schweiz, in Flüelen lebte, und deren beider Familien in die USA. Mein Urgroßvater Paul Klingenberg, war damit der einzige aus dieser Generation, der in Ostpreußen blieb.



*Adolf Nahser und Familie um 1910 in Flüelen
(Axenstrassen Tunnel)*

Adolf Nahser kam nach dem Tod seiner Frau (der Schweizerin) aber wieder nach Europa zurück. Seine älteren Söhne blieben jedoch in den USA. Er arbeitete u.a. in Mailand (am Dom) und in Berlin (weitere Stationen konnte ich nicht mehr ausfindig machen), heiratete nochmals, diesmal die Ermländerin Maria Wermter, zog mit ihr aber wieder in die Schweiz, nach Flüelen am Vierwaldstätter See, wo er ein schönes Haus nebst traumhaftem Grundstück hoch über dem See erwarb. Heute ist

dieses Grundstück sicher einige Millionen wert. Aus der zweiten Ehe Adolf Nahsers ging am 11.03.1921 in Flüelen der Sohn Felix hervor. 1922 und 1923 lebte die Familie wieder in Berlin. Das schöne Grundstück in der Schweiz hat er wieder verkauft (ich habe für Clifford Nahser in Altdorf Kopien aus dem Grundbuch gezogen). 1925 wird seine zweite Frau in Berlin bereits als Witwe genannt. Ich konnte leider nicht ausfindig machen, wann und wo Adolf Nahser gestorben ist. Felix Nahser ist bereits 1951 in Berlin verstorben.

Der Schneidermeister Otto Klingenberg hat es in Atlanta gut getroffen. Er war ein begehrter und hoch angesehener Fachmann. Im Gegensatz zu seiner Frau und zu seiner Tochter hat er Deutschland und das Erm-land nach 1912 nie wieder gesehen. Stattdessen hat er unermüdlich gearbeitet und ein Haus nach dem anderen erworben. Als er am 30.01.1957 in Atlanta starb hinterließ er seinen drei Kindern insgesamt sechs Häuser.

Alles, was meine Großmutter mir von ihren Vorfahren erzählt hatte, von dem nicht einmal sie selbst so recht wusste, wie es zusammenpasst, konnte ich nachvollziehen und einordnen: Den berühmten Professor hatte sie für einen Arzt gehalten, es war der Historiker Victor Röhrich, die Schweizer Verwandten, das waren die Nahsers. Sie lebten aber nur kurze Zeit in der Schweiz und sind dann zusammen mit dem Onkel meiner Oma, dem Schneidermeister Otto Klingenberg, in die USA ausgewandert. Nach rund 65 Jahren, während deren beide Teile der Familie lediglich noch wussten, dass es den anderen Teil geben muss, konnte ich das Familienpuzzle, das mir meine Oma aufgetragen hatte, wieder zusammenfügen.

Doch nicht nur das. Inzwischen weiß ich, dass die Klingenbergs ursprünglich aus dem Thurgau ins Ordensland gekommen waren und dass mindestens einer aus der Familie, der Ritter Hans von Klingenberg, an der Seite König Johanns von Böhmen in vorderster Front am „Heidenkampf“ gegen die armen Pruzzen beteiligt war, die gar nicht so recht wussten, wie ihnen geschah. Ein Zweig der Familie von Klingenberg hat sich dann zwischen 1354 und 1364 im ermländischen Ort

Wunnenberg (bei Langwalde) niedergelassen und diesem den Namen Klingenberg gegeben. 1421 kauften Johann und Paul von Klingenberg das Allod Agstein bei Mehlsack. Durch Erbteilungen zerfiel Agstein bald schon in mehrere Stücke.⁷ Hierin ist einer der Gründe dafür zu sehen, dass die Familie von Klingenberg bald schon in bürgerlicher und bäuerlicher Versenkung verschwand.



Der auf einer leichten Anhöhe gelegene Hof in Klingenberg (heute Lozy) könnte der ehemalige Schulzenhof gewesen sein.⁸

Als fast genauso spannend erwies sich die Erforschung der Familie Nahser. Auf den ersten Blick ließ sich diese Familie seit 1606 im Kirchenbuch von Langwalde in Luben nachweisen. Eine genauere Untersuchung ergab dann aber, dass die Familie zwischen 1610 und 1618 ihren Namen von Lazer in Nazer (was später zu Naser, Nahser wurde) geändert hat oder ändern ließ. Stanislaß Lazer erscheint ab 1585 in Luben, das zu dieser Zeit zum benachbarten Gut Wölken gehörte und an zwei Bauern ausgetan war. Aus erster Ehe hatte Stanislaß Lazer mindestens fünf Kinder: Hedwig heiratete 1596 in Luben, Johannes heiratete

⁷ Victor Röhrich: Die Kolonisation des Ermlandes, S. 146.

⁸ Foto: Werner Lange 2004.

1606 ebenfalls in Luben, Lorenz heiratete 1607 nach Podlechen, Andreas heiratete im Januar 1608 in Wormditt⁹ (er vollzog den Namenswechsel in Nahser nicht mit, seine Nachkommen hießen also weiterhin Lazer) und Gregor, der in Luben ansässig blieb, heiratete 1610 in Luben. Aus zweiter Ehe hatte Stanislaß nochmals mindestens zwei Töchter: Sophia und Catharina. Als Catharina am 19.11.1618 heiratete, lebte Stanislas Naser noch. Er hatte den Namenswechsel von Lazer zu Nazer also noch mitgetragen. Ausgeführt hat diese Namensänderung übrigens Andreas Rembowski, der von 1609-1627 als Langwalder Pfarrer überliefert ist.¹⁰ Im Zuge meiner Forschungen konnte ich auch ermitteln, dass sich ausnahmslos alle ermländischen Nahser auf jenen Stanislaß Lazer/Nazer zurückführen lassen.

Spannend ist nun die Frage, weshalb die Familie ihren Namen wechselte. Der Name Lazer (Laser) ist wahrscheinlich jüdischen Ursprungs. Dies findet sich u.a. bestätigt in Siegfried Hungereckers „Judensachen“, wo zahlreiche Juden dieses Namens erwähnt sind.¹¹ Daneben sind auch in der Kartei Quassowski zwei im 18. Jahrhundert getaufte Laser in Königsberg vermerkt sowie ein Arndt Laser, Jude in Zyganen. Es könnte also sein, dass der um 1545/50 geborene Stanislaß Laser, nachdem er (oder schon sein Vater) zum katholischen Glauben übergetreten war, nun zu seinem bereits katholischen Vornamen,¹² einen weniger „jüdisch klingenden“ Nachnamen tragen wollte, was ihm die erwünschte Assimilation erleichtern sollte.

Verfasser: Werner Lange, Friedrichstr. 25, 65343 Eltville, Tel. 06123 / 993365, E-Mail: werner-lange@gmx.de

⁹ Vgl. Heiratsregister Wormditt.

¹⁰ Gertrud Fehlau (Hrsg.), Langwalde Ein Kirchspiel im Ermland, Band 2, 1996, S. 24.

¹¹ Siegfried Hungerecker, Judensachen - Quellen zur Erforschung jüdischer Familien im 18. Jahrhundert. APG Bd. 21, S. 397-410.

¹² Der hl. Stanislaus ist der „Schutzpatron“ Polens.

NACHRUFE – UNSERE TOTEN

Beisetzung unseres früheren Kreisvertreters und Ehrenvorsitzenden Gerhard Steffen



Der Verstorbene hatte sich eigentlich nur gewünscht, in der Heimerde begraben zu werden, und hatte deswegen behutsam den befreundeten Pfarrer von Pettelkau Taddeus Rudzinsky gefragt, ob auf dem Friedhof von Pettelkau Platz für ihn sei. Doch der lehnte ab, nein für ihn sei da kein Platz. Und auf die Rückfrage „warum nicht“, antworte der Pfarrer „Nein, Du kommst nicht auf den Friedhof, sondern weil Du der Wiedererbauer der Kirche nach dem Krieg bist, hast Du nach dem Kirchenrecht das Recht, in der Kirche begraben zu werden...“ Na, das war doch was, und auf Nachfrage genehmigte dies der damalige Erzbischof von Ermland Dr. Edmund Piszcz auch und so ließ Gerhard Steffen schon einmal vorsorglich eine Grabplatte für die Wand und eine Gruft darunter herstellen.

Auch den Transport des Sarges nach Ostpreußen hatte er vorbereitet, ein Zinksarg mit einem kleinen Fenster drin, und der Beerdigungsunternehmer aus Braunsberg musste mit dem Sarg auch erst einmal vom westdeutschen Heimatort Oberursel zum polnischen Konsulat nach Köln fahren, damit die sich dort überzeugen konnten, dass auch nur einer in dem Sarg liegt...

Zur Beisetzung in Braunsberg waren dann die Frau des Verstorbenen und alle seine Kinder – je nachdem auch mit ihren Familien - angereist.

Nachdem bereits ein Requiem in Oberursel stattgefunden hatte, begannen die Trauerfeierlichkeiten in Braunsberg mit einem weiteren Requiem in der nach den Zerstörungen des Krieges wieder aufgebauten gotischen Pfarrkirche St. Katharina mit dem prächtigen Sternengewölbe. In dieser Kirche war der Verstorbene noch im Krieg Messdiener.



Außer der Familie des Verstorbenen waren der Braunsberger Bürgermeister Henryk Mrozinski mit seinen Ratsherren, der ehemalige Landrat mit Frau, die meisten Schwestern des Klosters der Katharinerinnen, eine Abordnung der Feuerwehr und natürlich der Nachfolger des Verstorbenen im Amt des Kreisvertreters Herr Manfred Ruhнау, sowie der Schriftführer Michael Preuschoff und einige Angehörige der deutschen Minderheit und auch einige polnische Neubürger anwesend.

Der inzwischen pensionierte Erzbischof Dr. Edmund Piszcz hat die Beisetzung zusammen mit seinem Nachfolger Dr. Adalbert Ziemba und fünf weiteren Priestern der Diözese Ermland

übernommen. In seiner Predigt auf Deutsch kam Erzbischof Piszcz darauf, dass Gerhard Steffen ein Mensch mit tiefem Glauben und tiefer Hoffnung war und aus dieser Haltung heraus bewusst sein Leben gestaltet hatte. Auch ging er auf den Lebensweg Gerhard Steffens ein, der mit 16 Jahren Braunsberg verlassen musste, weil er als Flakhelfer eingesetzt wurde. Kurz vor Kriegsende kam er dann zur Wehrmacht, geriet in russische Gefangenschaft und kehrte 1948 krank und ausgezehrt zur Familie zurück, die inzwischen in Niedersachsen eine vorläufige Bleibe gefunden hatte. Ja, er hätte einen Groll haben können, auch auf die Polen, doch sein Glaube hat ihm gesagt, dass er das Böse durch das Gute besiegen müsste. Aus dem Glauben heraus war er eben ein Mensch des Friedens, soweit der pensionierte Erzbischof.



Von der Kirche ging dann ein Autokorso über die alte sogenannte Panzerstraße nach Pettelkau, wo die Beisetzung in der Kirche stattfand.



Auszug aus der Katharinenkirche, die Orgel spielte den Trauermarsch von Chopin



Gruf in der Pettelkauer Kirche für den Wiedererbauer.

Und ein Zerm, also ein Begräbnismahl, gab es natürlich auch – für alle, die teilnehmen wollten.

Zur Biografie Gerhard Steffen:

Der langjährige Kreisvertreter der Kreisgemeinschaft der Braunsberger und ihr Ehrenvorsitzender war am 18. März 2012 kurz vor seinem 85. Geburtstag verstorben.

Er war Komtur des päpstlichen Silvesterordens, Träger des Bundesverdienstkreuzes, Träger des Goldenen Ehrenzeichens der Landsmannschaft Ostpreußen und Ehrenbürger der Stadt Braunsberg. Besonders die Ehrenbürgerwürde im Jahre 2006, die ihm für seinen Einsatz zur Versöhnung der alten und neuen Braunsberger, aber auch für seine Vermittlung der Unterstützung für Projekte der Stadt Braunsberg und der Stadt Frauenburg verliehen wurde, empfand der nun Verstorbene als hohe Auszeichnung und Ehre. Der Apostolische Visitator Ermland hatte ihm auch die Andreasmedaille seiner Heimatdiözese verliehen.

Gerhard Steffen war der Motor und Ideengeber unserer Kreisgemeinschaft. Im Jahre 1990 begründete er die Heimatbriefe und gab sie bis zu seinem Ausscheiden als aktiver Kreisvertreter im Jahre 2000 heraus. Damit gab er der Kreisgemeinschaft ein eigenes Sprachrohr und somit neue Impulse. Der Hintergrund seiner Hingabe an die Aufgaben und Pläne der Kreisgemeinschaft Braunsberg war eine tiefe christliche Frömmigkeit.

Seine Zielstrebigkeit zeichnete ihn aus.

1998 wurden von der deutsch-polnischen Stiftung Gelder für den Wiederaufbau der nach dem Kriege abgebrannten Kirche in Pettelkau bewilligt, die die Kreisgemeinschaft beantragt hatte. 1998 hat der damalige Erzbischof Dr. Edmund Piszcz die Einweihung vorgenommen.

Nach Abschluss der Schulausbildung und einem kurzen Studium trat Gerhard Steffen in den das Berufsleben bei der Deutschen Bundespost. Pflichterfüllung und Verantwortung für den Mitmenschen waren die Grundpfeiler all seines Handelns. Die angeschlagene Gesundheit zwang ihn zur vorzeitigen Aufgabe der Berufstätigkeit.

Das Ehrenamt eines Laienrichters in der Strafjustiz übte er 16 Jahre hindurch aus. Auch im kirchlichen Bereich nahm er viele Aufgaben wahr.

Die größte Herausforderung jedoch wuchs aus der engen Verbundenheit mit seiner ostpreußischen Heimat und führte zu seiner aufopferungsvollen Mitarbeit in den kirchlichen und landsmannschaftlichen Vertriebenenverbänden.

Fünfzehn Jahre war er Mitglied der Ermländervertretung und neun Jahre Mitglied des Ermländerrats, den Beratungsgremien beim Apostolischen Visitator für die heimatlos gewordenen Gläubigen der Diözese Ermland. Ebenfalls neun Jahre vertrat er im Bundesvorstand der Landsmannschaft Ostpreußen vor allem die Belange der katholischen Ermländer.

Gerhard Steffen nahm alle diese Aufgaben sehr ernst und war stets bemüht, auf der Grundlage der geschichtlichen Wahrheit in Deutschland und in Polen ausgleichend und versöhnend zu wirken. So erwarb er sich bei beiden Völkern viele Freunde.

Seine Geradlinigkeit und Treue, sein Einsatz für Wahrheit und Recht, seine Beharrlichkeit und Schaffenskraft wurden besonders geschätzt.

Große Verdienste hat sich Gerhard Steffen auch durch seinen nimmermüden Einsatz für die Aufstellung des Gedenksteins in Frauenburg erworben. Die ersten Gespräche und Verhandlungen mit dem Bürgermeister in Frauenburg hat Gerhard Steffen geführt. Der Gedenkstein hält die Erinnerung an die vielen tausend Menschen wach, die im Februar und März 1945 auf der Flucht vor den damals angreifenden Russen in Schnee und Eis umgekommen sind.

Vor allem auch die Kreisgemeinschaft Braunsberg hat Gerhard Steffen viel zu verdanken.

Wir empfehlen Gerhard Steffen der Gnade Gottes und hoffen, dass wir uns einmal bei Gott wiedersehen dürfen.

Requiescat in pace.

Predigt von Erzbischof Dr. Edmund Piszcz in der Braunsberger Pfarrkirche St. Katharina:

Verehrte Familie des verstorbenen Gerhard Steffen, ehrwürdige Schwestern der heiligen Katharina, geehrte Freunde des Verstorbenen, liebe Schwestern und Brüder,

der Mensch ist das einzige Wesen, das weiß, dass es sterben muss. Andere Geschöpfe können das erahnen, eine Unruhe spüren, aber ein Bewusstsein für den Tod hat nur der Mensch. Jesus starb am Kreuz als Mensch, das heißt - er wusste, dass er stirbt. Doch wusste er auch, dass der Tod nicht das Ende ist, sondern eine Schwelle, über die man zu einem anderen Leben geht, wo es schon kein Leid mehr gibt, sondern wo eine ganz andere Wirklichkeit herrscht, die frei vom Tode ist. Diese Wahrheit und zugleich auch Hoffnung vermittelt uns der heilige Paulus, wenn er im ersten Brief an die Korinther schreibt: „Nun aber ist Christus von den Toten auferweckt worden als der Erste der Entschlafenen. Da nämlich durch einen Menschen der Tod gekommen ist, kommt durch einen Menschen auch die Auferstehung der Toten. Denn wie in Adam alle sterben, so werden in Christus alle lebendig gemacht werden" (1 Kor., 15, 20-22).

Diese Gedanken und Worte möchte ich auf den Menschen beziehen, von dem wir heute Abschied nehmen, auf Gerhard Steffen. Er wusste, dass sein irdisches Leben ein Ende hat. Doch war er ein Mensch mit einem tiefen Glauben und einer Hoffnung, die sich auf die Aussage Christi stützt: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt" (Joh 11, 25). Gerhard Steffen hat den Wunsch geäußert, dass bei seiner Beerdigung das Evangelium der Seligpreisungen (Mt 5, 1-12a) gelesen wird. Wir wissen, dass das keine Gebote sind. Und auf die Frage, was die Seligpreisungen denn seien, kann man die Antwort geben, dass sie ein Vorschlag und eine Quelle des christlichen Lebens sind. Um mit ihnen zu leben, muss man sie zuerst erwählen. Hier drängt sich der Gedanke an den jungen Mann aus dem Evangelium auf, der die Gebote befolgt, aber Jesus fragte: „Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen" (Lk 10, 25). Die Antwort Jesu

war entsprechend kurz. Sie war enthalten in dem einen Satz: „Komm und folge mir nach“ (Mt 19, 21).

Im Leben muss man Entscheidungen treffen und Gerhard Steffen hat sich für den Weg des Lebens entschieden. Dieser Weg waren eben die Seligpreisungen, die ich eine Quelle des christlichen Lebens genannt habe. Aus dieser Quelle schöpfte er Kraft, um ein glaubwürdiger Zeuge Christi zu sein. Denn Jesus bat: „Ihr werdet meine Zeugen sein...“ (Apg I, 8). Man kann also sagen, dass Gerhard Steffen in seinem ganzen Leben ein Zeugnis der Wahrheit und der Liebe gegeben hat. Und dieses Leben war nicht leicht. Es war voller schwerer Erfahrungen durch den Zweiten Weltkrieg. Mit 16 Jahren musste er das Ermland verlassen, Braunsberg, wo er geboren war. Vor dem Ende des Krieges wurde er noch zur Wehrmacht eingezogen, kam in russische Kriegsgefangenschaft und kehrte im Jahre 1948, krank und ausgezehrt, zur Familie zurück, die nun in Niedersachsen lebte. Er hätte einen Groll auf die Welt, auf die Menschen, auf Polen haben können, aber sein tiefer Glaube ließ ihn völlig anders auf das schauen, was er durchlebt hat. Er wusste, dass Jesus uns keine einfache, sondern eine schwierige Liebe gelehrt hat. Sicherlich hat Herr Steffen auch an die Worte des heiligen Paulus aus dem Römerbrief gedacht: „Lass dich nicht vom Bösen besiegen, sondern besiege das Böse durch das Gute“ (12,21). Er liebte seine Heimatstadt, er liebte das Ermland und er hat viel getan, damit zwischen unseren Ländern kein Hass, sondern der Friede Christi herrscht, von dem Jesus in der Bergpredigt sagt: „Selig, die Frieden stiften, denn sie werden Söhne Gottes genannt werden“ (Mt 5, 9). Mit diesem Frieden war das Gute verbunden, das er tat. Denn er war ein Mensch des Friedens, der im Glauben begründet war. Gerade Glaube und Liebe zur Heimat ließen ihn so handeln, wie der heilige Apostel Jakobus sagt: „So ist auch der Glaube für sich allein tot, wenn er nicht Werke vorzuweisen hat“ (Jak 2,17). Mit dem guten Wirken ging die erwähnte Sendung für den Frieden einher. Zeichen der Dankbarkeit waren die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes durch die Bundesrepublik Deutschland, der Andreasmedaille durch den Visitator Erm-

land und die Ehrenbürgerschaft durch die Stadt Braunsberg. Und auf Antrag des Erzbischofs von Ermland Wojciech Ziemba, hat Papst Benedikt XVI. Gerhard Steffen eine hohe Auszeichnung verliehen - den Orden des heiligen Silvester. Doch besonders hervorzuheben ist der erneute Aufbau der im Krieg zerstörten Kirche von Pettelkau. Die dortige Pfarrei hörte 1945 auf zu existieren. Es gab keine Kirche mehr, nur eine große Ruine. Man musste die Kirche neu aufbauen. Und das ist dank Gerhard Steffen geschehen, der sich um die finanziellen Mittel bemüht und das Aufbauwerk bis zum Abschluss geführt hat. Es war ein denkwürdiger Sonntag in den neunziger Jahren, als ich unter Beteiligung von zahlreichen Gläubigen die Kirche erneut konsekriert habe. Damals auch hat Herr Steffen die bescheidene Bitte geäußert, in dieser Kirche seine letzte Ruhestätte finden zu dürfen. Dazu habe ich mein Einverständnis gegeben. In früheren Zeiten hatte der Stifter einer Kirche das Recht in ihr beerdigt zu werden. Es gibt keinen Zweifel, dass Herr Steffen der neue Stifter der Kirche in Pettelkau ist, und darum wird er auch dort den Tag der Auferstehung erwarten.

Lieber Herr Gerhard Steffen, wir sind Ihnen dankbar für alles Gute, für das Zeugnis des Glaubens, für das Beispiel der Liebe zur Heimat, wo Sie geboren wurden, lebten und wo Sie „bei Gott und den Menschen Gefallen fanden“ (vgl. Lk 2, 52). Wir hoffen, dass Gott Sie zu sich geholt hat, in die ewige Seligkeit. Wir wissen, dass ein guter Mensch uns für immer verlassen kann. Er wird nicht mehr unter uns sein, aber sein bester Teil verbleibt für immer in uns.

Ich meine, die Worte des heiligen Paulus passen genau auf Gerhard Steffen, wenn er schreibt: „Keiner von uns lebt sich selber, und keiner stirbt sich selber: Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Ob wir leben oder ob wir sterben, wir gehören dem Herrn“ (Röm 14, 7-8). Wahr ist das, was wir in diesem Moment erleben, dass er, Gerhard Steffen, jetzt wirklich lebt, und wir mit jedem Tage sterben. Wahr ist auch der Satz, der auf der Todesanzeige steht: „Jesus lebt, mit Ihm auch ich; das ist meine Zuversicht!“ Amen.

Johanna von Bülow +

Wie wir erfahren haben, ist Frau Johanna von Bülow am 12. 07. 2011 verstorben. Nähere Umstände sind uns nicht bekannt.

Frau von Bülow wurde am 29.03. 1935 als Tochter des Braunsberger Landwirtes Stefan Tresp. Malzstraße 18 geboren. Nach dem Kriege verschlug es die Familie Tresp wie viele Braunsberger über ein Internierungslager in Dänemark nach Flensburg und die Tochter Johanna weiter nach Hamburg. Dort heiratete Sie dann den Herrn von Bülow.

Jahrelang arbeitete Frau von Bülow im Beirat der Braunsberger Kreisvertretung, und daneben hat sie viele Jahre hindurch mit Frau Ruth Lagemann die Schülerinnen und Schüler der Braunsberger Volksschulen sehr eifrig und sorgfältig im Team der Herausgeber der Braunsberger Schulhefte betreut. Für diese mehr im Stillen geleistete Arbeit sagen wir ihr auch im Namen der anderen Herausgeber der Braunsberger Schulhefte heute unser aller Dank. Wir glauben aber auch, im Namen vieler Braunsberger sprechen zu dürfen, denn diese Hefte waren ja viele Jahre hindurch nach dem letzten Kriege das wichtigste Mitteilungsblatt für die in alle Winde verstreuten Braunsberger.

R.i.p.

Ruth Lagemann und Ernst Matern

Karin Döpner +

Am 22. Juli 2011 ist Karin Döpner in ihrer Wohnung in Bad Krozingen gestorben. Sie hat sehr viel für uns Braunsberger getan. Vor allem die Leser der Hefte der Braunsberger Schulen, die sie mit herausgegeben hat, werden sich daran erinnern.

Ich möchte an dieser Stelle nur ein kurzes Dankeschön sagen für das, was sie für ihre, unsere Klasse, die Sexta 1937 der Elisabeth-

Schule, getan hat. Uns, die wir aus dieser Klasse noch am Leben sind, verbindet bis heute eine herzliche Freundschaft, weil wir uns nach der Flucht aus Braunsberg immer wieder in kurzen Abständen, zuletzt in jedem Jahr, wieder getroffen haben. Uns ist allen bewusst, daß wir das allein Karin verdanken. Sie hat von Anfang an und dann immer wieder die Initiative zu unseren Treffen ergriffen. Sie hat unsere Adressen nach 1945 gesammelt, sie hat uns in die verschiedensten Orte eingeladen, sie hat Unterkunft und Programm organisiert oder dafür gesorgt, dass eine von uns ihr dabei ein bisschen zur Hand ging. Eins dieser Treffen war sogar eine gemeinsame Reise in die Heimat, nach Braunsberg. Wir haben uns mit der Zeit daran gewöhnt und uns darauf verlassen, dass Karin „schon alles machen wird“. Sie war unser Zentrum.

Wir hatten in Braunsberg eine sehr verehrte Klassenlehrerin, Frau Germer. Auch um sie hat Karin sich gekümmert, als Frau Germer nach einem Sturz mit einer schweren Gehbehinderung ziemlich einsam in einem Altersheim lebte. Karin, die damals in Hannover wohnte, hat sie zum Beispiel einmal für ein paar Tage in ihre Wohnung geholt, die über Treppen zu erreichen war. Da Frau Germer nicht hinaufsteigen konnte, hat Karin Studenten organisiert, die sie hinauftrugen und dann alle ehemaligen Elisabeth-Schülerinnen, die in der Nähe wohnten, zu einem Besuch eingeladen. Ich habe bei der Gelegenheit Frau Germer zum letzten Mal gesehen. Nach Frau Germers Tod hat Karin die Verbindung zu deren einzigen Verwandten, ihrer Nichte und ihrem Mann Dres. Heinrichs aus Halle, aufgenommen. Sie hat Heinrichs zu einem unserer Klassentreffen eingeladen, und von da an gehören die beiden zu "unserer Klasse" dazu. Sie kamen immer zu uns, und wir haben eines unserer Treffen auf ihre Einladung hin in Halle gehabt und dort an Frau Germers Grab gestanden.

Wir danken Karin mit herzlichem Gedenken für ihren großen Einsatz, der uns ein Stück Heimat erhalten hat.

Im Namen aller unserer Klassenkameradinnen

Gertraud Böttcher (Tolksdorf)



Elisabethschule: Treffen in Halle 2004 oder 2005 mit K. Döpner

Im Alter

Kommt der Herbst, so musst du wenden
still dein Herz zur Kinderzeit,
denn die Zeichen auf den Händen
künden die Vergänglichkeit.

Wenn sie vor den Fenstern lärmern
von der neuen Zeit und Welt,
lass dein Herz sich nicht mehr härmern,
sieh, dein Acker ist bestellt.

Knüpfe, was du auch gewonnen,
an den Anfang dir zurück,
nur was still sich fortgesponnen,
ist dir Ernte, Lohn und Glück.

Sieh dich wachsen, sieh dich werden
aus den ersten Kinderschuhn,
mehr gewinnst du nicht auf Erden,
als das dir Gesetzte tun.

Wenn auch tausend Stühle weben
Menschenglanz und Menschenpracht:
golden steht dein Kinderleben
vor der letzten dunklen Nacht.

Ernst Wiechert



Andere Seite: Klassenfoto von 1937 (evangelische Volksschule) – vom Jahrgang 1926.

1. Reihe von links: Helga Grimm, Anna Böhnke, Gerda Tiede, Elfriede Quedzuweit, Christa Musso, Inge Böhm, Erna Thurau, Elly Gerlach, Elfriede Balzer, Erna Brasch

2. Reihe: Hilde Preuss, Gertraud Berlinke, Else Grubel, Ilse Cornitius, Erna Weiskowski, Lehrer Käding, Margarete Neumann, Elsbeth Laufert, Lotte Neumann, Elfriede Norde,

3. Reihe: Erna Thaler, Ilse Ostrowski, Karin Döpner, Elly Dyck, Else Klemens, Hedwig Romann, Else Augustin, Susie Kuhn, Ursula Reimann, Hilde Böhnke

hintere Reihe: Grete Klemens, Anneliese Werner, Margarete Schneiderei, Grete Steffen, Elfriede Färber, Vera Langanke, Lucie Lange, Marta Gerlach, Frieda Ziebull, Ruth Schneiderei

Eingesandt von Elfriede Kamp, Lahnstr. 10, 56130 Bad Ems, Tel.: 02603/2869, früher E. Balzer, Rodelshöfer Str. 4, Braunsberg

Wir trauern auch um:

Herta Lucia Bellgardt, geb. Grunenberg, * 23.06.1924 in Neu Passarge, + 11.02.2011 in Coonamble, New South Wales, (Tochter Renate Hume, geb. Bellgardt, 25 Mendooran Street, Coonamble, NSW 2829, Australien)

Leo Jeschkeit, 77 J., Thalbach, verstorben am 14. 08. 2011 (Dietlinde J., Käthe-Kollwitz-Weg 3, 99752 Bleicherode)

Heinz Regener, 81 J., verstorben am 12. 01. 2012 (Ursula R., geb. Harnau aus Braunsberg, Neue Dammstr. 31, heute Dorfstr. 17, 39365 Eilsleben)

Maria Regenbrecht, geb. Arendt, Heinrichsdorf, 93 J., verstorben am 02. 04. 2012 (Hugo Regenbrecht, Friedhofsweg 1, 593494 Nordkirchen)

Karl-Heinz Drossel, geb. 04.01.1934, Braunsberg, Seeligerstr. 4, verstorben am 16.03.2011 in 28865 Lilienthal (Kornelia Grätz, Schmerberger Weg 92A, 14548 Schwielowsee/OT Caputh)

EREIGNISSE AUS BRAUNSBURG UND UMGEBUNG UND MIT BRAUNSBURGERN

Partnerschaft: Lichtenau/Westfalen – Lichtenau/Ermland

Im Mai 2011 erlebte das kleine Dorf Lichtenau (bei Mehlsack) einen großen Tag in der Geschichte der Partnerschaft.

Pfarrer Wojton hatte um Unterstützung zum Kauf einer Orgel für seine Heimatkirche „St. Johannes der Täufer“ in Lichtenau gebeten. Spontan wurde Hilfe zugesagt und das Projekt „Neue Orgel für Lichtenau“ in Angriff genommen.

Es begann eine intensive Spendenaktion (Leitung: Bernhard Fecke, Hans-Georg Mackowiak, Franz-Josef Sievers) zur Finanzierung einer gebrauchten, aber noch gut erhaltenen Orgel, die im Herbst 2010 in Wunstorf fachgerecht abgebaut und nach Lichtenau im Ermland transportiert wurde.



Pfarrkirche von Lichtenau

Orgelbauer und Organist Stanislaw Polkowski installierte die Orgel und nach 4-monatiger Bauzeit erlebten die Gläubigen in der kleinen Ermland-Gemeinde zum ersten Mal nach etwa 50 Jahren wieder den Klang einer Orgel in ihrer herrlichen Pfarrkirche.

Am 15. Mai 2011 war es soweit! Eine Delegation und eine Reisegruppe aus Lichtenau fuhr auf Einladung von Pfarrer Wojton zur feierlichen Einweihung der neuen Orgel. An der Reise beteiligten sich die Geschwistern Link (heute wohnhaft in Pulheim), von denen Theobald und Heribert

Link noch in Lichtenau/Ermland geboren sind. Ihre Eltern haben in der Zeit von 1937-1945 in dieser Kirche die Orgel gespielt.

Welch ein Augenblick für uns alle, als zu Beginn des festlichen Hochamtes die Orgel erklang. Pfarrer Wojton begrüßte mit Freude und Dank seine Gläubigen und die Gäste aus Deutschland. „Wir haben die neue Orgel eingeweiht und mit Anstimmung der Gotteslobhymne auf der neuen Orgel angedeutet, dass uns Einwohner von Lichtenau sowohl im Ermland als auch in Westfalen der Eifer für das Gotteshaus in Lichtenau/Ermland verzehrt und eint.“



Neue-alte Orgel von Lichtenau

Dank diesem Werk, auch dank der verschiedenen früheren, gemeinsamen Arbeiten bei der Renovierung und Erhaltung dieses schönen Gotteshauses, haben die Bewohner von Lichtenau/Ermland und die Bewohner von Lichtenau/Westfalen die Möglichkeit, eine christliche Gemeinschaft zu bilden. Dank sei Gott für dieses Prachtwerk! Als Pfarrer dieser Pfarrgemeinde will ich mich in meinem Namen und im Namen meiner Pfarrkinder für die Orgel in unserer Kirche herzlich bedanken."

Der Vorsitzende des Partnerschaftskomitees, Bernhard Fecke, dankte allen, die zum Erfolg dieses Projektes in der Pfarrkirche in Lichtenau/Ermland beigetragen haben. Durch die Spenden heimi-

scher Banken, der Stadt Lichtenau/Westfalen, des Bistums Paderborn, der Vereine und vieler Privatpersonen sei die Finanzierung der Orgel möglich geworden. Auch die ehemaligen deutschen Bewohner von Lichtenau/Ermland haben sich aktiv engagiert.

Unter dem Leitwort „Freunde helfen Freunden“ betonte Bernhard Fecke, dass dieses Festhochamt die Freundschaft zwischen den Menschen in Lichtenau/Ermland und Lichtenau/ Westfalen festigen möge. „Wir Lichtenauer freuen uns sehr, dass wir zu diesem Mittelpunkt der Gemeinde, dem Hause des Herrn, einen Beitrag leisten konnten, der hoffentlich die Herzen der Gemeindemitglieder mit Freude erfüllt. Möge dieser Tag nicht als kleines Mosaiksteinchen, sondern als Fels für die polnisch-deutsche Freundschaft stehen.“

Bürgermeister Kazimierz Kiejdo aus Mehlsack dankte in seinem Grußwort allen, die durch ihre Aktivität „die lebendige Plattform der Mitarbeit“ die Partnerschaft prägen.

Bürgermeister Dieter Merschjohann aus Lichtenau/Westfalen betonte den Wert der Partnerschaft und sah die Freundschaft und die Verbundenheit beider Gemeinden gestärkt.

Zum Schluss des festlichen Hochamtes sang die deutsche Besuchergruppe „Großer Gott wir loben Dich ...“

Im Anschluss an das Festhochamt präsentierte der heimische Organist, Stanislaw Polkowski die Klangfülle der neuen Orgel. Es erklangen das „Ave Maria“ von Schubert und von Bach-Gounod, das „Toccatà et Fuge“ von Bach sowie das Halleluja von Händel.

Die Pfarrgemeinde von Lichtenau/Ermland hatte anschließend ihre Gemeindemitglieder und die deutsche Besuchergruppe zum Essen und Umtrunk eingeladen. - Es bleibt uns allen nur, uns für die herzliche Aufnahme und die großzügige Bewirtung in Lichtenau zu bedanken.

Im Rahmenprogramm dieser viertägigen Reise ins Ermland besuchten wir Gnesen, die imposante Marienburg, die Barockkirche „Heilige Linde“, Nikolaiken und Frauenburg. Die von den Bürgern der Partnerstadt Lichtenau/ Westfalen gestiftete Orgel - am 15. Mai 2011

festlich eingeweiht - ist sicher Ausdruck der sich inzwischen langsam vertiefenden freundschaftlichen deutsch- polnischen Nachbarschaft, die es weiter zu pflegen gilt.

Hans-Georg Mackowiak

An der Passarge oberhalb Braunsbergs ist das größte Biberschutzgebiet Europas.

Auf der Fahrt von Braunsberg nach Frauenburg musste ich doch das Auto mal anhalten und nachsehen: Im Wald waren in einer Mulde neben einer größeren Wasserpfütze zwei sanduhrenartig ausgekerbte Bäume. Biber? Doch die Späne, die da herumlagen, die waren so groß und so glatt geschnitten, irgendwie sahen die schon nach Axthieben aus. Doch wer sollte hier so auf Bäume einhauen und dann auch noch von unten? Und dann noch so gleichmäßige Späne?



Zuerst wollten wir es nicht glauben, doch als dann nach drei Tagen der Baum „gefällt“ war, da war es klar: Biberwerk!

Doch doch, sagte uns die Wirtin des Hotels Kopernik in Frauenburg, es sind Biber, und die sind ganzjährig geschützt und breiten sich wie wild aus.



In Langwalde, dem Heimatort des Kreisvertreters, sahen wir dann die Bescherung: Unterhalb der Kirche gibt es einen riesigen Stausee mit einer etwa 1,50 m hohen „Staumauer“. Die Biber gehen dabei völlig

ingenieurmäßig vor: Zuerst fallen sie am Hang oder im Tal dickere Bäume, die sie dann auch in kürzere Stücke zerbeißen

und beginnen damit dann das Grundgerüst des Damms. Dann kommen dünnere Bäume hinzu, dann Äste, Zweige und Blätter und zuletzt Schlamm und Erde.



Und das ergibt dann einen wirklich festen Damm, der sich ein wenig durch das Tal windet.

Der Pfarrer von Langwalde erzählte uns, dass Bauern schon zweimal den Damm zerstört hätten, doch schnell war er wieder

repariert. Denn es geht ja nicht nur um die paar Bäume im Tal, die Biber kommen auch in die Gärten. Einem Bauern haben sie alle Obstbäume weggefressen.



Bei ihrer Arbeit gehen die Biber ingenieurmäßig vor: An der Passarge, einem größeren Fluss, beginnen sie mit dem Fällen dickerer Bäume. Hier wurden sie offensichtlich daran „gehindert“, weiter zu machen.

Und hier in Langwalde sei das noch gar nichts, an der Passarge in der Nähe sei das größte Biberschutzgebiet Europas, doch das fanden wir nicht ...

Ein anderes Problem sind die Wölfe. Die Familie Mross in der Nähe von Tolkemit züchtet Skudden, die alte ostpreußische Schafrasse. Und um unterschiedliche Gene in der relativ kleinen Herde zu haben, hat sich der Sohn Joachim einzelne Skudden aus ganz Deutschland besorgt. Doch jetzt kommen die Wölfe und brechen in das für die Schafe umzäunte Gebiet ein, dreißig Schafe haben sie schon gerissen. Wie die Biber stehen auch die Wölfe unter Naturschutz, dürfen also nicht gejagt werden. Jedesmal, wenn nun ein Schaf gerissen wurde, ist das immer ein großes Trara, da kommen der Bürgermeister, einer vom Naturschutz, der Förster, der Jäger – und am Schluss wird nur den Fleischpreis erstattet. Der Aufwand, was das Schaf wirklich gekostet hat, ist damit jedoch mitnichten gedeckt.

Ja, einen jungen Hütehund aus der Tatra hat ihnen die Behörde gestellt, doch einerseits war der zunächst zu jung, um ihn mit den Schafen draußen allein zu lassen, und dann sind die Skudden auch zu eigenwillig

und akzeptieren keinen Hund. Sie sind überhaupt schwer zu hegen, in einen Stall wollen sie schon gar nicht, selbst wenn es draußen 30 Grad minus ist. Immerhin, jetzt haben Mossens eine Methode gefunden, die Wölfe zu vergraulen, nämlich mit einem 5000-Volt-Zaun...

Warum nicht einmal eine Spritztour in die Heimat?

Ja, warum nicht einmal kurz „zwischen durch“? Das ist doch heute gar nicht so schwierig und auch nicht teuer.

Hier einmal, wie es geht und wie wir es machen:

Mit dem Billigflieger www.wizzair.com von Dortmund oder von Köln nach Danzig. Wenn man rechtzeitig bucht und vor allem auch nicht gerade in der Hauptsaison, bekommt man Flüge (hin und zurück!) schon um die 60 €.

In Danzig kann man mit dem Bus zum Busbahnhof hinter dem Hauptbahnhof fahren und von dort mit dem Überlandbus nach Elbing, Frauenburg oder Braunsberg.

Oder man nimmt sich einen Mietwagen. Wir haben gute Erfahrung mit der Firma Auto-Tex. Dort haben wir kurz nach Ostern einen Wagen für 490 Zloty für eine ganze Woche bekommen, also für kaum 125 €. Dazu kommt dann noch der Sprit, klar. Man kann das Auto in jedem Alter mieten, doch ab 75 ist es nicht mehr versichert. Da die Firma aus Kostengründen kein Büro am Flugplatz hat, bestellen wir das Auto übers Internet, also über die Mailadresse biuro@autotex.com.pl und schreiben, wann wir ankommen, und teilen unsere Mobilfunknummer mit. Und dann gehen wir in Danzig am Flughafen „vor die Tür“ und warten auf den Anruf und heben dann die Hand. Und irgendwo hebt auch einer die Hand – und der kommt dann auch gleich mit dem Auto angebraust, oder wir gehen zu ihm hin. Und alles andere geht dann ganz unbürokratisch.

Den Sprit gibt es am günstigsten bei zwei Tankstellen am Ortsende von Danzig in Richtung Elbing.

In Frauenburg können wir das Hotel Kopernik empfehlen, siehe <http://hotelkopernik.com.pl>, günstiger sind die Zimmer möglicherweise über [www. booking.com](http://www.booking.com) zu buchen (hier 26 € für das Einzelzimmer, 32 € für das Doppelzimmer inklusive tollem Frühstück, doch auch teurer, je nach der Saison).

Doch es gibt auch noch andere Möglichkeiten, etwa bei der Familie Mross in der Nähe von Tolkemit. Da ist dann auch wirklich gleich eine heimatische Atmosphäre und eine Rundumversorgung!

Anmerkung: Klar, wir haften natürlich nicht für unsere Empfehlungen!
M.P.

Kritik am Vortrag von Helmut Stange im letzten Heimatbrief

Wir bekamen einen geharnischten Brief, allerdings einen anonymen, dass der Vortrag sehr rassistisch usw. gewesen sei und darin das Problem Israelis – Palästinenser sehr einseitig aus der Sicht der Palästinenser gesehen wurde. Der Kritiker empfahl uns Literatur, dass wir auch die andere Seite sehen sollten. Leider ist der Brief verloren gegangen, wir hätten ihn gerne hier abgedruckt.

Zu dem Brief des Kritikers ist zu sagen, dass dieser Heimatbrief ein Brief von Braunsbergern für Braunsberger ist und sich die Redaktion möglichst wenig in das einmischen möchte, was Braunsberger sagen und schreiben. Und wir haben damit genug zu tun, aus dem, was uns unsere Landsleute schicken, einen schönen Heimatbrief zu machen. Wir müssen doch nicht jedes Buch, das uns empfohlen wird, lesen.

Wenn nun ein Kritiker zu einem Beitrag eine andere Auffassung hat, dann kann er doch eine „Richtigstellung“ schreiben mit den entsprechenden Zitaten und Quellenangaben. Wir werden sie nach unseren Grundsätzen abdrucken.
M.P.

BILD DER FRAU vom 3. Februar 2012: Die coolste Oma der Welt ist eine Braunsbergerin!

Diese Enkel sind ganz schön stolz auf ihre Großmütter

„Ich hab die coolste Oma der Welt!“

Zu alt? Unsinn! Sie sind sportlich, schnell selbstbewusst – und sie alle lieben das Abenteuer!

Frau Werth hat ihren Personalausweis gezeigt, sie ist in Braunsberg geboren!

Rosemarie Werth ist eine geborene Eismann. Die Familie hatte in Braunsberg eine Gärtnerei.

Die Anschrift heute:
Diesterweg 15,
48159 Münster



Steffen (18) und Rosi Werth (72) aus Kinderhaus (NRW)

„Sie hat beim Sport mehr Kondition als ich“

Als Hobbyfußballer bin ich schon ziemlich fit, aber an meine Omi komm ich nicht ran. Wenn ich mit ihr trainiere, geht mir ziemlich schnell die Puste aus. Sie geht sechs Mal die Woche in ihr Fitnessstudio, obwohl sie zwei künstliche Hüften und Arthrose hat. Doch Omi lässt sich nie hängen und das motiviert auch mich. Früher war sie sogar Langstreckenläuferin,

heute macht sie am liebsten Kraft- und Ausdauer-Kurse. Mit so einer Leidenschaft, dass sie jetzt sogar den zweiten Platz beim „Fitness First“-Wettbewerb gewonnen hat. Sie wurde unter Tausenden Bewerbern für ihre außergewöhnliche Fitness ausgezeichnet. Hoffentlich bin ich bei meinen kommenden Abiturprüfungen genauso erfolgreich wie Oma beim Sport.

Im Rahmen der „Messe für die Frau“ wurde Rosemarie Werth auf „Fitness First“ aufmerksam. Seitdem ist das Energiebündel nicht mehr zu stoppen. Anfangs stieß sie bei ihren Töchtern auf Unverständnis. Mittlerweile sind sie wie der Enkel stolz auf ihre Mutter oder Großmutter, die Erstaunliches zu berichten weiß: „Es heißt, im Alter könne man keine Muskeln mehr aufbauen, alles Quatsch. Ich habe mir inzwischen richtig Bizeps und Trizeps antrainiert und mein Gewicht um 15 kg reduziert.“

Ostdeutscher Markttag in Bonn im September

Traditionell am 3. Wochenende im September, vor allem am Sonntag, findet in Bonn der jährliche ostdeutsche Markttag statt - und wirklich ostdeutsch!

Außer den Ostdeutschen aus Ostpreußen, Pommern und Schlesien nehmen natürlich auch die Sudetendeutschen, die Siebenbürger Sachsen, die Bessarabiendeutschen und die Baltendeutschen teil und bieten den Besuchern etwas! Es ist eben ein richtiger ostdeutscher Markttag mit den typischen Produkten aus den jeweiligen Regionen und auch Darbietungen. Als Besucher fallen am meisten die Chinesen auf, die eifrigst fotografieren. Ja, so haben sie sich Deutschland vorgestellt – und also können sie es auch ihren Landsleuten auf den Fotos zeigen!

Es ist nicht zu viel gesagt: Halten Sie sich das Wochenende im September frei – kommen Sie nach Bonn!



Der Ort ist der Münsterplatz. Und die Organisatoren kämpfen darum, diesen Platz an dem Termin immer wieder zu bekommen!



Ein perfektes Promenadenkonzert leistete die siebenbürgische Kapelle.



Um die Karten von Ostpreußen und Ostdeutschland standen immer wieder Besucher herum, von überall her. Chinesen fragten uns, woher wir so gut deutsch können, wenn wir doch von dort kommen. Von der Vertreibung von 12 Millionen

nen Deutschen hatten sie noch nie etwas gehört.

Ach ja, Chinesen! Als die Danziger noch mitmachten und an ihrem Stand Danziger Goldwasser verkauften, kauften die Chinesen alles auf, ja, das gibt es in China nun doch nicht, Schnaps mit Echtgoldfitter zu trinken! Wenn das nicht der Luxus schlechthin ist!



Aus Schlesien war der Frauenchor angereist: "Mein Schlesierland...!"



Und natürlich die bessarabiendeutschen Damen in ihren prächtigen Trachten mit ihrem Kavalier

Eine Reise nach Ellingen von Braunsbergern aus NRW

Eine Gruppe von neun Personen, alles Braunsberger, startete am Freitag, dem 20. April 2012, in Richtung Bayern, genauer gesagt mit dem Ziel, das Ostpreußenmuseum im Schloss von Ellingen zu besuchen.

Wir fuhren bei Sonnenschein von Overath zum Hauptbahnhof in Köln, um dort noch die Bahnreisenden in unserem Minibus mitzunehmen. Nach ca. vier Stunden hatten wir unser Ziel erreicht; Ferdinand Schrade hatte die Fahrt komplett organisiert mit Übernachtung im benachbarten Städtchen Weißenburg.

Samstagfrüh also der Start zum Deutschordensschloss in Ellingen, um die gewaltige dreiflügelige Anlage auf dem platten Land zu erleben.



Imposant steht an passender Stelle ein Elch aus dem Ermland.

In diesem gut erhaltenen Schloss, erbaut ab 1400 und ab 1700 erweitert, ist in den drei Etagen eines ganzen Flügels die Ostpreußen-sammlung bzw. -ausstellung untergebracht und zu besichtigen.

Wir waren als Gruppe natürlich angemeldet und so begrüßte uns beim Eintritt der Museumsdirektor Herr Freyberg herzlich und nahm sich auch die Zeit, uns ganz privat

durch das Museum zu führen. Herr Freyberg wies uns darauf hin, dass das Land Bayern schon nach dem 1. Weltkrieg sehr intensiv eine partnerschaftliche Verbindung mit Ostpreußen und besonders mit dem Ermland begonnen hatte. So wird eben auch heute dieses Museum seit 1982 vom Land Bayern sehr unterstützt.

Wir hatten nach der Führung noch viel Zeit für einen nochmaligen Durchgang, immer wieder stießen wir auf so manche bekannte Details ganz besonderer Art, oft aus unserem eigenen selbst erlebten Umfeld von damals.

Dabei wurden viele Erinnerungen wach! Die Ausstellungsstücke des Museums umfassen eine große Zeitspanne, und alles in großer Vielfalt ohne unnötige Wiederholungen. Hier wird uns Heimatvertriebenen und

anderen Besuchern wirklich etwas geboten, es ist eine hervorragende Zeitreise in die Vergangenheit.



Ein Teil unserer kleinen Reisegruppe

Unsere kleine Gruppe war jedenfalls sehr beeindruckt und so war auch immer genügend Gesprächsstoff vorhanden.

Fazit: Jeder Heimatvertriebene aus Ostpreußen muss sich dieses Haus einfach ansehen! Gleichzeitig wird er über die Geschichte Preussens, von wo aus das Deut-

sche Reich 1865 ins Leben gerufen wurde, auch bestens informiert. Und auch die Kinder und Nachfahren sollten natürlich mitkommen!

Ferdinand Schrade, früher Lichtenau (siehe unter Geburtstage)

Landsmannschaft West- / Ostpreußen Kreisgruppe Siegen/Westfalen.

Die Arbeit der Kreisgruppe begann bewusst am 18. Januar 1955 im Gedenken an die Reichsgründung 1871. In mühevoller Kleinarbeit wurde der Aufbau der Gemeinschaft erreicht. Bis zum heutigen Tage sind wir aktiv, mit regelmäßigen Veranstaltungen, Beteiligungen beim BdV, beim Weihnachtsmarkt in Siegen etc. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt wird ein Begegnungsraum für die Landsleute eingerichtet. Die Kreisgruppe sammelt Bücher, Schriften, Ton- und Videokassetten und Erinnerungsstücke aus den Heimatgebieten. Bitte keine Schriften, Bücher etc. in die Altpapiersammlungen oder in den grünen Tonnen entsorgen. Bitte unterstützen Sie die Kreisgruppe mit Materialien. Für Ihre Unterstützung vielen Dank. Ansprechpartner: Anton Olbrich, Seitenweg 4, 57250 Netphen, Tel.: 02738 / 8847 (Frank Schneidewind, Kulturwart).

Was in keine der bisherigen Rubriken passt

Wecklitz-Mühlenteich

Von Dr. Ernst Krause, Vom-Stein-Str. 8, 48341 Altenberge, erhielten wir eine nähere Information zum Wecklitz-Mühlenteich:

Im Heimatbrief Nr. 25 Sommer 2011 bringen Sie auf der letzten Seite unter „Weil noch Platz ist..." an oberster Stelle ein Foto, zu dem ich etwas sagen kann. Das Fragezeichen am Ende des Textes animiert mich dazu.

Es kann sich dabei nur um den „Wecklitz-Mühlenteich" handeln. Für die Lokalisierung habe ich eine Wiedergabe aus Google Earth beigefügt. Auf der rechten Seite die Neue Dammstraße (heute Morska genannt), die nach NW führt und am sogenannten Pulverschuppen endet. Rechts geht dann der Klenauer Weg ab, wo das Haus meiner Eltern (Nr. 12) liegt, wo ich geboren und aufgewachsen bin.

Links hieß es „Wecklitz Mühlenweg". Die Wecklitzmühle, ist offenbar zerstört. Das Ganze liegt also westlich vom Köslin. Als Köslin wurde nach meiner Erinnerung nur die Bebauung auf beiden Seiten der Neue Dammstraße von der Kreuzstraße an stadtauswärts genannt. Da gab es auch in den dreißiger Jahren noch viele kleine Häuser, wo die Dachrinne in greifbarer Reichweite war: eine alte Handwerkersiedlung, u.a. damals noch immer mit Töpfern, deren Basis die „Lehmkuhle" nordwestlich hinter dem Pulverschuppen war.

Nun zum Mühlenteich: Ich habe darin nicht gebadet und ich kann mich auch nicht daran erinnern, daß von einer Bademöglichkeit die Rede war. Vielleicht lag das auch nur daran, daß wegen der Eigenheiten eines Mühlenteiches (Strömung, Sog des Wehrs) das Baden nicht gern gesehen wurde. Ich weiß nur, daß der Teich recht flach war. Im Winter nach entsprechenden Frösten wurde der Teich von der Brauerei zur Gewinnung von Eis genutzt. Dabei sägte man mit großen grobzahnigen „Fuchsschwanz"-artigen Sägen Eisblöcke heraus, die dann von den mit imposanten Brauereipferden bespannten Flachwagen in den Eiskeller der Brauerei transportiert wurden.

Anfrage wegen Magirus-Feuerwehrauto 1937 Wormditt

Ich bin Henning von Husen aus der Feuerwehr Jork/Stade kurz vor Hamburg. Wir besitzen eine Oldtimer Magirus LK aus 1937. Zu den weiteren ca.170 Kfz recherchiere ich historische Spuren. Laut einer Magirus-Lieferliste sind baugleiche Kfz in die FF Heiligenbeil 1937 und in die FF Wormditt im Jahr 1938 gegangen.

Leider ergeben sich für mich keinerlei Kontakte in diese Richtung, Aufgrund der Geschichte denke ich, kann man von den aktuellen Stellen keine Informationen erwarten.

Wäre es in Ihrem Netzwerk möglich? Denken Sie, es sind evtl. noch Zeitzeugen am Leben, alte Fotos dieses doch recht speziellen Themas vorhanden? Ich habe ein wenig auf Ihrer Seite geschaut... Oft sind die Kirchen ja noch sehr prägnant in den Erinnerungen. Im örtlichen Leben ist ja damals wie heute die 2. Säule neben der Kirche die Feuerwehr.

Vielleicht können Sie mir ja helfen. Es wäre schön, von Ihnen zu hören.

Anbei das Foto aus einem historischen Prospekt mit dem Kfz aus Wormditt.



Vielleicht können wir Herrn von Husen ja helfen? Seine E-Mail-Adresse: info@obsthof-von-husen.de

Und noch ein paar zugesandte Fotos



Ratsherren (?) an der Passarge: Wer weiß Näheres?



Wer kennt diesen Soldaten?

Ich habe in Erfahrung gebracht, dass jährlich ein Heimatbrief für die Braunsberger herauskommt.

Jetzt meine Frage:

Kann man dort vielleicht ein Foto einstellen?

Es geht um meinen Opa, der wohl auch in Braunsberg wohnte. Leider habe ich nur den Vornamen Ludwig. Als Nachname ist schon mal - Kaiser - gefallen.

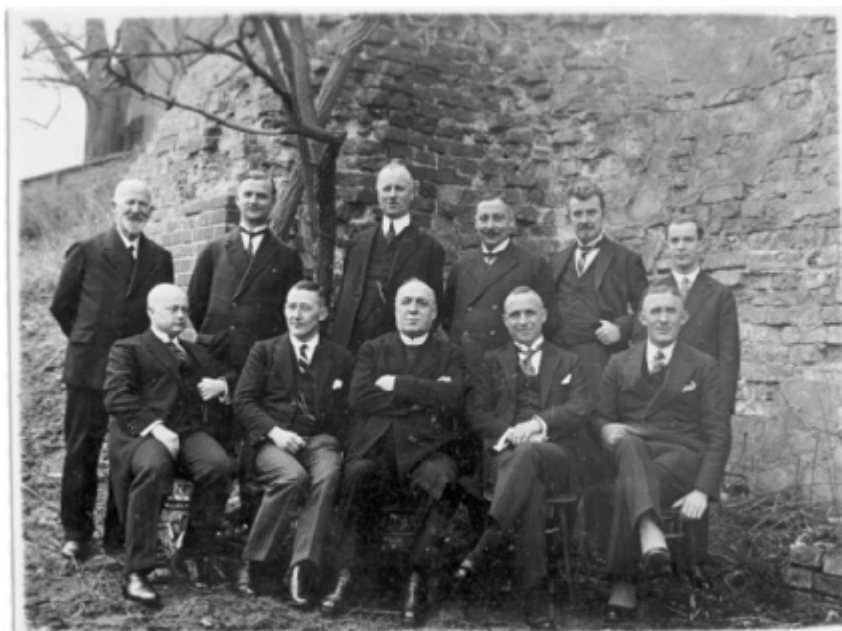
Ich habe schon einiges versucht, aber leider alles ohne Erfolg.

Ich habe die Hoffnung, dass ihn vielleicht ein ehemaliger Braunsberger erkennt. Ich würde mich freuen, bald von Ihnen zu hören.

Regina Krüger, Köln, E-Mail-Adresse: reginak@netcologne.de



Heinz Müller – im Rathaus aufgenommen



Das Kollegium der Schlossschule 1930 Lehrerkollegium Schlossschule 1930 im Garten an der Schloßmauer: Sitzend: Dr. Bähren, Dr. Barzel, Böhnke, Dr. Schulte, Bogdanski, Stehend: Saalfeld, Jun, Fieberg, Dr. Mielcarczyk, Korinth, Rentel, Bähren



Die Namen auf der folgenden Seite!

O III Schlossschule 1936, Klassenlehrer Dr. Mielcarczyk

Auf dem Foto sind folgende Schüler abgebildet:

Gerigk, Pohl, Knobloch, Ruddies, Wandelt, Bruno Radau, Holländer,

Petersdorff, Pohlmann, Grabb, Hugo Radau, Bergmann, Riemke, Heinz Klein,

Fox, Jordan, Stobbe, Schulz, Bruno Klein, Schmidt, Treidel, Fieberg,

Romanski, Bahr, Dannowski, Treppenhauser, Harwardt, Glomsda, Matthe, Reck, Grubert, Adloff

Das Bildarchiv Ostpreußen im Internet

Aufmerksam machen möchte ich auf eine äußerst interessante Seite der Landsmannschaft Ostpreußen im Internet:

<http://www.bildarchiv-ostpreussen.de/>

Hier sind bereits über 30.000 Postkarten, Fotos, Dokumente etc. aus ganz Ostpreußen eingestellt worden. Schön wäre es, wenn Stadt und Kreis Braunsberg noch ein wenig mehr vertreten wären, zum jetzigen Zeitpunkt sind insgesamt 304 Bilder vorhanden, dazu konnte ich bis jetzt auch schon einige beisteuern. Wer also noch alte Fotos, Postkarten, Dokumente etc. besitzt, die von allgemeinem Interesse sind, der möge sie doch bitte im Archiv einreichen oder eventuell selber einscannen. Entsprechende Hinweise über die technischen Voraussetzungen finden sich auf der Homepage, Ansprechpartner ist Dr. Manfred Schwarz, der Ihnen bei allen Fragen sicher gerne weiterhilft. Allerdings gibt es bei Personenbildern Einschränkungen, sie sollten im Ort bekannt gewesen sein, oder es gibt eine interessante Geschichte über sie zu erzählen.

Um beim Thema Bilder zu bleiben, in eigener Sache werden Fotos der Straße Am Bullenteich gesucht, insbesondere Vorderansichten der Häuser Nr. 12 (Familie Schönfeld) und 15 (u.a. Familie Müller).

Herr Steffen Niemann vom Ermlandforum (das ich hiermit jedem

empfehle, der nach seinen Vorfahren im Kreis Braunsberg sucht, dort tauschen sich Gleichgesinnte auf faire Art und Weise aus) erforscht seine Vorfahren mit Namen Gandy. Ganz besonders interessiert wäre er an einem Foto oder einer Abbildung des ehemaligen Braunsberger Bürgermeisters Leo Gandy.

Aber auch ich suche nach meinen Vorfahren, aktueller Problemfall: der Herkunftsort meines Ururgroßvaters Eduard Schönfeld, der 1867 in Braunsberg Katharina Schröter aus Stangendorf heiratet und um 1843 geboren wurde, aber wo? Sein Vater soll Carl Schönfeld gewesen sein, „verstorbener Arbeiter in Hanswalde“. Hinweise bitte an die Mailadresse: b-mueller-koeln@t-online.de oder an die Adresse Wevelinghovener Str. 21, 50670 Köln.

Was man bei der Ahnenforschung so alles an Überraschungen erleben kann, zeigt übrigens dieses Beispiel:



*Abgebildet sind: Franz Schönfeld, * 1887 Braunsberg, Kutscher in Braunsberg-Josefsau und seine Frau Barbara Schönfeld geb. Siebert, * 1891 Rawusen, 3-fache Urgroßnichte der Gebrüder Sponholz aus Neubrandenburg, mit der Erstgeborenen Margarethe, * 1914 Braunsberg*

Barbara Sieberts Großvater, Anton (wohl aus dem Raum Wormditt/Kreis Braunsberg stammend), hatte sich im 19. Jahrhundert auf den Weg gemacht, sein Glück als Schmied in Charlotten-

burg zu versuchen. Dort heiratete er Auguste Emilie Wilhelmine

Wollmer, Urenkelin des Jonathan Benjamin Sponholz aus Neubrandenburg, der von Beruf Goldschmied, Brauer und Gastwirt war. Seine beiden Brüder Gideon und Jacob gelangten damals zu zweifelhafter Berühmtheit, waren sie doch für den größten Kunstfälscherskandal der damaligen Zeit verantwortlich, indem sie mit geschickt und äußerst kreativ gefälschten wendischen Götzenfiguren (genannt „Prillwitzer Idole“ nach dem Fundort Prillwitz in Mecklenburg-Strelitz) inkl. angeblicher Runenbeschriftung die Fachwelt in Aufregung versetzten. Den Fundort mit einer Legende fingiert (angeblich vom Onkel, einem Pfar-



Gideon Sponholz

rer im Prillwitzer Pfarrgarten beim Pflanzen eines Obstbaumes ausgegraben), fanden die Figuren reißenden Absatz und sorgten für vorübergehenden Reichtum. Das Geld war jedoch schneller ausgegeben als eingenommen und so starb Gideon 1807 verarmt im Alter von 61 Jahren in Neubrandenburg, sein Bruder folgte ihm zwei Jahre später.



Prillwitzer Idole

Ganz geheuer war Gideon den Neubrandenburgern wohl nicht, dem unverheirateten verschrobenen Sammler von Kunstwerken und Naturalien, Mäzen von Kunst und Kultur, sagte man übernatürliche Kräfte nach und so kam es, dass man dem damaligen Brauch entsprechend seinem Sarg Leinsamen hinterher warf, um sich vor seinem wiederkehrenden Geist zu schützen.

Nachkommen der Familie Sponholz, die sich in Neubrandenburg bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen lässt, gibt es auf der ganzen Welt. So gab es sie auch in einem kleinen Dorf im Kreis Braunsberg. Die Prillwitzer Idole werden heute im Schweriner Freilichtmuseum aufbewahrt.

Bettina Müller, Köln

Was der Redakteur noch sagen möchte...

So ein Heimatbrief ist vor allem eine Bastelei, die oft recht knifflig ist. Und nicht immer sind die mir zugesandten Texte so aufbereitet, dass sie gleich übernommen werden können. Ich, also der „Chefredakteur“, bitte zu bedenken, dass ich kein Computerspezialist bin, ich habe mir das alles nur selbst beigebracht. Daher bitte ich, mir bei der Arbeit zu helfen.

Bitte beachten Sie, dass die Beiträge nicht zu lang werden, 10 Seiten sind eigentlich schon viel zu lang! Und gemeint sind dabei natürlich die Seitengrößen des Heimatbriefs, also DIN A5 und die Ränder rechts und links 13 mm und oben 10 mm und unten 16,5 mm, dann passen da noch die Seitennummern rein. Denken Sie bitte daran, falls Sie Texte mit Bildern elektronisch übermitteln, also per E-Mail-Anlage als odt- oder doc-Datei! Zumindest sollten die Bilder, die im Text eingebaut sind, zusätzlich im jpg-Format dabei sein. Vielen Dank für Ihre Unterstützung!

Michael Preuschoff

Impressum

Der Heimatbrief ist die Verbindung mit den Mitgliedern der Kreisgemeinschaft Braunsberg. Im Prinzip sind die Mitglieder auch die Autoren der Heimatbriefe.

Der Vorstand der Kreisgemeinschaft

Kreisvertreter: Manfred Ruhnau, Bahnhofstr. 25, 53757 St. Augustin,
E-Mail: manfred.ruhnau@gmx.de

Stellvertreterin: Manuela Begett, Virchowstraße 46, 44536 Lünen

Schriftführer: Michael Preuschoff, Bergstr. 29, 50171 Kerpen, E-Mail:
braunsberg@freenet.de

Schatzmeisterin: Gertrud Arendt, Maassenstr. 10, 46514 Schermbeck

Beisitzer:

Stephanie Arendt, Hans-Böckler-Str. 101, 80995 München

Erika Hantke, Landeckstr. 18, 76889 Klingenberg

Heinz Pfeiffer, Pastor-Wolff-Str. 15, 50735 Köln

Frank Schneidewind, Grubenstr. 10, 57462 Olpe

Ferdinand Schrade, Am Mühlenfeld 12, 51491 Overath

Bernhard Steffen, Leipziger Ring 65, 63110 Rodgau

Buchempfehlungen: "Letzte Flüchtlingszüge aus Ostpreußen - Das Drama der letzten Flüchtlingszüge und die Zugkatastrophe bei Grünhagen im Kreis Preußisch Holland" von Heinz Timmreck

Besonderheiten des Buches:

- Erstmals wird die Flucht 1945 mit der Bahn zusammenfassend dargestellt.
- Die in der Literatur nicht bekannte Zugkatastrophe im Januar 1945 auf dem Bahnhof Grünhagen konnte nahezu aufgeklärt werden.
- Die in der Öffentlichkeit kaum bekannte Rückführung von Flüchtlingen nach Ostpreußen nach Kriegsende wird anhand eines Augenzeugenberichtes dokumentiert, und zwar aus Kühlungsborn.

Das Buch enthält 86 meist bisher unveröffentlichte authentische Augenzeugenberichte. Die Eisenbahner haben damals pflichtbewusst bis zum nahen Heranrücken der Front ihren Dienst aufrechterhalten und sich um die Rettung Tausender Menschen verdient gemacht.

Ermlandbuch für das Jahr 2012

So, Sie haben noch kein Ermlandbuch für das Jahr 2012? Dann wird es aber Zeit, denn noch nie war so gut und mitfühlend von Bischof Maximilian Kaller die Rede wie eben in der Biographie, die Frau Dr. Brigitte Poschmann verfasst hat. Im 65. Jahr seines Todes können Sie auf den Seiten 38 bis 52 viele Stationen dieses außergewöhnlichen Lebens verfolgen. Carl Sonnenschein, der Großstadt-Apostel wird mit dem Text: Katholische Aktion auf der Seite 65 ff zitiert, unter dem gleichen Titel ist ein weiterer Text auf der Seite 53 zu finden, in dem Carl Sonnenschein sich zur Verantwortung des Laien äußert, zum Laienapostolat, wie es Maximilian Kaller in seiner Zeit als Pfarrer von St. Michael in Berlin auch befördert hat. Von Christel Wermter, der Mutter des Pater Oskar Wermter SJ, der in Harare (Simbabwe) seinen Dienst tut, lesen wir und können staunend feststellen, dass sich in der Erzdiözese Köln schon vor langer Zeit eine Ermländerin als Laienapostelin große Verdienste erworben hat.

Die Lebensleistung von Prof. Dr. Gerhard Fittkau wird angesprochen, auch eine Erinnerung an Geo Grimme so wie Texte und Würdigung für Prof. Dr. Gerhard Matern finden sich in diesem Kalender.

Wer lesen will, der kann jeden Tag sich etwas Neues erlesen, Erlesenes und Einfaches finden sich beieinander, dem Kalender gemäß, Unterhaltendes und Unterrichtendes, eben Kalendergeschichten.

Alles Gute und herzliche Grüße

Ihr Dietrich Kretschmann, Schriftleiter des Ermlandbuches



Stranddisteln auf der Nehrung, eingesandt von Helmut Stange

Eine kleine hübsche Fälschung von Helmut Stange

Während unserer Ostpreußenfahrt 2010 wohnte ich in Braunsberg im „Hotel Kristal“. Das Hotel liegt etwas versteckt hinter der Bahnhofstraße mit einer Zufahrt vorbei am ehemaligen „Hotel Krüger“.

Wo heute das „Hotel Kristal“ steht, hatte früher der Schlosser Schwarz seine Werkstatt und zwei elektrische Mangeln. Der Weg daran vorbei zur Passarge ist heute noch vorhanden und führte damals zu einer schmalen Holzbrücke, die jährlich auf- und abgebaut wurde, um Zerstörungen durch Eisgang während der Frühjahrschmelze zu verhindern.

Der Platz vor dem „Hotel Kristal“ war früher die Bleiche, worauf mein modifiziertes Kästner-Gedicht Bezug nimmt. Die darin beschriebene Stimmung habe ich als Kind oft genug erlebt sie erfasst mich bis heute in ganz besonderem Maße. Siehe nächste Seite!

Schlosser Schwarz, Die Bleiche.

(Nach Erich Kästners: Begegnung mit einem Trockenplatz)

Wie sehr sich solche Plätze gleichen.
Wie eng verwandt sie miteinander sind.
Gestänge, Stricke, Wäsche, Klammern, Wind
und eine Wiese Gras zum Bleichen,
bei diesem Anblick wird man wieder Kind.

Wie gern ich mich daran erinnern lasse.
Ich schob den Wagen. Und die Mutter zog.
Ich knurrte, weil die Wäsche so viel wog.
Wie hieß doch jene schmale Gasse,
die von der Bahnhofstraße zur Passarge bog?

Dort war die Wiese, die ich meine,
dort setzten wir den Korb auf eine Bank
und hängten unser'n ganzen Wäscheschrank
auf eine kreuz und quer gezogene Leine.
Und Wind und Wäsche führten Zank.

Ich saß im Gras. Die Mutter ging nach Hause.
Die Wäsche wogte wie ein weißes Zelt.
Dann kam die Mutter mit Kaffee und Geld.
Ich kaufte Kuchen dort beim Bäcker Liedmann
in dieser fast geheimnisvollen Welt.

Die Hemden zuckten hin und her.
als wollten sie herab und mit uns essen.
Die Sonne schien. Die Strümpfe hingen schwer.
O, ich erinnere mich an alles sehr
und will es, will es nie vergessen!

Helmut Stange, Braunsberg/ Ostpreußen.
Von-Kempis-Str. 20, 41468Neuss Tel.: 02131/7367 1876

WALLFAHRTEN UND TREFFEN (aus den Ermlandbriefen)

Wir teilen gerne die Termine anderer Treffen mit – doch vergessen Sie bitte nicht das Kreistreffen der Braunsberger in Münster!

Lingen-Damaschke, 24. 6. 2012, Don-Bosco-Haus, Von-Droste-Hülshoff-Str., 15 Uhr Erml. Vesper mit Pfr. i. R. Gerhard Buchert. Anschl. gemütl. Beisammensein.

Königstein, 8.7.2012, Kollegskirche, Bischof-Kaller-Str. 3, Glaubenskundgebung zum Bischof Maximilian-Kaller-Gedächtnis. 11 Uhr Festhochamt, 12.45 Uhr Imbiss, 15 Uhr Vesper, St. Marien, anschl. Prozession und Gebet am Grab Bischof Maximilian Kallers

München, 8. 7. 2012, Kolpinghauskapelle, Kolpingstr., 10.30 Uhr hl. Messe. Anschl. Beisammensein in. Mittagessen u. Kaffee im Restaurant des Kolpinghauses, 15 Uhr Vesper.

Güstrow, 5. 8. 2012, St.-Mariä-Himmelfahrt-Kirche, Grüne Str. 23-25, (Nähe Bahnhof), 12 Uhr hl. Messe mit Visitator em. Domkapitular Msgr. Dr. Lothar Schlegel. Anschließend Beisammensein mit Mittagessen und Kaffee und Kuchen. Näheres bei Armin Neumann Tel. 038 43 / 687442

Cloppenburg-Bethen, 19. 8. 2012, St-Marien-Basilika, 15 Uhr Wallfahrtsgottesdienst. Anschl. Beisammensein m. Kaffeetafel im Hause Maria Rast.

Berlin-Steglitz, 26. 8. 2012, Rosenkranzbasilika, Kieler Str. 11, 15 Uhr Eucharistiefeyer mit KR Pfr. i. R. Heribert Duschinski. Anschl. Beisammensein mit Kaffee und Kuchen.

Daun / Eifel, 16. 9. 2012, Krankenhauskapelle der Katharinerinnen, 11 Uhr hl. Messe u. 14 Uhr Vesper mit Kaplan Peifer. Mittagessen u. Kaffee in der Cafeteria des Krankenhauses. Info: Johannes Kraemer, Weidenweg 4, 50126 Bergheim, Tel. 0 22 71 - 42113.

Fulda / Hünfeld, 16. 9. 2012, Kapelle des St.-Bonifatius-Klosters, Klosterstr. 5, 11 Uhr Eucharistiefeyer und Aussegnung. Mittagessen u. Kaffee im Speisesaal des Klosters. Abfahrt Hünfeld von der A7 Fulda-Kassel

Herford, 23. 9. 12, Terminänderung!!! Maria-Frieden-Kirche, Lübberlin-denweg 4, 15 Uhr erml. Vesper. Beisammensein im Gemeindehaus neben der Kirche b. Kaffee u. Kuchen

Wuppertal, 30. 9. 2012, St.-Michael-Kirche, W-Elberfeld, Leipziger Str., Buslinien (625 u. 635 bis Leipziger Str., 15 Uhr, erml. Vesper mit Pfr. Theodor Surrey. Anschl. Kaffeetrinken u. Tombola im Pfarrsaal. Für Kuchenbuffet u. Tombola bitten wir um Spenden.

Meppen, 7. 10. 2012, Schönstattkapelle, Esterfelder Stiege 59, 14.30

Uhr erml. Vesper m. Pfr. i. R. Gerhard Burchert. Anschl. Beisammensein mit Kaffee und Kuchen im Schönstatthaus.

Koblenz, 14. 10. 2012, Marienkrankenhaus, Koblenz-Moselweiß, Rudolf-Virchow-Strasse 7, 14.30 Uhr, Eucharistiefeier mit erml. Vesperpsalmen mit Kooperator Arnold Margenfeld. Anschl. gemütl. Beisammensein in der Cafeteria des Krankenhauses. Anmeldung bitte an Peter Teschner, Leipziger Str. 10, 56075 Koblenz, Tel. 02 61 - 53 947

Freiburg, 21. 10. 2012, St. Josefkrankenhauskapelle, Sautierstr. 1, 14.30 Uhr Vertriebenen-Gottesdienst unter Mitwirkung der Ermländer mit Pater Dr. Franz Thimm.

Kevelaer, 21. 10. 2012, Wallfahrt der Ermländer, 11.45 Uhr. Messe, 16.15 Uhr Vesper.

Bonn-Beuel, 2.12. 2012, 1. Adventssonntag, Kapelle des St. Josef-Krankenhauses, Hermannstr., 14.15 Uhr Rosenkranzgebet, 15 Uhr hl. Messe mit Pfr. Herbert Zbiek und Kooperator Arnold Margenfeld. Danach Beisammensein in der Cafeteria, IV. Stock.

Berlin-Steglitz, 9. 12. 2012, 2. Adventssonntag, Rosenkranzbasilika, Kieler Str. 11, 15 Uhr Adventsvesper mit KR Pfr. i. R. Heribert Duschinski. Anschl. Beisammensein m. Kaffee u. Kuchen.

Paderborn, 9. 12. 2012, 2. Adventssonntag, Kirche des Mutterhauses der Schwestern der Christlichen Liebe, Warburger Str. 2, 14.30 Uhr hl. Messe mit Pfr. Hubert Poschmann im Gedenken an die Verstorbenen unserer Ermlandfamilie. Anschl. Beisammensein bei Kaffee u. Kuchen.

Frankfurt/ Main, 16.12. 2012, 3. Adventssonntag, Kapelle des Katharinen-Krankenhauses, Seckbacher Landstr. 65, 15 Uhr ermländische Vesper. Das Krankenhaus ist mit der U-Bahn-Linie Nr. "4 (Richtung Seckbach) zu erreichen.

Köln, 16. 12. 2012, 3. Adventssonntag, Seniorenhaus St. Maria, Schwalbengasse 3-5, 50667 Köln-Innenstadt, 14 Uhr Adventsvesper. Anschl. gemüü. Beisammensein.

Ludwigshafen, 17. 2. 2013, 1. Fastensonntag, St.-Hedwig-Kirche, Brandenburger Str. 1-3, 14 Uhr Eucharistiefeier. Anschließend gemütliches Beisammensein im Pfarrheim, Kuchehspenden erbeten.

Paderborn, 3. 3. 2013, 3. Fastensonntag, Kirche des Mutterhauses der Schwestern der Christlichen Liebe, Warburger Str. 2, 14.30 Uhr hl. Messe mit Pfr. Hubert Poschmann. Anschließend gemütliches Beisammensein bei Kaffee und Kuchen.

München, 2.6.2012, 6.10.2012, 3.11.2012, 9.12. 2012. Die Ermlandfamilie feiert einmal im Monat an einem Samstag um 16 Uhr einen Gottesdienst in der Kapelle des Kolpinghauses in München, Kolpingstraße.

Ostpreußisches Landesmuseum, Lüneburg

Sonderführungen zur großen Lüneburger Hanse-Ausstellung „Vertraute Ferne. Kommunikation und Mobilität im Hanseraum“

Jetzt So 17. Juni, 15:00 Uhr und Di 19. Juni, 14:30 Uhr und an weiteren Tagen

Seit letzter Woche ist die seit vielen Jahren wohl bedeutendste Ausstellung zur historischen Hanse eröffnet und noch bis zum 14. Oktober zu sehen. Einmalige mittelalterliche Zeugnisse von über 40 Museen und Archiven aus 7 europäischen Ländern wurden vom Ostpreußischen Landesmuseum zusammengetragen und erklären, wie die historischen Hansekaufleute trotz wochen-, teils monatelanger Reisen, ohne Internet und Telefon, reisen, handeln und kommunizieren konnten.

Zu sehen sind z.B. die älteste erhaltene, ca. 700 Jahre alte deutsche Elle als wichtigstes Längenmaß der Hanse (das aber nahezu in jeder Stadt unterschiedlich lang war) ebenso wie die erste schriftliche Fixierung des Dortmunder Stadtrechts von 1252, als unter Beteiligung von Dortmunder Bürgern die Stadt Memel gegründet wurde und ein Stadtrecht benötigte.



Wir zeigen für den Lüneburger Rat angefertigte Prunkkissen aus dem Jahr 1576 sowie den Schwurblock, auf dem Lüneburger Neu-Bürger ihren Bürgereid schwören mussten. Wussten Sie, dass beinahe Lüneburg schon im 15. Jahrhundert eine Universitätsstadt geworden wäre? Zu sehen sind die beiden für eine solche Gründung erteilten prachtvollen Genehmigungen von Papst und Kaiser von 1479 bzw. 1471 ebenso

wie eine wunderschöne Bibel in niederdeutscher Sprache von 1474 - fast 50 Jahre vor der Übersetzung durch Martin Luther!

Wie navigierte ein Seefahrer ohne Kompass und GPS? Wir zeigen jeweils

das älteste erhaltene Exemplar eines Seebuchs ebenso wie ein prachtvolles so genanntes Itinerar, eine Beschreibung für Reisen über Land, und lassen beide zum Sprechen bringen.



Sie fragen sich, was das alles mit der Hanse zu tun hat? Die Ausstellung wird es Ihnen erklären. Besonders gut erschließen sich diese einzigartigen Exponate allerdings über eine Führung! Sie können jederzeit eine Gruppenführung buchen unter Tel. 04131 75 99 50 oder per Email: fuehrungen@ol-ig.de.

Für Einzelpersonen bieten wir zu folgenden Terminen Führungen an:

Di 19.06.2012, 14:30 Uhr. Die Hanse. Vertraute Ferne? Sonderführung mit dem Osteuropahistoriker Dr. Eike Eckert im Rahmen der Reihe „Museum erleben“ und anschließender Gesprächsrunde bei Tee, Kaffee und Gebäck. Preis: 6,- €.

Weitere Sonderführungen jeweils sonntags um 15 Uhr, Preis: 2,-€ zzgl. Eintritt: 17. Juni, 15. Juli, 29. Juli, 12. August, 26. August, 9.

September, 23. September, 30. September sowie am 7. Oktober.

Zu den Hansetagen bieten wir Sonderführungen am 29.6, 30.6. und 1.7.2012, jeweils 12:00 Uhr. Preis: 2,-€ zzgl. Eintritt

Bitte beachten Sie den Sondereintritt zur Hanseausstellung von 5,- €, ermäßigt 4,- Euro. Kinder bis 16 Jahre und Schulklassen haben wie immer freien Eintritt!

Angesichts begrenzter Plätze empfehlen wir eine Reservierung vorab.

Das Ostpreußische Landesmuseum ...

... thematisiert in Dauer- und Wechselausstellungen auf fünf Etagen Kultur und Historie einer Region von über 700 Jahren ostdeutscher Geschichte. Neben der historischen Abteilung werden Kunst, Kunsthandwerk und naturkundliche Aspekte von Ostpreußen mittels eindrucksvoller und seltener Objekte aus einer reichhaltigen und vielfältigen Sammlung vorgestellt.

Das Museum wird institutionell gefördert vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bun-

destages und aus Mitteln des Landes Niedersachsen.

Geöffnet: Dienstag - Sonntag 10:00 -18:00 Uhr.

Verkehrsverbindungen:

In fußläufiger Entfernung vom Lüneburger Bahnhof. Dort fahren auch Buslinien (in Richtung Am Sande). PKW-Fahrer parken am besten auf den Parkplätzen „Stadtmitte“ oder „Theater“.

Eintrittspreise:

Erwachsene: 4,00 € / ermäßigter Eintritt: 3,00 € / Familienkarten: 6,00 €

Kinder unter 16 Jahren und Schulklassen haben freien Eintritt!

Führungen: Wir bieten ein umfangreiches Angebot. Nähere Informationen im Internet oder telefonisch unter 04131 / 75 99 50.

Ostpreußisches Landesmuseum

Ritterstraße 10, 21335 Lüneburg, Telefon 04131-75995-0, Telefax 04131-7599511

Von Fritz Klabustrijkeit

Wie neulich auf der Straß' ich geh'
ganz in Gedanken, - plötzlich seh
ich einen Freund, der fröhlich lacht.
Ich frage, was so froh ihn macht.
"Ich froh?" - sagt der gedankenschwer,
"Mansch, nei, ich frei mir gar nicht sehr,
Mir geht bloß gar nich aus'em Sinn,
daß ich seit jästern Vater bin."
"Ha, Mänsch", sag ich, das is doch fein,
Da hast Du doch Grund zum Frei 'n.
Jrieß Deine Ollsche man von mir,
ich winsche alles Gute ihr.
"Was meine Ollsche?" sagt mein Freund,
"Mansch nei, - so war das nich gemeint,
nei, Mansch, Du denkst je grundverkehrt
froh bin ich, wenn se nuscht erfährt."

Kulturzentrum Ostpreußen

im Deutschordensschloß Ellingen/Bay.

Ausstellungs- und Veranstaltungsprogramm 2012

Sonderausstellungen

17.12.2011 – 25.03.2012	Richard Birnstengel & Georg Gelbke Ostseebilder von Darß und Kurischer Nehrung
31.03. - 22.07.2012	Das Ermland - ein Vogelparadies Fotografien von Andrzej Waszczuk
22.04.2012	18. Sammler- und Tauschtreffen - Postgeschichte und Philatelie
28.07. - 02.12.2012	Zoppot - Cranz - Rigaer Strand Ostseebäder im 19. und 20. Jahrhundert
24./25.11.2012	17. Bunter Herbstmarkt

Kabinettausstellungen

Januar – März 2012	Walter von Sanden (1888-1972) Naturschriftsteller aus Ostpreußen
April – September 2012	<i>Auf der Suche nach dem einfachen Leben ...</i> Ernst Wiechert zum 125. Geburtstag
Oktober – Dezember 2012	Fotografiert um die Jahrhundertwende Hermann Venzke unterwegs mit der Plattenkamera

Ausstellungen in Ost- u. Westpreußen, Pommern

Dauerausstellungen in
Stuhm, Deutschordensschloß
Saalfeld, St. Johanneskirche
Pr. Holland, Schloß
Lyck, Wasserturm
Lötzen, Feste Boyen (ab Mai)

Geschichte der Stadt Stuhm
Geschichte der Stadt Saalfeld
Geschichte der Stadt Pr. Holland
Lyck – die Hauptstadt Masurens
Lötzen – die Perle Masurens

Dezember 2011 – Januar 2012	Danzig, Hist. Museum	Historische Landkarten
Februar – März 2012	Museum Stolp	Historische Landkarten
Februar – März 2012	Museum Köslin	Der Deutsche Orden
April – Mai 2012	Museum Köslin	Historische Landkarten

Ganzjährig

Dauerausstellung zur Geschichte und Kultur
Ostpreußens im neuen Altvaterturm
auf dem Wetzstein bei Lehesten, Thüringer Wald

Kulturzentrum Ostpreußen, Schloßstr. 9, 91792 Ellingen/Bay.

Öffnungszeiten: Dienstag – Sonntag 10 – 12 und 14 – 16 Uhr (Oktober – März)
10 – 12 und 13 – 17 Uhr (April – September)

Telefon 09141-8644-0
Telefax 09141-8644-14

Internet: www.kulturzentrum-ostpreussen.de
E-Mail: info@kulturzentrum-ostpreussen.de

- Änderungen vorbehalten -



Altentreptow



Angermünde-Land



Anklam



Anklam-Land



Anklam-Land



Anklam-Land



Anklam-Land



Anklam-Land



Anklam-Land



Badzleb



Badzleb



Badzleb



Badzleb



Badzleb



Badzleb



Badzleb



Badzleb



Badzleb



Badzleb



Badzleb

**Landmannschaft Ostpreußen
Landesgruppe M-V**
Vors.: Manfred F. Schukat, Hirtenstraße 7 a, 17389 Anklam
Telefon: 03971 - 245688

**Herzliche Einladung
zum
17. Ostpreußentreffen
Mecklenburg - Vorpommern
Schwerin 2012**

**Sonnabend, 29. September 2012, 10 - 17 Uhr
in der Sport- & Kongresshalle Schwerin,
Wittenburger Straße 115**

**Für alle 40 ostpreußischen Heimatkreise sind
ausgeschilderte Extra-Tische vorgesehen**

**Für das leibliche Wohl und ein unterhalt-
sames Kulturprogramm ist gesorgt**

Wir freuen uns auf Ihren Besuch



Anklam-Land



Anklam-Land



Anklam-Land



Anklam-Land



Anklam-Land



Anklam-Land



Anklam-Land



Anklam-Land



Anklam-Land



Anklam-Land



Anklam-Land



Ostpreußentreffen

auf Schloss Burg an der Wupper

Den Menschen mit Zwang von seiner Heimat zu trennen,
bedeutet, ihn im Geiste zu töten.
Wir haben dieses Schicksal erlitten und erlebt.



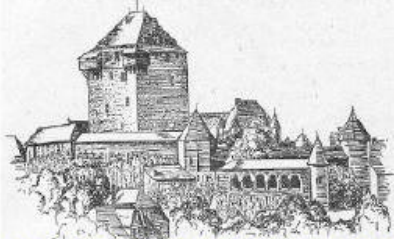
**Mein Volk geht zugrunde
aus Mangel an Erkenntnis.**

Hosea 4, Vers 6



15. Juli 2012

Schloss Burg bei Solingen



Beginn: 11.00 Uhr
Kundgebung: 14.00 Uhr

www.Ostpreussentreffen-NRW.de.vu

Anfahrt über A1, Ausfahrt Wermelskirchen
Schlossplatz, 42659 Solingen

61 Jahre Gedenkstätte des deutschen Ostens

63 Jahre (1949 - 2012)

Landmannschaft Ostpreußen, Landesgruppe Nordrhein-Westfalen e. V.

40591 Düsseldorf, Werstener Dorfstr. 187, Telefon: 0211-395763, Fax: 02964-945459

E-Post: Geschaeft@Ostpreussen-NRW.de

NRW

Lesen Sie die PAZ vier Wochen lang zur Probe!

Bestellen Sie ganz einfach per Email unter:
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Als Dankeschön dafür erhalten Sie die Lebensgeschichten von 20 großen Preußen oder abonnieren Sie jetzt die PAZ für ein Jahr und erhalten das einzigartige ostpreußische Schlemmerpaket als Prämie (nur solange der Vorrat reicht).

Unsere Prämie für ein Jahres-Abo!

Kritisch, konstruktiv, Klartext für Deutschland.

Die Preußische Allgemeine Zeitung ist anders. Sie greift ohne Polemik, aber mit klarem Standpunkt all die Themen auf, an die sich die meisten anderen Medien kaum mehr herantrauen.

Gleich unter
040-41 40 08 42
oder per Fax
040-41 40 08 51
anfordern!

Preußische Allgemeine Zeitung.
Die Wochenzeitung für Deutschland.

- Ich lese 4 Wochen kostenlos zur Probe (endet automatisch).
- Ja, ich abonniere mindestens für 1 Jahr die PAZ zum Preis von z. Zt. 108 Euro (inkl. Versand im Inland) und erhalte als Prämie das ostpreußische Schlemmerpaket.

Name/Vorname: _____

Straße/Nr.: _____

PLZ/Ort: _____

Telefon: _____

Lastschrift Rechnung

Konto: _____ BLZ: _____

Bank: _____

Datum, Unterschrift: _____

Die Prämie wird nach Zahlungseingang versandt. Der Versand ist im Inland portofrei. Voraussetzung für die Prämie ist, dass im Haushalt des Neu-Abonnenten die PAZ im vergangenen halben Jahr nicht bezogen wurde. Mit dem Bezug der PAZ ist die kostenlose Mitgliedschaft in der Landsmannschaft Ostpreußen verbunden. Die Prämie gilt auch für Geschenkabonnements; Näheres dazu auf Anfrage oder unter www.preussische-allgemeine.de.


Preußische Allgemeine Zeitung
Das Ostpreußenblatt